

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines	417
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongressakten	418
3. Historische Hilfswissenschaften	433
4. Rechtsgeschichte	443
5. Mittelalter (chronologisch)	445
6. Frühe Neuzeit (chronologisch)	492
7. 19. und 20. Jahrhundert (chronologisch)	523
8. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien)	560

Annunziata Berrino, *Storia del turismo in Italia*, Bologna (il Mulino) 2011 (*Le vie della civiltà*), 332 S., Abb., ISBN 978-88-15-14667-0, € 23. – Die Darstellung ordnet die Entwicklungen des italienischen Tourismus in die gesellschaftlichen Trends seit etwa 1780 ein. Im Ergebnis spiegeln sich allgemeine Entwicklungen wie verspätete und nur punktuelle Modernisierung auch in der Entwicklung von Infrastrukturen für ankommende Touristen sowie dem touristischen Verhalten von Italienern selbst wider. Die Autorin bietet einen im Wesentlichen chronologischen Abriss, der sich als Einführung in die Thematik eignet. Den eingangs genannten Bezug zu Freuds Theorie vom „Unbehagen an der Kultur“ nutzt sie nur punktuell. Nach einem kurzen Rückgriff auf die Traditionen der Grand Tour des 17. Jh. konstatiert sie das neue Interesse an der eigenen Emotionalität als Leitmotiv frühbürgerlichen Tourismus nach Italien etwa seit der Mitte des 18. Jh. Technische und organisatorische Veränderungen in der ersten Hälfte begünstigten den Zustrom internationaler bürgerlicher Kreise. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. unternahmen großbürgerliche Kreise Italiens Reisen vor allem in die Schweiz, nach Paris und in die neu entdeckten Kurbadeorte Oberitaliens. Die großen Entwicklungsunterschiede zwischen Nord und Süd zeigten sich deutlich. Um 1900 verbreitete sich die Wertschätzung für Erholungsreisen weiter, und norditalienische Seebäder zogen eine Klientel englischer, französischer und deutscher Wintergäste an. Trotz des Einbruchs infolge des Ersten Weltkrieges setzte sich der Trend der Vermehrung

von Touristen europaweit fort, in geringerem Maße auch in Italien. Der ökonomische Bedeutungsgewinn des Tourismus schuf zumindest für die Menschen in Industriegesellschaften nun ein historisch nie dagewesenes Weltverhältnis. Im Faschismus entstanden, angestoßen u. a. durch die Ausflugsprogramme des OND, erste Formen des pauschalen Massentourismus. In den Mittelschichten verbreitete sich der Sommerurlaub am Strand. Nach Kontroversen darüber, ob der Tourismus für die Bewahrung von ‚italianità‘ erwünscht sei, setzte sich in faschistischen Parteikreisen die Idee einer *bonifica turistica* durch. Neben einer autoritären Umorganisation von ENIT wurden vereinheitlichte Kampagnen zur Werbung im Ausland organisiert, das neue Medium der Fotografie zur Modernisierung des internationalen Images ebenso genutzt wie die *Mostra del cinema* zur Aufwertung Venedigs. Aktivitäten im italienischen Inlandstourismus fügten sich in den faschistischen Festkalender ein. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges wurde das Land auf neue Größenordnungen des Massenansturms vor allem aus Deutschland in den 1960er Jahren – auch in Konkurrenz zu Spanien – vorbereitet. Zahlreiche staatliche Interventionen, auch unter Nutzung der *Cassa del Mezzogiorno*, dienten der Förderung verschiedener Tourismusziele und -formen, blieben aber unkoordiniert. Neben dem hedonistisch geprägten Seebäder-Tourismus sorgte ein kulturorientiertes Minderheiten-Publikum für die Erschließung des Binnenlandes. Trotz der Stagnation während der Ölkrise 1973 konnte der italienische Tourismus mittelfristig dank dem Prestigegewinn italienischer Küche, der Ausweitung des Wintersporttourismus und der Aufwertung von Innenstädten der sog. *Italia minore* weiter wachsen. Trotz diverser Defizite und trotz des relativen Bedeutungsverlustes Europas als Zielgebiet in der weltweiten Wachstumsbranche Tourismus ist Italien auch heute noch das am fünfthäufigsten aufgesuchte Zielgebiet weltweit. Friedemann Scriba

Petrarca-Studien, hg. von Karlheinz Stierle, Heidelberg (Winter) 2012, (Schriften der Philos.-hist. Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 48), 358 S., ISBN 978-3-8253-5950-8, € 45.- Karlheinz Stierle, einer der bedeutendsten Vertreter der Romanistik in Deutschland, emeritierter Professor für Romanische Literaturen an der Universität Konstanz, hat sich in zahlreichen Beiträgen, die seit 1967 meist in Aufsatzform erschienen sind, intensiv mit Petrarca befasst und dessen Dichtung teilweise übersetzt (wiederholt mit Hinweis auf die Übersetzungsproblematik), und zwar im Rahmen eines seiner Forschungsschwerpunkte „Dante und Petrarca zwischen Mittelalter und Renaissance“; vgl. das Schriftenverzeichnis http://www.tertium-comparationis.de/pdf/stierle_publicationen.pdf; dort als Stierles früheste Arbeit zu Petrarca verzeichnet: Petrarca's Landschaften. Zur Geschichte ästhetischer Landschafts-

erfahrung, Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln XXIX, Krefeld 1979. Zahlreiche von ihm schon früher behandelte Aspekte sind in seine 2003 erschienene umfangreiche Monographie „Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts“, München-Wien, Carl Hanser Verlag, 2003 (Lizenzausgabe Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2003) eingeflossen. Die nun vorliegende handliche, ansprechend gestaltete Studienausgabe von insgesamt 17 Beiträgen zu Petrarcas Schaffen umfaßt 13 zwischen 1991 (I,1) und 2012 (I,5 und III,5) publizierte Beiträge des Autors, zu denen drei bisher unveröffentlichte Aufsätze treten (II,1; III,4; III,6). Die meisten liegen in deutscher Sprache vor (ital. I,4; I,5; I,6); franz. III,1, engl. IV,2). Auf S. 357-358 finden sich die Nachweise der Erstveröffentlichungen, mit z.T. leicht abweichenden Titeln. In der Einleitung begründet Stierle seine Textauswahl mit der „Vielfalt und essentiellen Unabgeschlossenheit“ in Petrarcas Gesamtwerk als Resultat eines neuen Sinns „für das Einzelne, unter kein System Subsumierbare“ (S. 7), das sich unter anderem im Wechsel zwischen Volgare und lateinischer Literatursprache manifestiere. Deshalb müsse neben den Versuch einer umfassenden Gesamtdarstellung – Stierle bezieht sich auf seine 2003 erschienene Monographie zu Petrarca – die „vertiefende, sich ins Detail versenkende Einzelstudie“ treten. Wohl vom Autor selbst stammt die Zuordnung der Beiträge an vier Hauptteile, überschrieben mit I. Interpretationen zu Petrarcas *Rerum vulgarium fragmenta* (6 Beiträge zum *Canzoniere*); II. Petrarca übersetzen (2 Beiträge zu den „Möglichkeiten der Annäherung an Petrarcas Dichtung durch die Übersetzung“; vgl. S. 8); III. Petrarca latinus (6 Beiträge: „wesentliche Aspekte von Petrarcas noch immer allzu wenig wahrgenommenem lateinischen Werk“; vgl. S. 8); IV. Ausblicke (3 Beiträge; „Ausblicke auf Petrarcas Wirkung“; vgl. S. 9). Daß Teil I und Teil III mit jeweils sechs Beiträgen wesentlich umfangreicher sind als die nur zwei bzw. drei Stücke umfassenden Teile II und IV, entspricht den offenkundigen Interessenschwerpunkten des Vf. Dabei fällt auf, daß von den vier hier erstmals veröffentlichten Aufsätzen drei in Teil III (Petrarca latinus) eingeflossen sind. Es handelt sich um Beiträge, in denen Stierle Petrarcas Schaffen in die literarische Tradition der Antike und des lateinischen Mittelalters einordnet (III,2, S. 173-194: Calamus in manu. Petrarcas Philographie; III,4, S. 245-255: Zwei Bergbesteiger: Philipp V. von Macedonien und Petrarca; III,6, S. 268-288: Die Illegitimität der *translatio*. Petrarca und das ‚dunkle‘ Mittelalter. – In Teil II,1, S. 135-154, ist neu: Das Gedicht und sein Schatten). Dieser nach Stierle bisher nicht hinreichend beachteten Thematik (vgl. S. 8) wendet sich der Autor in seinem Spätwerk offenbar verstärkt zu (unpassend die französische Form *Tusculanes* als Titel von Ciceros *Tusculanae disputationes* in Stierles 2008 erschienenem Aufsatz „Vernunft und Überschwang. Petrarcas *De remediis utri-*

usque fortunae und die Tradition des Stoizismus“; s. S. 196, 200, 206 u. ö.). Der letzte, etwas vage mit „Ausblicke“ überschriebene Teil IV enthält frühere Beiträge des Autors zu Parallelen zwischen der Gedankenwelt Petrarcas und der Malerei (Jan van Eyck) bzw. zeitgenössischen und späteren namhaften Autoren (Boccaccio, Montaigne, Cervantes, Castelvetro).

Ursula Jaitner-Hahner

Stefan Weinfurter (Hg.), Päpstliche Herrschaft im Mittelalter. Funktionsweisen – Strategien – Darstellungsformen, Ostfildern (Thorbecke) 2012 (Mittelalterforschungen 38), 398 S., Abb., ISBN 978-3-7995-4289-0, € 49. – Der Band vereint die Vorträge einer im April 2008 veranstalteten Tagung, welche der Düsseldorfer Mediävist Johannes Laudage zum 80. Geburtstag seines Lehrers Odilo Engels konzipiert hatte. Wie und unter welchen Rahmenbedingungen entwickelte sich päpstliche Herrschaft und das Papsttum zu einer gleichsam internationalen Institution? Nach welchen politischen und Kommunikationsstrategien ließ sich dieser Herrschaftsanspruch durchsetzen und in welchen unterschiedlichen Repräsentationsformen und Handlungen fand er Ausdruck? Diese Fragen standen im Mittelpunkt dieser ersten Tagung des längerfristig angelegten Forschungsprojektes „Funktionsweisen mittelalterlicher Papstherrschaft“, mit dem der nur wenige Wochen vor der Tagung tragisch verunglückte Johannes Laudage die vielschichtigen „Metamorphosen dieses Amtes“ (Stefan Weinfurter) künftig in den Blick nehmen wollte. Ein erster Themenblock des Bandes behandelt die Funktionsweisen päpstlicher Herrschaft. Sebastian Scholz untersucht die wirtschaftliche Basis des Papsttums als Grundlage jeglicher funktionierenden Herrschaft bzw. die Reaktion der Päpste auf deren Gefährdung und Zerstörung im Zuge militärischer Auseinandersetzungen (Byzanz / Langobarden) in der Mitte des 8. Jh. Yvonne Leiverkus thematisiert am Beispiel der *invasio apostolice sedis* durch Papst Konstantin II. die Gefährdung des päpstlichen Amtes und dessen – zumindest kurzfristige – Sicherung durch das Papstwahldekret von 769. Johannes Laudage (†) hinterfragt in seinem posthum abgedruckten Beitrag den Begriff der „papstgeschichtlichen Wende“ (Rudolf Schieffer), deren Ursache, ihren Verlauf und ihre Folgeerscheinungen, durch die sich das Papsttum zwischen 1049 und 1216 zu einer Institution von gleichsam internationalem Führungsanspruch weit über den rein römischen Horizont hinaus entwickeln sollte. Rudolf Schieffer widmet sich den Beziehungen, der Intensivierung der diplomatischen Kontakte und der Einflussnahme des Papsttums auf die neuen Königreiche im 11./12. Jh. (z. B. Aragón, Navarra, Portugal, Sizilien, Norwegen Schweden, Polen), Georg Gresser beleuchtet die Funktion der päpstlichen Synode zur Sicherung und zum Ausbau des ekklesiologischen und Primats-

anspruches in der Zeit der Kirchenreform, Ursula Vones-Liebenstein das Verhältnis des englischen Papstes Hadrian IV. zu den Regularkanonikern. Ein zweiter Themenblock zur „Kommunikation und Strategie“ bietet einen Beitrag von Gerhard Lubich zu Bild und Funktion der Frauen in der päpstlichen Epistolographie zwischen Gregor I. und Gregor VII. Hanna Vollrath fragt unter dem pointierten Titel „Lauter Gerüchte? Canossa aus kommunikationsgeschichtlicher Sicht“, inwieweit Nachrichten unterschiedlicher Qualität, vor allem jedoch die Schriften aus dem Umfeld Gregors VII. im Reich wahrgenommen wurden und inwiefern das vermeintliche Schlüsselereignis Canossa die „(deutsche) Welt“ tatsächlich erschüttert hat. Manfred Groten betrachtet die Papstbulen des 11. Jh. sowohl in ihrer kommunikativen wie auch autorepräsentativen Funktion als Spiegel durchaus auch konkurrierender politischer Ansprüche (etwa in Zeiten des wibertinischen Schismas) und leitet thematisch zum dritten Themenblock, „Darstellungsformen und Präsenz“ über. Marie-Luise Heckmann analysiert den in der Forschung vielbeachteten Fall der Leichensynode von 897 unter vorstellungsgeschichtlichen und religionswissenschaftlichen Perspektiven, deutet ihn als Umkehrritual zur im Frühmittelalter üblichen Papsterhebung und als symbolisches Gegenbild zu den zeitüblichen Deutungsmustern über die Heiligung des päpstlichen Amtes, allerdings mit diskussionswürdigem Verständnis des Versenkens des toten Formosus im Tiber als „Auslöschung der Erinnerung“ (S. 234) und nicht als inszenierte und somit zu erinnernde Handlung. Werner Maleczek richtet den Blick auf die Kardinäle als wichtige Repräsentanten der Kurie und auf deren eigenhändige Unterschriften als möglichem Spiegelbild ihrer Persönlichkeit. Helmuth Kluger gelangt in seinem Beitrag über die Fresken der im Auftrag des römischen Kardinals und *vicarius Urbis* Stefano Conti erbauten Silvesterkapelle von SS. Quattro Coronati in einigen Details zu einer Neubewertung insbesondere mit Blick auf die Symbolik päpstlicher Repräsentation (Bischofsmitra, Phrygium und Solecchium), ihrer Verwendung und Bedeutung im Text des *Constitutum Constantini* und den zur Mitte des 13. Jh. daraus abzuleitenden rechtlichen Vorstellungen bzw. Funktionen für die päpstliche Selbstdarstellung. Weitere Autoren widmen sich den Wirkmöglichkeiten päpstlicher Repräsentation und der Umsetzung päpstlichen (Herrschafts)Anspruches *in partibus*, so Rolf Große den Papstreisen im 11. und 12. Jh., Ludwig Vones den Rahmenbedingungen der Legatengewalt um 1100 am Beispiel des Kardinallegaten Richard von Marseille sowie Heinz Finger dem Wandel in den Beziehungen des Papsttums zu den Kölner Erzbischöfen im 13. Jh. Insgesamt bietet der Band einen thematisch breiten, somit freilich auch heterogenen Einstieg in das weite Feld jener Strategien, Instrumentarien, Formen und Handlungen, mit denen die Nachfolger des Apostels Petrus vorwiegend im Früh- und Hochmittelalter

ihren geistlichen Führungs- und weltlichen Herrschaftsanspruch um- und durchzusetzen versuchten. Dass dieses Feld mit den Beiträgen einer Tagung nur zum Teil beschritten werden kann, versteht sich von selbst. So kann der im Titel des Sammelbandes weit gesteckte Rahmen (Mittelalter) vor allem für die Zeit des Spätmittelalters sowie für die Kunst- und Rechtsgeschichte in vielen Aspekten nur ansatzweise gestreift werden. Insofern bleibt zu wünschen, dass diese Forschungsperspektiven zu den „Funktionsweisen mittelalterlicher Papstherrschaft“ künftig auch für die Jahrhunderte des Spätmittelalters, möglichst in einem noch stärkeren interdisziplinärem Zugriff fortgeführt werden, so wie es Johannes Laudage plante. Der Band bietet eine Grundlage und Anregungen dafür.

Kai-Michael Sprenger

Zwischen Pragmatik und Performanz. Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur, hg. von Christoph Dartmann/Thomas Scharff/Christoph Friedrich Weber, Turnhout (Brepols) 2011 (Utrecht Studies in Medieval Literacy 18), VIII, 489 S., ISBN 978-2-503-54137-2, € 90. – Die Beiträge, die auf eine im Mai 2007 in Münster ausgerichtete Tagung zurückgehen, berühren mit den Leitbegriffen Pragmatik und Performanz Kategorien, die in zwei Sonderforschungsbereichen den wissenschaftlichen Zugang Hagen Kellers zur mittelalterlichen Schriftlichkeit geprägt haben. In dessen 70. Geburtstag ist gewissermaßen die *causa scribendi* des Bandes zu sehen. Als ausgewiesener Kenner dieser Forschungsdesigns unternimmt es Christoph Dartmann gekonnt und souverän, die zentralen Anliegen der beiden Sonderforschungsbereiche zu skizzieren und damit die Leitbegriffe vorzustellen, die als Klammer des gesamten Bandes fungieren. Mit der Pragmatik der Schriftlichkeit hatte sich Hagen Keller insbesondere in den italienischen Stadtkommunen beschäftigt und damit die seit dem 13. Jh. rasant zunehmenden systematisierenden Gebrauchstexte in den Blick genommen. Diese betrafen etliche Bereiche kommunalen Lebens wie die kommunale Verfassung, das Gerichtswesen, die Besteuerung, die Buchhaltung oder die Wahlen kommunaler Amtsträger. Konzeptionell mit der Pragmatik von Schriftlichkeit mit ihrer Performanz verbunden, hat doch Keller seinen Forschungen zur symbolischen Kommunikation auf die Präsentation schriftlicher Produkte in öffentlichen Situationen aufmerksam gemacht. So sehr Keller aber beide Begriffe für sich geschärft haben mag, in der Fachwissenschaft hat die ubiquitäre Präsenz der Begriffe Pragmatik und Performanz zu einer gewissen Beliebigkeit, jedenfalls zu einer definatorischen Vielfalt geführt. Wenn sich diese Vielfalt dann auch in der Heterogenität der hier versammelten Beiträge widerspiegelt, kann man – mit Dartmann – „die Stärke des Buches gerade in der Breite des Spektrums“ (16) sehen. Eine Vorstellung aller 17 Beiträge und ihrer Thesen ist hier nicht zu leisten. Die Themen

reichen, um nur einige zu nennen, von Hinkmar von Reims (Janet Nelson) und von Formen der Erinnerung nach der zweiten Zerstörung Montecassinos (Walter Pohl) über das duale – päpstliche und senatorische – Gerichtswesen in Rom (Chris Wickham) und die politische Oratorik in den italienischen Kommunen (Enrico Artifoni) bis hin zur Pragmatik und Symbolik von Schriftlichkeit im spätmittelalterlichen Braunschweig (Thomas Scharff) und die „Ethik politischer Kommunikation im franko-burgundischen Spätmittelalter“ (Petra Schulte). Die Beiträge stehen wegen ihrer thematischen Vielfalt und der nicht immer erkennbaren Orientierung an den Leitbegriffen Pragmatik und Performanz oft für sich, was freilich ihren großen wissenschaftlichen Wert im Einzelfall nicht schmälert. Das Fehlen eines Registers ist dagegen zu bedauern.

Florian Hartmann

Scrivere e leggere nell'alto medioevo, LIX settimana di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, Spoleto, 28 aprile–4 maggio 2011, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2012 (Settimane di studio della Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 59), XIV, 1183 pp., ill., € 165. – Con la consueta puntualità, sono usciti gli atti relativi a una settimana spoletina, a distanza di un anno dallo svolgimento della stessa: il volume riferito alla settimana del 2011 propone un ampio e diversificato quadro di indagini di vario taglio, tutte rivolte a specifici aspetti della scrittura come tecnica alla base non solo della trasmissione ma anche della ricezione di contenuti. Ogni medievista, qualunque sia il suo approccio, troverà in questo volume utili aggiornamenti e novità. Infatti, anche le relazioni più legate ad aspetti puntuali, magari quelli materiali – ad esempio, la lezione di Marco Palma, Pergamene per la confezione di libri e documenti in età longobarda e carolingia. Il caso di Lucca, pp. 457–472, inclusa la relativa discussione – pur nella loro accentuata specializzazione, stimolano la riflessione su questioni che dovrebbero essere sempre tenute ben presenti per un corretto uso odierno di scritture che – non va mai dimenticato – nel passato furono altro rispetto al presente di „fonti“, essendo nate per funzioni diverse rispetto a quelle per cui oggi le rileggiamo: esse furono, appunto, il mezzo di costruzione di relazioni tra diversi soggetti attivi intorno allo scrivere e al leggere. Anche gli studiosi interessati a temi assai distanti da quelli strettamente legati allo studio della scrittura potranno, dunque, utilmente confrontarsi con i due ponderosi volumi spoletini, le cui ben trentadue lezioni vanno ad affrontare con i più diversi approcci il mondo della scrittura e della lettura nell'alto medioevo: storia della cultura, ricerca diplomatica, paleografia, esegesi e filologia e, ancora, questioni squisitamente tecniche sui supporti papiracei e pergamenei, epigrafia, numismatica, storia dell'arte e altre discipline ancora, sempre afferenti lo stu-

dio delle forme scritte e della trasmissione del sapere attraverso l'uso della tecnica della scrittura. Questa assumeva nel medioevo un ruolo comunque importante, a dispetto dell'analfabetismo diffuso anche tra i ceti sociali più elevati, specie nel mondo laico ma con significative eccezioni che opportunamente rimarca Paolo Cammarosano intervenendo (pp. 43–44) nella discussione alla lezione d'apertura Guglielmo Cavallo, Leggere e scrivere. Tracce e divaricazioni di un percorso dal tardoantico al medioevo greco e latino, pp. 1–44 la quale, a sua volta, si innerva sui temi della diffusione del sapere e della stessa importanza del non essere *illitterati* nei medioevi greci e latini, se è concesso così sintetizzare il concetto della frammentazione e la pluralità di contesti caratterizzanti i secoli di cui Cavallo si occupa, anche riprendendo spunti da studiosi di vari ambiti di indagine. Il prestigio della sede di pubblicazione esime dal redigere qui un elenco completo di quanti hanno partecipato alla settimana di studio: anche lezioni per le quali non si riporta una discussione – si pensi a quella di Martin Wallraff su Tabelle e tecniche nella letteratura cristiana tardoantica, pp. 803–819, con cinque tavole – offrono molti spunti di riflessione, oltre che informazioni preziose. Sono presenti contributi di studiosi che da decenni conducono un proprio percorso di indagine su specifici ambiti del mondo della scrittura ai quali tornano in questa sede: solo per limitarsi a qualche nome, si pensi a Rosamond McKitterick sul mondo carolingio (pp. 179–211), a Giovanna Nicolaj che, con Cristina Mantegna, ancora una volta propone stimolanti osservazioni sull'ambito giuridico (pp. 427–455), a Ermanno A. Arslan che scrive di monete come supporto di comunicazione scritta o ideografica (pp. 759–801); così come non mancano studiosi più giovani ma, ormai, anch'essi affermati, che offrono, a loro volta, contributi di alto interesse: ad esempio, Paolo Cherubini, sul classico tema dell'unità e del particolarismo grafico (pp. 349–377), oppure Paolo Chiesa, sui testi letterari altomedievali (pp. 379–401), Donatella Frioli, sugli inventari di libri (pp. 855–943), o Massimo Vallerani, su scritture e ritualità nella giustizia altomedievale (pp. 97–149).

Mario Marrocchi

Cristina Andenna/Klaus Herbers/Gert Melville (Hg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, Bd. 1: Netzwerke: Klöster und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts, Stuttgart (Franz Steiner) 2012 (Aurora. Schriften der Villa Vigoni, 1.1), 307 S., ISBN 978-3-515-09929-5, Abb., € 56. – Der vorliegende Band geht auf zwei Tagungen in den Jahren 2009 und 2010 zurück, in deren Rahmen die Hg. fragten, wo das größere „Innovationspotential des 12. Jahrhunderts“ zu verorten sei und dabei zum einen die Klöster und Orden in Europa, zum anderen das Papsttum untersuchten. Entsprechend breit sind die Themen und methodischen Zugriffe, die

als Ergebnisse der ersten Tagung zu den Klöstern und Orden nun vorgelegt wurden. Der Soziologe Alois Hahn formuliert in seinem einleitenden Aufsatz einen Zugang zum Zentrum-Peripherie-Problem, indem er nach der Nennung einiger Klassiker der soziologischen Forschung die Organisation und die Funktionalitäten dieses Systems vorstellt, das für die Ordensforschung von nicht geringer Relevanz ist. Mirko Breitenstein leitet das erste Hauptkapitel zu den Inhalten der Kommunikation ein und untersucht den Transfer von Mahnschriften zur spirituellen Unterweisung, die unterschiedlich dicht überliefert sind. Ausgehend von exemplarischen Texten der Kartäuser und Zisterzienser beobachtet er, dass der Austausch paränetischer Texte informell verlief und vom jeweiligen Interesse des Lesers abhing, die Rezeption dieser Texte jedoch vom Institutionalierungsgrad der Gemeinschaften. Jens Röhrkasten stellt die Erhebung und Übertragung von Wirtschaftsdaten anhand von Quellen zu englischen Klöstern vor. Florent Cygler weist auf den hohen Stellenwert der internen mündlichen Kommunikation bei der Verbreitung normativer Texte, die wegen ihrer geringen Überlieferungschancen bisher wenig Berücksichtigung gefunden hat. Der zweite thematische Hauptteil bezieht sich auf die Einrichtungen der Kommunikation; er wird von Maria Pia Alberzoni mit einem Beitrag zu den Kontrollmechanismen verschiedener Orden und Klöster eröffnet. Sie arbeitet heraus, dass seit dem Pontifikat Innozenz' III. jene Klöster stärker an die Kurie angebunden wurden, die bis dahin in keinen Ordensverband integriert waren. Sébastien Barret formuliert grundsätzliche Beobachtungen zu den Klosterarchiven, die eine dauerhafte Kommunikation erst ermöglichten. Roberto Lambertini widmet sich dem Ordensstudium bei den Mendikanten, das neben der Ausbildung auch als ein wichtiges Kontrollinstrument gelten kann, mit dessen Hilfe weit über die jeweiligen Studienzentren hinaus auf einzelne Konvente eingewirkt werden konnte. Medien der Kommunikation, hier besonders Personen, Schriftquellen sowie architektonische Formensprachen, bilden die dritte Sektion. Uwe Israel untersucht in Anlehnung an den Soziologen Niklas Luhmann die Operatoren der Kommunikation innerhalb der Klöster und Orden. Anhand der Briefe Hildegards von Bingen weist er auf die Bedeutung der Vermittler, der Öffentlichkeit des mittelalterlichen Briefverkehrs und auf die Rolle der Klöster als zentraler Bestandteil eines institutionalisierten Boten- und Kommunikationssystems. Giles Constable geht anhand von Briefen und Memorialquellen auf zwischenklösterliche Kommunikation und Freundschaftsbeziehungen ein. Rudolf Kilian Weigand zeigt in seinem Beitrag, wie eng verschiedene Kommunikationsformen – hier vor allem Literatur und ihre Wiedergabe bzw. Inszenierung – miteinander verbunden waren, was überhaupt erst die Grundlage für eine tatsächliche Informationsvermittlung bildet. Carola Jäggi fragt nach der zister-

ziensischen Architektur als Kommunikationsmedium des Ordens und kann mit Blick auf zahlreiche Abteikirchen aus ganz Europa die Vorstellung eines architektonischen Prototypen aller Zisterzen relativieren, was selbst für die durch Filiation besonders eng verbundenen Abteien zu beobachten ist. Hei- drun Stein-Kecks bereichert den Forschungsdiskurs über Bilder als Medien der innerklösterlichen und auch politischen Kommunikation mit einer Unter- suchung des Bildprogramms der Benediktinerabtei Prüfening. Die vierte Sek- tion geht den Wegen der Kommunikation nach und beginnt mit einem Beitrag von Steven Vanderputten zum Diskurs zwischen Klöstern und der welt- lichen Gesellschaft in der Grafschaft Flandern. Nicolangelo D’Acunto un- tersucht die Zentren der jeweiligen Orden und zeigt die Bedeutung der wech- selnden Generalkapitel der Bettelorden. In einem umfangreichen Beitrag betrachtet Cristina Andenna die Veränderungen der Kommunikationsfor- men innerhalb der hierarchisch auf ein Zentrum ausgerichteten Orden. Eine ihrer zahlreichen wichtigen Beobachtungen ist, dass ab der zweiten Hälfte des 12. Jh. neue Strukturen erkennbar werden, durch die der Austausch zwischen abgelegenen Klöstern mit dem Ordenszentrum verdichtet wird. Von dieser an- regenden Studie ausgehend richtet sich der Blick nun auf den angekündigten zweiten Tagungsband, um das Ordenswesen und das Papsttum im 12. und 13. Jh. verorten zu können.

Jörg Voigt

Andreas Speer/David Wirmer (Hg.), 1308. Eine Topographie histori- scher Gleichzeitigkeit, Vorträge der 36. Kölner Mediävistentagung, 9. bis 12. September 2008, Berlin-Boston (Walter de Gruyter) 2010 (Miscellanea mediaevalia 35), XXV, 1032 S., Abb., ISBN 978-3-11-021874-9, € 189,95. – Ricor- rendo il settecentesimo anniversario della morte di Giovanni Duns Scotus, anziché dedicare il Convegno di Colonia dei medievisti di quell’anno alla per- sona e all’opera di questo filosofo e teologo così strettamente legato alla città renana, gli organizzatori hanno avuto l’originale idea di porre al centro dell’in- contro non il commemorando ma l’anno della sua scomparsa, il 1308, ripropo- nendosi di indagare come dai contemporanei fosse percepito tale momento storico in diversi spazi culturali. Facendo ricorso ad una immagine felice, ci si è domandato quali realtà avrebbe incontrato chi allora avesse percorso le varie parti del mondo. Sulla base dei risultati si è voluto delineare, come enun- cia il sottotitolo del libro, una „topografia di contemporaneità storica“, imma- ginando di ideare una carta del mondo, ma a differenza della *Ebstorfer Welt- karte*, quella „enciclopedia universale“ che comprende la storia mondiale dagli inizi del Paradiso fino alla contemporaneità in simultaneità cronologica (Andreas Speer, 1308, Eine Topographie historischer Gleichzeitigkeit e Anna-Dorothee von den Brincken, Weltbild und Weltkenntnis in der Kar-

tographie um 1308), cartografandovi esclusivamente gli eventi di un solo anno, appunto del 1308. Una ristrettezza cronologica coniugata con una vastità di spazio. Un'area che spazia dalle estremità occidentali a quelle orientali del mondo conosciuto, a cominciare dalle isole Canarie fino alla Cina, senza fare riferimento agli equivalenti del nord e del meridione. All'interno di questa superficie ci si sofferma su punti nodali della penisola iberica, dell'Inghilterra, della Francia centrale e meridionale, della Germania con al centro Colonia, dell'Italia settentrionale e centrale, della Boemia, della Bulgaria, di Bisanzio, Rodi, Mosca, dell'oriente islamico. Uno spazio geografico sufficientemente coperto? In programmi come questi è facile indicare quello che c'è e quello che manca. La rassegna dei contributi (43 di cui 9 in inglese e 2 in francese e in italiano) può metterlo in evidenza. Come ovvio la scelta degli eventi è condizionata dall'attualità di tali contributi. Ci si poteva tuttavia aspettare una maggiore attenzione all'Italia, considerando che, ignorato del tutto il regno di Sicilia, l'articolo riferito all'Italia settentrionale non ne ha alcuna relazione e Pisa entra solo casualmente per il naufragio subitovi da Raimondo Lullo. Più di scelte di eventi chiamati „rumorosi“, che peraltro non fanno difetto, come il regicidio di Alberto I o il processo ai Templari, la ragione di prendere in considerazione argomenti meno appariscenti dipende dall'occasione che ha fatto da padrino per l'iniziativa e quindi dalle discipline tra le quali gli autori si muovono, il mondo dei saperi filosofici, teologici, letterari, artistici, la cui osservazione non implica possibili legami tra gli eventi, anche se non possono sembrare casuali certe contemporaneità. Ma fino a che punto vicende di questo genere sono in grado di essere percepite *hic et nunc* dal supposto viaggiatore? Muore il filosofo inglese: chi se ne accorge e in che modo? La sua morte, certo, non fa parte degli eventi „rumorosi“. Per il libro il quadro è quello che si presenta al viaggiatore dell'anno, ma negli scritti, come era inevitabile, la visione è quella dell'osservatore posteriore, specie dello storico dei giorni nostri che non è necessario che abbia esperienze di viaggio per cogliere gli eventi culturali e la loro contemporaneità in una vasta area geografica. L'impostazione così problematica è uno dei pregi del libro. La lettura sulla contemporaneità di eventi porta a riflessioni che possono tradursi anche in osservazioni banali, come quella dell'isolamento delle società umane e l'apparente casualità di certi eventi storici.

Hannelore Zug Tucci/Ugo Tucci (†)

Brotherhood and Boundaries = Fraternità e barriere [Relazioni del convegno nazionale di studi, Pisa, Scuola Normale Superiore, 19-20 settembre 2008], a cura di Stefania Pastore, Adriano Prosperi, Nicholas Terpstra, Pisa (Edizioni della Normale) 2011 (Seminari e convegni/Scuola Normale Superiore 26), XVI, 639 S., Abb., ISBN 978-88-7642-354-3, € 35. – Nach einem

Leitgedanken der drei Herausgeber des imposanten, auf eine Tagung 2008 in Pisa zurückgehenden Bandes (Stefania Pastore, Adriano Proserpi, Nicholas Terpstra) war die Ausbildung einer christlichen Bruderschaft, dessen Modell auch in jüdischen Gemeinden und in der islamischen Welt nachwirkte, von einer sich gegenüber der übrigen Glaubensgemeinschaft trennenden und absondernden Absicht begleitet. Insgesamt 33 Beiträge spüren der Vielfalt dieser religiösen, sozialen, politischen und ethnischen Grenzziehungen (sowie solchen nach dem Geschlecht) nach, wobei sie in lockerer Ordnung in die Großgruppen „Le Frontiere“, „Chierici e laici“ und „Tra politica e devozione“ eingepaßt sind. Der Rezensent versucht allerdings, sich auf eigene Weise der Fülle der Fallstudien anzunähern und eine Übersicht nach geographischen Gesichtspunkten zu bieten. Am augenfälligsten ist die Breite des chronologischen und geographischen Rahmens, der vom Spätmittelalter bis ins frühe 20. Jh. und von peripheren Ländern wie Irland und Polen über einen Schwerpunkt im christlichen Mittelmeerraum bis hin zu den iberischen Kolonialreichen in Übersee reicht. Erstaunlicherweise ist der deutsche Sprachraum weitgehend ausgespart, der als Ursprungsland der Reformation gerade für die gegenreformatorische Phase interessante Vergleichsfelder geboten hätte. Für Italien kommen hochrangige italienische und angloamerikanische Historikerinnen und Historiker zu Wort. Giovanna Casagrande bietet unter der Ausgangsfrage „Confraternite senza barriere?“ eine Typologie der italienischen Bruderschaften, wobei sie u. a. zwischen Bruderschaften von Kirchenleuten, Marienbruderschaften, solchen mit besonderem Engagement im Dienst an den Bedürftigen und Kranken (oft „Misericordie“ genannt) und Geißler- bzw. Flagellanten-Bruderschaften unterscheidet. Letzteren, die in Umbrien durch die Pflege der „laudi“ und des religiösen Schauspiels hervortraten, widmet sich Mara Nerbano. Wenig anschlussfähig zum Rahmenthema erscheint Roisin Cossars Beitrag zur großen Bedeutung der Notare in den Bruderschaften in Bergamo, die sich natürlich auch durch die insgesamt ausgeprägt hohe Testier- und Schriftkultur in Italien erklärt. Mariaclara Rossi und Marina Gazzini behandeln weitere die blühende Bruderschaftskultur in Italien prägende Faktoren, und zwar zum einen den Einsatz vieler dieser Vereinigungen sowohl für den inneren Frieden der oft von Zwistigkeiten gespaltenen Stadtgemeinden als auch für den „ewigen“ Frieden der Verstorbenen und zum anderen die Tendenz hin zu einer gerade bei der Führung von Krankenhäusern immer dringlicheren Institutionalisierung, wobei auch handfeste Eigeninteressen der Träger zu vermerken sind. Daniel Bornstein arbeitet heraus, wie Kommunen und Regionalstaaten die oft sehr kleinen Bruderschaftshospitäler zu zentralisieren suchten. Die Beispiele dieser drei Beiträge stammen vor allem aus Mittel- und Norditalien. Hierher gehören auch Cristina Cecchinellis Beitrag zu den Ma-

rienbruderschaften in Parma und Carlo Tavianis Ausführungen zu den Bruderschaften in Genua, die stark von den politischen Umwälzungen zu Beginn des 16. Jh. beeinflusst wurden. Zweifellos gehört die Toskana zu den Regionen, die, was das Bruderschaftswesen betrifft, hervorragend erforscht sind. Trotzdem kann Raffaele Savigni für Lucca noch weitgehend Neuland betreten. Bestens bekannt ist dagegen die Vielfalt bruderschaftlicher Aktivitäten in der Arno-Metropole Florenz. Sabrina Corbellini und Peter Howard beschäftigen sich mit Bibelübersetzungen und Glaubensvermittlung im Florentiner Ambiente und anderen toskanischen Zentren. Eine Eigenheit Florenz' stellt Ilaria Taddei mit den *societates puerorum, adulescentium et iuvenum* vor, die im 15. Jh. dank ihrer auch humanistischen Bildungsanstrengungen ein schichtübergreifendes Rekrutierungsreservoir für den Verwaltungsapparat der Stadtrepublik bildeten, in dem Handwerkersöhne und Kaufleute auf die Söhne des Magnifico treffen konnten. Kein Wunder, daß es nicht an zeitgenössischen Stimmen fehlte, die diese – im vorliegenden Band auch in vielen anderen Beispielen nachgewiesene – Verquickung von religiösen Idealen mit handfesten politischen Zielen kritisierten. Olga Zorzi Pugliese präsentiert diesbezüglich Machiavellis Parodie der Florentiner Bruderschaften in seiner bislang wenig beachteten Schrift *Capitoli per una Compagnia di Piacere*. Ein weiterer Schwerpunkt des Bandes sind Studien zu den Auswirkungen der Kontroll- und Reformbestrebungen des Trienter Konzils, wobei wieder Nord- und Mittelitalien überrepräsentiert sind. Marzia Giuliani analysiert Bruderschaften in Mailand zur Zeit ihres großen Förderers Erzbischof Carlo Borromeo. Christopher F. Black zeigt, daß solche italienischen Bruderschaften sowohl ins Fadenkreuz der Inquisition geraten wie auch selbst – man denke vor allem an die sog. *Crocesignati* – dieser Behörde mutmaßliche Häretiker zuführen konnten. Ganz den gegenreformatorischen Idealen verschrieben war auch die bruderschaftliche Auftragskunst in der Lagunenrepublik Venedig (Paolo Sanvito). Die Aufsätze von Anna Esposito und Alessandro Serra stehen in unserem Band zwar weit auseinander, ergänzen sich aber hervorragend, da beide die Stadt Rom untersuchen. Esposito zeichnet die Charakteristika des Bruderschaftswesens in der Ewigen Stadt nach, das den Bedürfnissen der Einheimischen, der zahlreichen Fremden und Pilger sowie des päpstlichen Stadtherrn und seiner Kurie gerecht werden mußte. Serra schließt chronologisch an und verortet anschaulich auch auf Karten die Entwicklung der Sozietäten von der Mitte des 16. Jh. bis ins 18. Jh. Bemerkenswert erscheint der Umstand, daß sich die Laien-Organisationen in ihrem Selbstverständnis gerne von der anfänglichen Mitwirkung religiöser Orden zu emanzipieren trachteten. Immer wichtiger wurde für sie die Schaffung eigener Identitäten, die sich beispielsweise an ein in ihre Kirchen überführtes, oft wundertätiges Marienbild entzün-

den konnten. Schließlich gelangt der Leser mit Liana Bertoldi Lenoci in das nachtridentinische Apulien. Bedenkenswert ist die Klage der Autorin über die enormen Überlieferungsverluste in dieser Region, die damit kontrastiert, daß allein für das Vicerego im 18. Jh. 6583 Bruderschaften (darunter ca. 1250 apulische) gezählt wurden. Die besonderen folkloristisch-religiösen und sozialen Ausprägungen der Bruderschaften haben im übrigen nicht nur in Süditalien die Kritik mancher reformwilliger Kirchenfürsten wie Gian Matteo Giberti und Nicola Monerisi sowie von Aufklärern wie Ludovico Antonio Muratori hervorgerufen (Danilo Zardin). Italien ist auch wieder privilegiert, wenn Kenneth Stow und Federica Francesconi Beispiele von jüdischen Bruderschaften vorstellen. Wie bei den Christen gab es in den jüdischen Gemeinden (Rom, Modena) solche für die Bestattung der Mitglieder, die Glaubensunterweisung und die Unterstützung der Bedürftigen. Magda Teter zeigt die Grenzen des christlich-jüdischen Zusammenlebens in Polen, wo einige christliche Bruderschaften sich gerade mit ihrer antijüdischen Einstellung zu profilieren suchten. Teters Fallbeispiel Posen (Poznań) soll überleiten zu einer Reihe weiterer Beiträge, die dem Rahmenthema des Bandes außerhalb Italiens nachgehen. Alexis Fontbonne untersucht die soziale Abgrenzung in den sog. Heiliggeist-Sozietäten (*confréries du Saint-Esprit*), die in Clermont und Montferand – wie auch in vielen anderen Städten Frankreichs (Marseille!) – nicht einfache Bruderschaften im herkömmlichen Sinne, sondern die Sammelbecken für die Führungsschichten der aufkommenden Kommunen („proto-communes“) bildeten. Drei Beiträge widmen sich den Bruderschaften in den iberischen Monarchien, die nach dem Konzil von Trient eine neue Blütezeit erlebten (im 18. Jh. gab es ihrer allein im Königreich Spanien mehr als 25 000!); viele von ihnen hießen *Misericórdias*, waren aber autonom (Isabel dos Guimarães Sá, Josep Alavedra Bosch, María Álvarez Fernández). Giuseppe Marcocci stellt das letztlich gescheiterte Experiment der ethnisch gemischten Rosenkranz-Bruderschaft in Lissabon vor, die anfangs Portugiesen wie getauften Sklaven aus den afrikanischen Kolonien offenstand. Ebenfalls den Zielen der Monarchie und der jeweiligen Oberschichten sollten die Bruderschaften in den spanischen Niederlanden (Margaret King) und in den Überseegebieten dienen (Susan Verdi Webster für Quito und Juan O. Mesquida für Manila). Colm Lennon illustriert an einem irischen Beispiel, wie Bruderschaften in konfessionellen Grenzlagen in innerkirchliche und politische Zerreißproben geraten konnten. Der Band zeigt die Komplexität des Phänomens Bruderschaften, das eine Erfolgsgeschichte über Religions- und ethnische Grenzen aufweist. Diese Vereinigungen wurden von kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten gleichermaßen gefördert wie auch argwöhnisch kontrolliert. Aber selbst nach der Tridentinischen Wende blieb noch viel Platz für

lokale Frömmigkeitsformen. Hervorzuheben ist auch das über die eigentliche (lockere) Themenwahl hinausweisende Potential des Bandes für weitere Fragestellungen und Vergleichsstudien wie die Rolle der Frau und die Bedeutung des von den Ortsbischöfen und den Päpsten gewährten Ablasses für die Kohärenz und Identität dieser Gruppen. Andreas Rehberg

Adrian VI: A Dutch Pope in a Roman Context, ed. by Hans Cools/Catrien Santing/Hans de Valk, Turnhout (Brepols) 2012 (= Fragmenta. Journal of the Royal Netherlands Institute in Rome 4/2010), XIII, 206 S., ISBN 978-2-503-54536-3, € 78. – Der Bd. stellt die Akten einer Tagung dar, die im Jahr 1999 angeblich zum 450sten Todesjahr (!) Papst Hadrians VI (1459–1523) ausgerichtet wurde (S. IX; es handelte sich hingegen um den 540sten Geburtstag!). Zehn Beiträge werden in englischer Sprache vorgelegt. Wollten die Hg. den Autoren so zu breiterer Rezeption verhelfen, so fragt sich der Leser angesichts des fragwürdigen sprachlichen Niveaus recht bald, ob dies die richtige Entscheidung war. Inhaltlich sind vier Einheiten zu erkennen. Die ersten drei Beiträge beschäftigen sich chronologisch mit der Biographie des Papstes: zunächst mit seiner Tätigkeit als Professor an der Universität Löwen (Marcel Gielis und Gert Gielis), dann mit seiner Karriere im habsburgischen Spanien für Karl V. (Raymond Fagel) und zuletzt mit seinem Pontifikat. Dabei erhält man einen guten Überblick, Neues erfährt man indes kaum. Zeithistorisch interessant ist der Hinweis darauf, dass Papst Johannes Paul II. sowie Kardinal Joseph Ratzinger auf das *confiteor* Bezug nahmen, welches Hadrian seinen Nuntius Chierigati auf der 1522–1523 abgehaltenen Nürnberger Reichsversammlung aussprechen ließ (S. 66). Aufschlussreicher ist ein zweiter Block von drei Beiträgen, die Einzelaspekte analysieren. Markus Graulich untersucht die theologischen Schriften des Papstes und kommt zu dem (bekannten) Ergebnis, dass Hadrian VI. ein reformorientiertes Amtsverständnis hatte, welches der papalen Monarchie entgegengesetzt war. Wie das Renaissancepapsttum, so war auch das zeremonielle System Roms Hadrian VI. – der erst als Papst die Ewige Stadt betrat – fremd. Wie Sible de Blaauw zeigt, führte der fromme Pontifex, der für seinen feierlichen Einzug *pompa mediocre* (S. 92) bevorzugte, die liturgischen Pflichten aus. An der Kurie und bei den Römern war der Fremdling unbeliebt, wie die kritischen Pasquinaten aus seinem Pontifikat bekanntlich zeigen. Marie-Charlotte Le Bailly konterkariert deren parteiisches Bild aufschlussreich mit der Wahrnehmung eines Landsmannes Hadrians VI. in Rom, denn Cornelius de Fine zeichnet in seinem römischen Tagebuch ein durchaus positives Bild von Hadrians Pontifikat. Der Spott und Hohn der Pasquinaten traf damals nicht nur den Papst selbst, sondern auch seinen *intimissimus*, den mächtigen Kardinal Enckenvoirt. Mit Recht sind

ihm und den niederländischen Netzwerken in Rom zwei Beiträge in einem dritten Block gewidmet, spielten diese romerfahrenen Landsmänner doch eine nicht zu unterschätzende Rolle für den pontificalen Newcomer. Die Netzwerke um Enckenvoirt arbeitet Jetze Toubert klassisch prosopographisch auf und betont, dass Enckenvoirt, auch wenn die Pasquinen ihn als nordischen *Trincaforte* (S. 125f.) verhöhnten, eigentlich ein Auswuchs des von Hadrian VI. kritisierten römischen Systems war (S. 143). Dazu gehörte bekanntlich auch die Kunstpatronage. Achim Gnann beschäftigt sich daher mit Enckenvoirt als Kunstpatron in Rom (Der Gipfel von Enckenvoirts diesbezüglichen Aktivitäten war erreicht, als er Hadrian VI. nach seinem Tod ein Monument in Santa Maria dell'Anima errichten ließ) und benennt das Desiderat, komplementär seine Kunstpatronage in den Niederlanden zu untersuchen (S. 160). Vor Gnanns Untersuchung steht ein kurzer Kommentar von Valentina Lini zur Restaurierung des Hadriansgrabdenkmals. Den Abschluss bildet der Aufsatz, in dem Catrien Santing dem Bild Hadrians VI. in der Historiographie nachgeht und die einflussreiche Rolle Ludwig von Pastors hervorhebt. Insgesamt referieren die Beiträge oft schon vorhandene Literatur, teilweise bringen sie aber auch neue Aspekte. Von der Themenauswahl her ergänzen sie gut den im Jahr 2009 erschienenen, von Michiel Verweij herausgegebenen Jubiläumsband zum 550sten Geburtstag Hadrians VI (vgl. die Besprechung in QFIAB 91 [2011], S. 531ff.).

Tobias Daniels

„La prima donna d'Italia.“ Cristina Trivulzio di Belgiojoso tra politica e giornalismo, a cura di Mariachiara Fugazza e Karoline Rörig, Milano (Franco Angeli) 2010, 254 S., ISBN 978-88-568-3169-6, € 30. – Der vorliegende Bd. präsentiert die Beiträge von einer Tagung, die im Mai 2008 anlässlich des 200. Geburtstages von Cristina Trivulzio di Belgiojoso veranstaltet wurde. Bei der Protagonistin handelt es sich zweifelsohne um eine der wichtigsten weiblichen Intellektuellen, die sich während des Risorgimento für einen liberaldemokratischen Nationalstaat engagierten. Sie stammte aus dem altehrwürdigen Mailänder Patriziat und gehörte zu jener Gruppe liberaler Adliger, die während des gesamten Vormärz gegen die österreichische Obrigkeit agierten. Wie viele ihrer Gesinnungsgenossen und -genossinnen verbrachte sie aufgrund der staatlichen Repression große Teile ihres Lebens im Pariser Exil. Seit 1831 lebte sie in der französischen Hauptstadt, wo sie einen bei Exil-Italienern beliebten Salon führte. Zu Beginn der 1840er Jahre war ihr aufgrund einer Generalamnestie die Rückkehr in die Lombardei möglich und fortan pendelte sie zwischen ihrer alten und neuen Heimat. Nach der gescheiterten Revolution 1848 wanderte sie erneut aus, diesmal in die Türkei. 1861 kehrte sie mit der Gründung des Nationalstaates endgültig nach Italien zurück und lebte fortan

auf dem Familienstammsitz in Locate. Die Fürstin gehörte zu jenen in Italien gar nicht so seltenen Frauen aus der gesellschaftlichen Elite, die sich mit Geld und vor allem mit der Feder für den Nationalstaat einsetzten, wobei ihr Engagement weit über den Durchschnitt herausragte. Das Ziel der Tagung war es, ihr in Vergessenheit geratenes, umfangreiches politisches und journalistisches Werk zu würdigen. Auf einen einleitenden, profunden Aufsatz von Marco Meriggi zum politischen Kontext in Mailand während der Restauration folgt ein Beitrag von Karoline Rörig über das umfangreiche historiographische Werk der Belgiojoso, das sich weniger durch originelle Gedanken sondern eher durch Eklektizismus auszeichnet. Christiane Liermann arbeitet überzeugend ihre Position als liberale Katholikin heraus, die fest glaubend an die göttliche Vorsehung der Amtskirche und ihren Würdenträgern äußerst kritisch gegenüberstand. Zwei Autoren, Pier Luigi Vercesi und Gianluca Albergoni analysieren das journalistische Engagement als Zeitschriftendirektorin und Verlegerin. Weitere Aufsätze fokussieren Schwerpunktthemen ihres Werkes, etwa ihre Ideen zur Verbesserung der sozialen Situation der Bauern in der Lombardei (Gianna Proia), ihre Schriften zu den legendären Geschehnissen während der 1848er Revolution in Mailand (Mariachiara Fugazza). Daniela Maldini Chiarito thematisiert ihr Alterswerk. Und schließlich präsentiert ein Beitrag zur Memoria Bildmaterial zu Cristina di Belgiojoso und ihrer Familie, partiell von ihr selbst mit Talent gezeichnet, das sich noch heute im Nachlass im Castello di Masino befinden (Lucetta Levi Momigliano). Die hier abgebildeten Portraits und das Bild des Stammsitzes Locate vermitteln eindrucksvoll das Ambiente der Fürstin. Abgerundet wird die Publikation durch die Edition einiger wichtiger Schlüsseltexte, die ihr politisches Denken dokumentieren. Dem interessanten Band und seinen Beiträgen ist eine gute Rezeption zu wünschen, und die derzeit vor der Veröffentlichung stehende Dissertation von Karoline Rörig dürfte diese faszinierende Frau endlich auch im deutschsprachigen Raum bekannter machen. Gabriele B. Clemens

Guida ai fondi manoscritti, numismatici, a stampa della Biblioteca Vaticana, a cura di Francesco D' Aiuto e Paolo Vian, Bd. I: Dipartimento Manoscritti; Bd. II: Dipartimenti Stampati – Dipartimento del Gabinetto Numismatico – Uffici della Prefettura, Archivio – Addenda, elenchi e prospetti, indici, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2011 (Studi e testi / Biblioteca Apostolica Vaticana 466–467), 1557 S., ISBN 978-88-210-0884-9, € 150. – Im Umfang von 1557 Seiten liegt seit Kurzem ein umfassendes Nachschlagewerk zu den Beständen der Vatikanischen Bibliothek vor, das auf der Basis einer detaillierten Beschreibung der *fondi* implizit eine Geschichte dieser Bibliothek liefert. Dieses monumentale Werk kann und will nicht die notwendigen Kata-

loge und Inventare ersetzen, sondern ausgehend von der heutigen administrativen Struktur der Vatikanischen Bibliothek den Aufbau und die Geschichte der einzelnen Bestandsgruppen, deren Umfang beträchtlich divergiert (von 15379 Signaturen der *Vaticani Latini* bis zu einer Signatur der *Vaticani Indocinesi*), mit ausführlicher Bibliographie darstellen. Verwaltungstechnisch besteht die Vatikanische Bibliothek aus den drei Hauptabteilungen (*dipartimenti*) *Manoscritti*, *Stampati* und *Gabinetto Numismatico*, hinzu kommen die *Uffici della Prefettura* (mit zugehörigem Bibliotheksarchiv); die Abteilungen der Handschriften und Druckwerke sind nochmals in Sektionen gegliedert. Die *fondi* oder Bestandsgruppen sind z.T. historisch begründet, z.T. Zusammenfassungen nach bibliothekarischen oder archivalischen Gesichtspunkten. Aufgrund der Bestandsgeschichte und letztendlich auch der heutigen Bibliotheksschwerpunkte nehmen die Handschriftenbestände den überwiegenden Raum ein (S. 15–736). Erfreulich umfangreich und von zweifelsohne hohem Nutzen ist der bibliographische Teil (S. 19–331). Er umfasst insgesamt neun Teilbibliographien (jeweils nach Erscheinungsjahr aufsteigend geordnet): zunächst 117 Titel zur Geschichte der Bibliothek im Allgemeinen, 15 Bibliographien zu den Handschriftenbeständen und 25 Bibliographien zu Teilbeständen, folgend Studien zu einzelnen Handschriften, in einer ersten Gruppe (951 Titel) nach Sachbetreffen, in einer zweiten Gruppe (1004 Titel) nach Autoren bzw. Werktiteln geordnet. Insbesondere diese beiden Verzeichnisse stellen bibliographisch einen unschätzbaren Gewinn dar. Der bibliographische Teil wird durch Verzeichnisse von Ausstellungskatalogen, Inzipit-Verzeichnissen, Faksimile-Ausgaben und anderen Findmitteln komplettiert. Die Bibliographie wird in den *Addenda* (S. 917–936) bis ins Jahr 2010 fortgeführt. S. 332–736 werden die (über 120) *fondi* mit Beschreibungen von Bestandsgeschichte und -umfang, spezieller Bibliographie und Kataloghinweisen dargestellt. Die Beschreibung der gedruckten Bestände (S. 741–873) bietet einführend eine umfassende Bibliotheksgeschichte, die Darstellung der einzelnen Bestandsgruppen, die formal dem Schema der Handschriftenfonds folgt, ist naturgemäß von unterschiedlichem Umfang und beschränkt sich bei laufenden, „offenen“ Signaturgruppen in der Regel auf eine kurze inhaltliche Definition und die aktuellen statistischen Angaben. Das numismatische Kabinett (S. 893–909) und das Bibliotheksarchiv (S. 911–916) schließen diesen Teil ab. Verschiedene Anhänge, darunter ein chronologischer Abriss der Geschichte der Bibliothek, und umfangreiche Indizes (in der Form eines Sach- und Personenindex und eines Index der zitierten Handschriften, Druckwerke und Münzen) auf mehr als 500 Seiten runden die Darstellung ab. Das vorliegende Werk lässt sich weder lesen noch angemessen besprechen. Den Herausgebern, den zahlreichen Beiträgerinnen und Beiträgern und nicht zuletzt der Institu-

tion ist aber in besonderem Maß zu danken, dass sie der Forschung dieses Nachschlagewerk zur Verfügung stellen, das die Vorbereitung eines Bibliotheksbesuchs in idealer Weise erleichtert. Nicht unerwähnt bleiben soll aber auch der „Nebeneffekt“ einer Bibliotheksgeschichte auf der Basis der Bestandsgeschichte. Es bleibt zu hoffen, dass diese für historisch gewachsene Bibliotheken charakteristische Verknüpfung auch in anderen vergleichbaren Einrichtungen Nachahmung findet. Bibliotheken sind nicht nur Lieferanten von gedruckten und virtuellen Informationen, sondern dokumentieren selbst mit ihren Beständen Geschichte – ein Aspekt, der bei rein betriebswirtschaftlicher Betrachtung leider häufig verloren geht. Thomas Hofmann

Hartmut Hoffmann, *Schreibschulen und Buchmalerei. Handschriften und Texte des 9.–11. Jahrhunderts*, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 65), XXIX, 234 S., Abb., ISBN 978-3-7752-5767-7, € 55. – H. raccoglie in questo volume i risultati di ulteriori indagini condotte su centri scrittori e scuole di miniatura in area tedesca tra X e XI secolo, cui si aggiunge l'edizione, a campione o integrale, di glosse di testi scritturistici ed esegetici, composte in monasteri femminili sassoni nello stesso periodo. Tali indagini, articolate in tre saggi, si pongono in continuità con le ricerche pubblicate negli ultimi trent'anni da questo studioso sui manoscritti di età ottoniana e salica: sulla loro produzione e sulla loro circolazione; su tipi di scritture e di raffigurazioni, librerie e non, e sui loro centri di irradiazione; sui contenuti di un complesso variegato di testi, più o meno brevi; e infine sugli uomini e sulle donne, dall'identità quasi sempre sfuggente, che fecero tutto ciò. Il primo saggio costituisce una descrizione della produzione dello scriptorio di Corvey, che integra precedenti lavori. Nonostante la più o meno rarefatta distribuzione delle testimonianze, H. riesce a delineare il graduale sviluppo del tipo di scrittura di questo monastero dalla tarda età carolingia fino al secolo XI. Il secondo saggio, dedicato a comunità religiose femminili tra X e XI secolo, si articola in due parti: la prima tratta della descrizione dei tipi scrittori dei monasteri di Essen, Gandersheim, Nordhausen e Quedlinburg; la seconda dei testi redatti da religiose in queste comunità. La parte dedicata agli stili scrittori è un contributo particolarmente rilevante in un ambito – quello degli enti religiosi femminili – in cui le evidenze testimoniali sono scarse: e non casualmente la trattazione si concentra sulle principali fondazioni legate alla dinastia sassone. Già nella descrizione dei tipi scrittori si evidenziano le connessioni con i contenuti dei testi ivi redatti. Sotto questo aspetto la seconda parte del saggio offre significativi esempi di 'testi su testi', di diversa complessità, che mostrano il confronto delle religiose con le Scritture e con l'esegesi patristica: si tratta delle glosse in un frammento del vangelo di Mat-

teo, proveniente da Gandersheim (Wolfenbüttel, Staatsarchiv, 12 Slg. 2, Nr. 14); delle glosse di religiose di Nordhausen alla *Expositio psalmi CXVIII* di Ambrogio (contenute nel codice singolarmente ‚femminile‘ Clm 4535) e di quelle nel frammento del salterio di Seuling; del frammento del salterio proveniente da Essen (Jena, Universitätsbibliothek, Fragm. Lat. 24), che presenta commenti degni di attenzione dal punto di vista teologico e da quello dei legami intertestuali con alcune opere esegetiche della seconda metà del secolo XI. La terza trattazione si occupa metodologicamente del rapporto tra paleografi e storici dell'arte nella datazione e descrizione dei manoscritti. Le frequenti divergenze tra questi studiosi dipendono dalla mancata integrazione dei due approcci. Per spiegare quelle che appaiono delle vere e proprie contraddizioni interpretative H. individua alcuni nodi problematici: l'aggiunta successiva o la rielaborazione posteriore dell'apparato figurativo; lo scarso valore probante delle iniziali miniate a fronte di quello più pregnante dell'identificazione delle mani degli scrittori, quando sufficientemente regolari; la prudenza necessaria di fronte ai fenomeni della migrazione di motivi figurativi e dell'omogeneizzazione delle scritture; la coesistenza di diversi stili in uno stesso arco generazionale; la presenza di casi peculiari non riconducibili ad una scuola scrittoria o grafica. A questa disamina H. fa seguire una serie di analisi di caso, riguardanti diversi centri, che dimostrano la necessità di un'integrazione dei due approcci, specie da parte degli storici dell'arte. H. mostra quindi ancora una volta di muoversi con perizia non solo nella selva ‚paleografica‘, ma anche nei labirinti iconografici e negli intrichi testuali, fornendo un'ulteriore prova della ricchezza di informazioni che l'analisi puntuale del ‚tessuto‘ della tradizione manoscritta medievale può offrire.

Eugenio Riversi

Ulrike Bauer-Eberhardt, Die illuminierten Handschriften italienischer Herkunft in der Bayerischen Staatsbibliothek. Teil 1: Vom 10. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Bd. 1: Tafelband, Bd. 2: Textband, Wiesbaden (Reichert) 2011 (Katalog der illuminierten Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München 6, 1–2), 224+298 S., Abb., ISBN 978-3-89500-759-0, € 248. – Marianne Reuter, Die Codices iconographici der Bayerischen Staatsbibliothek. Teil 1: Die Handschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts: Text- und Tafelband, Wiesbaden (Reichert) 2013 (Katalog der illuminierten Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München, 8,1), 319, 40 S., Abb. ISBN 978-3-89500-848-1, € 148. – Es kommt selten vor, daß in den QFIAB Bibliothekskataloge angezeigt werden, die meist die Frucht jahrzehntelangen Studiums sind und demgemäß lange Vorlaufzeiten bis zur Publikation benötigen, die ja größtmögliche Präzision und Nachhaltigkeit beanspruchen soll. Um so erfreulicher ist es, daß man

dank der Unermüdlichkeit und Beharrlichkeit der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) und ihrer hochqualifizierten Mitarbeiter/Innen das Erscheinen von gleich zwei neuen Katalogen mit besonderem Italienbezug feiern kann. Es sind die Bände VI und VIII des seit 1980 erscheinenden „Katalogs der illuminierten Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek in München“, die einzigen aus der Reihe, die sich explizit auf Hss. italienischer Provenienz beziehen. Dieser Italien-Bezug ist exklusiv im Bd. VI gegeben und rührt im Bd. VIII aus dem Umstand, daß etliche der vorgestellten Objekte aus Italien stammen. Der Leser wird bemerken, daß der Rezensent keineswegs dem Urteil von Spezialisten der ebenfalls an solchen Katalogen interessierten Disziplinen wie der Kunstgeschichte, des Bibliothekswesens, der Kodikologie, der Rechts-, Medizin-, Technik-, Sprach- und Literaturwissenschaften sowie der Theologie und Liturgie vorgreifen, sondern sich dem Material ganz subjektiv aus eigenen Forschungsinteressen annähern wird. Nicht unwichtig erscheint auch die Prämisse, daß beide Katalogbände einige Raritäten enthalten, die nicht nur den Wissenschaftler, sondern auch den Bibliophilen begeistern, weswegen ebenfalls die Qualität der Abbildungsapparate gelobt sei. Die im Band von Ulrike Bauer-Eberhardt vorgestellten Handschriften gehören vor allem zu den Clm (*Codices latini Monacenses*) (daneben sind noch einzelne Hss. aus den Beständen Cgm, Cod.ital., Inc., Res. verzeichnet) und stammen aus der Münchner Hofbibliothek, aus diversen bayerischen Klöstern oder aus dem Kunsthandel. Der Katalog ist mit Kapiteln nach Jahrhunderten strukturiert, wobei dann die Bandbeschreibungen jeweils nach dem geographischen Entstehungsgebiet der Hss. von Nord- nach Südtalien (letzteres nur gering vertreten) angeordnet sind. Die Autorin gibt in den knappen einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Jh. einen Abriss der Entwicklung der italienischen Buchkunst. Danach waren spätestens ab der Mitte des 11. Jh. Rom und Montecassino zu Zentren der Buchmalerei geworden, wobei für Rom prächtige Riesenbibeln und für Montecassino ein besonderer Initialstil typisch wurden. Hervorzuheben sind der Ambrosianische Psalter, die sog. Bibel Heinrichs IV. und ein lateinischer Dioskurides (Kat. 2, 7, 15). Im 12. Jh. waren die Skriptorien an Klöstern dominant, die allerdings im 13. Jh. von universitären Zentren wie Bologna und Padua abgelöst wurden. Kein Wunder, daß jetzt die juristischen die theologischen Hss. zahlenmäßig verdrängen. Hervorgehoben sei ein reich illustrierter Codex zur Chirurgie und Geburtshilfe aus Südtalien (Kat. 137). Für die 1. Hälfte des 14. Jh. sind die Kopie des astronomisch-astrologischen Lehrbuchs von Michael Scotus mit 60 farbig lavierten Federzeichnungen nach Fresken von Giotto im Palazzo della Ragione in Padua sowie das Gebetbuch der Taddea Visconti hervorzuheben (Kat. 210f.). Wie kamen nun diese wertvollen Bücher nach Bayern? Manchmal konnte es mit der Überführung schnell ge-

hen, vor allem, wenn ein wohlhabender Abt aus einem bayerischen Kloster wie St. Emmeram in Regensburg direkt in Italien einkaufte (Kat. 59, 70, 87). Mönche bzw. Kleriker sowie später Humanisten wie Hartmann Schedel (1440–1514) brachten schon ältere Codices von ihren Universitätsreisen mit. In der Zeit des Humanismus wurden Bücher in allen Schichten zu begehrten Sammelstücken. Zum Beleg dafür, welche Bedeutung die Münchner Hss. für die Forschung haben, sei auf eine Online-Publikation aus der Rechtsgeschichte hingewiesen: Das auf eine Tagung am DHI Rom zurückgehende Buch von 2012 *Decretales Pictae. Le miniature nei manoscritti delle Decretali di Gregorio IX (Liber Extra)* (<http://dspace-roma3.caspur.it/bitstream/2307/711/1/Decretales%20Pictae.pdf>, konsultiert 12.08.13) greift auf etliche Bände aus München zurück. – Die digitale Verfügbarkeit zeichnete schon im Vorfeld der Publikation den Katalog von Marianne Reuter zu den *Codices Iconographici* der BSB aus. Etliche Prachtstücke aus dieser Sammlung sind dank eines DFG-geförderten Digitalisierungsprogrammes schon seit einigen Jahren samt den Beschreibungen online konsultierbar (<http://codicon.digitale-sammlungen.de>). Angesichts der Unkontrollierbarkeit des geistigen Eigentums im Internet und auch aus Gründen der besseren Zitierfähigkeit ist es zu begrüßen, daß die Anstrengungen der Autorin jetzt auch in gedruckter Form dokumentiert und gewürdigt sind. Zu recht unterstreicht Reuter das Besondere an ihrem 1835 von Johann Andreas Schmeller (1785–1852) ausgegliederten Bestandes. Nach Schmellers Definition galt der Fonds Bildhandschriften „mit keinem oder bloß erklärenden Text“, wobei die Auswahl vielfach Ermessenssache war (S. 13). Die *Codices iconographici* erhalten noch heute Zuwachs (beispielsweise durch die 2009 erworbene Kupferstichfolge *Fuggerorum et Fuggerarum imagines* und demnächst durch die ca. 660 handgezeichneten Karten und Globen der Landkartensammlung). Reuter leistet Pionierarbeit bei der Erschließung des noch weitgehend unbekanntes Fonds. Der vorliegende Katalog bezieht sich auf eine Auswahl von 126 Stücken weitgehend aus der ältesten Entstehungszeit vom 15. bis Mitte des 17. Jh.; 38 stammen aus Italien (S. 303). Die Bände „aus aller Welt“ (allerdings mit europäischem Schwerpunkt) beziehen sich vor allem auf die Bereiche Architektur, Astronomie, Geographie, Genealogie, Heraldik (diesem Feld gilt mit 43 beschriebenen Hss. die besondere Aufmerksamkeit des Katalogs!), Kostüm- und Kriegswesen, Festungsbau sowie Botanik und Zoographie. Diese Vielfalt scheint auf den ersten Blick eher auf ein Graphik-Kabinetts denn eine Bibliothek zu passen. Und in der Tat gehen einige Bände auf die Kunstkammern und Preziosenschränke eines kleinen Kreises bibliophiler Fürsten, Adelliger und Privatgelehrten zurück. Unter diesen Auftraggebern und Sammlern sind Konrad Peutinger (1465–1547), Johann Jakob Fugger (1516–1575) und Herzog Albrecht V. von Bayern (1528–1579) hervor-

zuheben. Was die in dieser Anzeige im Vordergrund stehenden italienischen Provenienzen angeht, ist an die Transferleistungen des als Kunstagent und Buchhändler bekannten Antiquars Jacopo Strada (1507–1588) und die in die Hofbibliothek Mannheim gelangte Büchersammlung des Florentiner Humanisten Pietro Vettori (1499–1585) zu erinnern. Andere Werke kamen im Zuge der Säkularisation bayerischer Klöster und der Mediatisierung der Reichsstadt Regensburg hinzu. Hervorgehoben seien die 15 von Strada für den Fugger realisierten Bände von italienischen Wappen (Cod.icon 266–280) und die von Christoph L. Frommel 1973 dem in Rom wirkenden Architekten Jean de Chenivière zugeschriebenen Zeichnungen römischer Bauten (Cod.icon. 195). Für die Ewige Stadt sind außerdem von großem Interesse – wie man sich ebenfalls online vergewissern kann – das Konvolut mit Zeichnungen zur Befahrbarkeit des Tibers (Cod.icon. 212) und die Sammlung der *Effigies Pontificum Romanorum a Petro usque ad Gregorium XIII* (Cod.icon. 375). Reuter bietet in ihrem Eintrag zu dieser Serie der Papstbildnisse bis Gregor XIII. (1572–1585) einen wichtigen Beitrag zu einem Genre, das noch der Aufarbeitung harret. Und eine ähnliche Pilotfunktion wünscht man sich für viele von ihr präsentierten Raritäten und Kuriositäten aus dem Bestand der *Codices iconographici*. – Angesichts der hier nur an Beispielen verdeutlichten unerschöpflichen Nutzungsmöglichkeiten der Münchner Bücherschätze kann man nur hoffen, daß die Autorinnen die angekündigten Fortsetzungen ihrer Kataloge baldmöglichst realisieren können. Auf daß ihre Bemühungen auch weiterhin die Unterstützung von DFG und BSB erfahren werden! Andreas Rehberg

Rudolf Pokorny, Augiensia. Ein neuaufgefundenes Konvolut von Urkundenabschriften aus dem Handarchiv der Reichenauer Fälscher des 12. Jahrhunderts, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010 (Studien und Texte/Monumenta Germaniae Historica 48), XI, 178 S., ISBN 978-3-7752-5708-4, € 20. – Bei der laufenden Erschließung der Privatbibliothek Konrad Peutingers (1465–1547) ist auch ein Band mit Reichenauer Urkundenabschriften verzeichnet worden, der sich heute in Augsburg (Staats- und Stadtbibliothek, 2° Cod.Aug. 395) befindet. Darin (fol. 144r–180r) sind Kopien von 16 Herrscher- und neun Papsturkunden, fünf Reichenauer Abtsurkunden sowie von drei anderen Dokumenten enthalten, die alle von einer Hand des 16. Jh. stammen. Die Abschriften betreffen Urkunden des Früh- und Hochmittelalters; ein Teil von ihnen besitzt erhebliche Relevanz für die diplomatische und historische Forschung. Sieben Dokumente waren bisher unbekannt. Dazu gehören eine gefälschte dritte Gründungsurkunde Karl Martells für das Kloster Reichenau, ein verfälschtes Diplom Ludwigs des Kindes von 902, ein echtes Mandat Kaiser Friedrichs I. von 1162, das nach der Kapitulation Mailands verfasst

wurde, sowie zwei gefälschte Briefe Papst Leos IX. Von zwölf Dokumenten, die bisher nur durch die deutschen (oberschwäbischen) Übersetzungen aus der Chronik des Gallus Öhem (16. Jh.) bekannt waren, liegen nun lateinische Fassungen vor. Das betrifft u. a. je ein Diplom Karls III. (D Ka III. 43), Arnulfs (D Arn 177) und Heinrichs II. (D H II. 354), je eine Papsturkunde Innozenz' II. und Hadrians IV. sowie eine Urkunde und einen Brief Abt Berns von Reichenau (1008–1048). Darüber hinaus befinden sich unter den Abschriften auch Stücke, deren Originale oder Pseudooriginale bzw. deren lateinische Texte bereits bekannt sind. Dazu zählen u. a. je ein echtes Diplom Arnulfs (D Arn 35), Ottos III. (D O III. 279) und Heinrichs IV. (D H IV. 153). Sie ermöglichen, die Präzision des Kopisten zu beurteilen. Das Interesse an der verfassungsrechtlichen Stellung des Reichenauer Klosters könnte das wichtigste Auswahlkriterium für die Abschriftenserie gewesen sein (S. 6). Viele der Königs- und Papsturkunden für das Kloster Reichenau, die der Kopist des 16. Jh. für sein Konvolut auswählte, waren ge- oder verfälscht. In der diplomatischen Forschung kennt man drei Reichenauer Fälscher (Lechner 1900). Der erste wirkte im 10. Jh., der zweite im ersten Viertel und der dritte um die Mitte des 12. Jh. Der zweite verfolgte mit seinen Fälsfikaten das Ziel, die Befugnisse der Klostersvögte zu begrenzen und die Leistungen des Klosters für den König bzw. Kaiser zu reduzieren. Er hatte dafür u. a. je eine Urkunde Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, Arnulfs und Ottos III. produziert, die der Kopist des 16. Jh. in seine Abschriftenserie aufnahm. Die meisten der darin enthaltenen ge- oder verfälschten Dokumente stammen von dem dritten Fälscher namens Udalrich, der um die Mitte des 12. Jh. als Archivar, Kustos und Scholaster im Kloster Reichenau agierte. Sein Interesse galt vor allem der Sicherung bzw. Restitution der Grundbesitzungen des Klosters. Rudolf Pokorný ediert und kommentiert 23 der 33 Urkundenkopien. Abschriften jener Dokumente, die als Original oder Pseudooriginal überliefert, sowie der Stücke, die handschriftlich breiter gestreut sind, klammert er dabei aus. Eine chronologisch geordnete Tabelle über die tradierten, erwähnten und zu erschließenden 123 Hausmeier-, Königs- und Papsturkunden aus dem Reichenauer Archiv (724–1207) wird im Anhang (S. 151–173) geboten. Sie enthält Verweise auf die kritischen Editionen, die entsprechenden Regestenummern sowie die aktuelle diplomatische Beurteilung der einzelnen Stücke. Wer sich künftig mit früh- und hochmittelalterlichen Königs- und Papsturkunden für das Kloster Reichenau beschäftigen möchte, wird diesen Band konsultieren müssen. Wolfgang Huschner

RICABIM. Repertorio di Inventari e Cataloghi di Biblioteche Medievali dal secolo VI al 1520, vol. 1: Italia. Toscana, a cura di Giovanni Fiesoli ed Elena Somigli; vol. 2.1: Lombardia, a cura di Giovanni Fiesoli; vol. 2.2:

Piemonte, Valle d'Aosta, Liguria, con i documenti della Contea e del Ducato di Savoia, a cura di Giovanni Fiesoli, Tavernuzze (SISMEL. Edizioni del Galluzzo) 2009; 2011; 2011, ISBN 978-88-8450-345-9; 978-88-8450-397-8; 978-88-8450-412-8; LXVI, 342; XLVII, 173; XLVII, 151 S., € 148; 110; 110. – Richard of Bury drückt es in seinem *Philobiblion* (1344) so aus: *Omnem mundi gloriam operiret oblivio, nisi Deus mortalibus librorum remedia providisset* – hätte Gott den Sterblichen nicht den Trost der Bücher geschenkt, würde aller Ruhm der Welt dem Vergessen anheimfallen. Bibliotheken sind von zentraler Bedeutung für die Speicherung und Weitergabe von Wissen, sind Garanten einer überzeitlichen personalen und transpersonalen memoria. Wohl keine Bibliothekslandschaft präsentiert sich im Mittelalter reicher als diejenige Italiens. Hilfsmittel zu deren Erschließung waren bisher rar gesät. Das Repertorium der mittelalterlichen Bibliotheksinventare und -kataloge, für das vor allem Giovanni Fiesoli und Elena Somigli verantwortlich zeichnen, tritt nun mit dem erklärten Ziel an, für den Zeitraum vom 6. bis zum beginnenden 16. Jh. einen Überblick über sämtliche Inventare, die Hinweise auf Handschriften und Inkunabeln enthalten, zu liefern. Zu den Inventaren treten als weitere Quellengattungen Testamente, Schenkungsakte, Verkaufs- und Konfiskationsurkunden oder auch Rechnungen. Beabsichtigt ist also nicht nur eine *mise à jour* der älteren Literatur, sondern eine Art Neuanfang. Die Zahlen sprechen für sich: wartete Theodor Gottlieb in seinem Band „Über mittelalterliche Bibliotheken“ (1890) mit lediglich 70 Toscana-Betreffen auf, finden sich in dem entsprechenden RICABIM-Band nun über 1700 Einträge – und auch hier wird man ehrlicherweise einräumen müssen, dass das Ende der Fahnenstange noch lange nicht erreicht ist. Bisher sind drei Bände erschienen. Abgedeckt werden die Regionen Toscana (1), Lombardei (2.1) und Piemont, Aostatal, Ligurien (2.2) mit jeweils 1733, 554 und 523 Einträgen. Die einzelnen Bände verfügen über eine knappe Einleitung, in der zum einen auf die Besonderheiten der dargestellten Region, zum anderen auf den Aufbau der einzelnen Einträge eingegangen wird. Es folgt ein „Siglario“, das die unter den Einzeleinträgen abgekürzt erwähnte Literatur vollständig zitiert. Die Einträge sind jeweils identisch aufgebaut und mit fortlaufenden Nummern versehen. Übergreifendes Ordnungskriterium ist der Ort, an dem die Bücher jeweils verwahrt wurden. Die Binnengliederung erfolgt dann alphabetisch, wobei zwischen Personen und Institutionen nicht unterschieden wird (in den Einträgen zu Florenz folgen so bspw. auf „Sandro Belotti“ (n. 611) die Informationen zu „S. Agnese, Società“ (n. 612). Der Leser erhält nacheinander folgende Informationen: 1. Quellentyp; 2. Datierung der Quelle; 3. Namen der Buchbesitzer (Namensvarianten werden mit angegeben und sind im Namensindex am Ende des jeweiligen Bandes mit angeführt), 4. Namen der Empfänger; 5. detaillierte Beschreibung der Quelle

mit Informationen zu Kompilatoren, Auftraggebern und Hinweisen zur Anzahl (nicht zwangsläufig zu den Titeln!) der erwähnten Bücher; 6. Incipit und Explicit; 7. heutiger Aufbewahrungsort; 8. Editionen; 9. Sekundärliteratur. Orts- und Institutionenindex sind ebenso wie der Namens- und Quellenindex sorgfältig gearbeitet und erschließen den jeweiligen Band ausgesprochen effektiv. Im Vorfeld des Unternehmens wurden seit 1996 Informationen zu Bibliothekskatalogen und -inventaren gesammelt: dabei stützte man sich vor allem auf die Masse des gedruckt vorliegenden Materials. Eine Erschließung bisher unedierten Materials war dabei nicht vorgesehen. Erhielt man allerdings Kenntnis von solchem Material, wurde es mit in die Bände aufgenommen. Vielerlei Fachdisziplinen werden von den Bänden profitieren: von der Kunst- über die Universitäts- und Bildungs- bis hin zur Ordensgeschichte. Einiges Interessante erfährt man bspw. über den klosterinternen Umgang mit Büchern. So konnten im Karmeliterkonvent Santa Maria del Carmine einzelne Karmeliterbrüder gegen Gebühr Bücher dauerhaft aus der Bibliothek ausleihen – die Einnahmen kamen der Erweiterung der Konventsbibliothek zugute (1, n. 748). Ein Restitutionsbefehl an den Steuereintreiber Pagano Andavo vom 10. Februar 1451 (2.1, n. 10), in dem er vom Herzog von Mailand dazu aufgefordert wird, dem Dominikanerkonvent S. Pietro Martire einen beschlagnahmten Codex zurückzuerstatten, präsentiert sich zunächst wenig spektakulär – und doch handelt es sich hier um den einzigen Hinweis auf die Existenz einer eigenen Klosterbibliothek. Das Repertorium versteht sich nicht als Hilfsmittel „aridamente elencativo“, sondern als Instrument „capace di interloquire attivamente con il potenziale fruitore“ (2.1, xi), nicht als später Triumph positivistischen Sammeleifers, sondern als zukünftig unverzichtbare Basis für jede Form von Kulturgeschichte. Der Anspruch ist hoch: auch wenn zunächst nur diejenigen Bände erscheinen sollen, die sich mit den mittelalterlichen Bibliotheken Italiens beschäftigen, so zielt die Reihe doch auf die Gesamtheit des christlichen Okzident – inwieweit dieser Anspruch tatsächlich verwirklicht werden kann, mag die Zukunft weisen. Nationale Konkurrenzunternehmen, knapper werdende Mittel für solcherart Langzeitunternehmen, nicht zuletzt aber die enormen Möglichkeiten von Datenbanken gilt es in Rechnung zu stellen. Gerade das Internet bietet Chancen zur Weiterentwicklung mittels Überarbeitung, Korrektur und Ergänzung der Druckfassung, die es zu ergreifen gilt. Der Benutzer vermisst klare Hinweise auf eine Datenbank, in die das, was nun gedruckt vorliegt, nicht nur bloß übertragen wird – hier kann bereits auf die von der *Società Internazionale per lo studio del Medioevo Latino* (SISMEL) verantwortete Datenbank „Mirabile“ zurückgegriffen werden. Summa summarum: ein Unternehmen, durch das eine Forschungslücke geschlossen wird; ein Hilfsmittel, das eine Momentaufnahme auf die Fülle der über die konsequente Auswertung von Sekundärliteratur eruierten Bibliotheks-

kataloge und -inventare bietet; ein Projekt, das allerdings nur begrenzten Zugriff auf die Masse des noch ungedruckt in den Archiven und Bibliotheken schlummernden Materials ermöglicht. Ralf Lützel Schwab

Klaus Zechiel-Eckes, *Die erste Dekretale. Der Brief Papst Siricius' an Bischof Himerius von Tarragona vom Jahr 385 (JK 255)*. Aus dem Nachlass mit Ergänzungen herausgegeben von Detlev Jasper, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2013 (MGH Studien und Texte 55), 136 S., ISBN 978-3-7752-5715-2, ISSN 0938-6432, € 25. – Die wesentlichen Teile dieser schlanken, aber hochkonzentrierten Untersuchung hatte Klaus Zechiel-Eckes fertig hinterlassen, als er im Februar 2010 viel zu früh verstarb (vgl. den Nachruf von G. Schmitz, in: DA 66, 2010, S. 639-644). Der Herausgeber konnte u. a. noch die Ergebnisse eines inzwischen erschienenen „kirchenhistorisch-philologischen Kommentars“ zu demselben Text von Christian Hornung einarbeiten (S. 6–8), der aber die Intention und die Substanz der Untersuchung ebenso wenig berührt wie die fehlende „Einordnung der Dekretale in den kanonistischen Kontext“, die der Autor in einem offenbaren understatement den „Kennern der Materie überlassen“ wollte (S. 76). In der Tat spielen sowohl der historische Rahmen wie die kanonistische Würdigung nur eine marginale Rolle bei dieser Untersuchung, die sich konsequent auf die kritische Analyse der Überlieferung und die Rekonstruktion der ursprünglichen Textgestalt konzentriert. Die „erste Dekretale“ mit dem Initium *Directa ad decessorem* ist schon bis ca. 600 in mehr als 20 kanonistische Sammlungen aufgenommen worden; ihre spätere Verbreitung bis hin zum Dekret Gratians ist kaum zu überblicken und schließlich wurde der Text von Merlin (1524) und Cochläus (1525) bis Migne (1845–1850) nicht weniger als dreißig Mal gedruckt (vgl. S. 11–23). Dann folgte die moderne Erforschung der fraglichen Sammlungen, an der sich die führenden Spezialisten der spätantiken und frühmittelalterlichen Kanonistik beteiligten, ohne aber diesem Einzeltext die besondere Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen, die er als „die erste Dekretale“ verdient, um ihre zukunftsweisenden formalen und inhaltlichen Elemente klar und sicher erkennbar zu machen. Diese überfällige Aufgabe wird nun mit der hier vorgelegten Edition ein für alle Mal gelöst, die zu einem Muster der Textkritik wird, indem sie die Überlieferung nicht nur nachvollziehbar klassifiziert, sondern auch bewertet – an sich selbstverständliche Aufgaben jedes Editors, die aber in Zeiten abnehmender „Sorge um den rechten Text“ (Horst Fuhrmann) nicht selten vernachlässigt werden, indem begründete Auswahlentscheidungen durch mechanische Anhäufung von Varianten ersetzt werden. Dagegen führt im vorliegenden Fall die Musterung von 20 Sammlungen aus der Zeit bis etwa 600, die den Text in 42 meistens aus karolingischer Zeit stammenden Handschriften überliefern,

nicht nur zu einem klaren und überzeugend begründeten „Stemma collectionum“ (graphische Darstellung S. 67) mit vier Überlieferungspfaden („Strängen“), sondern auch zu deren textkritischer Bewertung. Dabei zeigt sich, dass der Strang X, der von den *Collectiones Quesnelliana* (um 500, Gallien oder Rom) und *Dionysiana Secunda* (kurz nach 500, Rom) vertreten wird, auf eine „in hohem Maß sorgfältige und präzise ausgeführte Vorlage“ zurückgeht, „die den Text der *Siriciusdekretale* in bestechender Reinheit bewahrt hat“ (S. 66f.). Aus diesen Erkenntnissen ergibt sich das Editionsprinzip, daß der Text im Wesentlichen der *Quesnelliana* folgt. Singuläre Lesarten dieser Sammlung werden eliminiert und durch den Text der *Dionysiana Secunda* ersetzt. Der Variantenapparat bleibt auf die 20 alten Sammlungen beschränkt, die im Rahmen der Untersuchung klassifiziert und bewertet wurden, und selbst in diesem Rahmen bleiben orthographische Besonderheiten, Flüchtigkeitsfehler und kleinere Korrekturen mit Recht unberücksichtigt (S. 74f.). Neben dem Text (S. 81–119, begleitet von einer deutschen Übersetzung!), der nun bis zur Grenze des Erkenntnismöglichen gesichert ist, liefert die Untersuchung gewissermaßen als Nebenprodukt einen sachkundigen und bibliographisch aktuellen Führer durch die vorkarolingischen Sammlungen (S. 24–58), für die der Nichtspezialist besonders dankbar ist.

Martin Bertram

Ute Pfeiffer, *Untersuchungen zu den Anfängen der päpstlichen Delegationsgerichtsbarkeit im 13. Jahrhundert. Edition und diplomatisch-kanonistische Auswertung zweier Vorläufersammlungen der Vulgaredaktion des *Formularium audientie litterarum contradictarum*, Littera Antiqua 15, Città del Vaticano (Scuola Vaticana di Paleografia) 2011, CCCXLI, 501 S., ISBN 978-88-85054-19-6.* – Diese von Peter Herde angeregte und betreute Arbeit bringt eine substantielle Ergänzung und Abrundung zu dessen grundlegendem Werk über die *Audientia litterarum contradictarum* von 1970. Hatte dieses die in zahlreichen Handschriften überlieferte Vulgatafassung des *Formularium* aus der Zeit Bonifaz' VIII. erschlossen, so lernen wir nun ein wichtiges Kapitel aus dessen Entwicklungsgeschichte kennen, genauer gesagt sogar drei verschiedene Kapitel. Gegenstand sind nämlich drei um Jahrzehnte frühere Versionen des *Formularium*, die in den Handschriften BAV, Ottob. lat. 762, Trier, Stadtbibl. 859/1097 sowie Paris, Collection Paul Durrieu 5 überliefert werden. Der Ottobonianus überliefert Material, das im Wesentlichen zur Zeit Gregors X. zusammengestellt und aus einer verlorenen Vorlage kurz nach 1321 abgeschrieben wurde; die Trierer Hs. bietet Material aus den Pontifikaten Alexanders IV., Urbans IV. und Clemens IV., das anscheinend wie auch andere Kanzleiprodukte während der Sedisvakanz von 1268–1271 zusammengestellt wurde. Die berühmte Hs. Durrieu ist zwar als allerältester Textzeuge (wohl

aus der Zeit Gregors IX.) besonders wichtig, wird aber von ihren privaten Besitzern nicht einmal zur Einsichtnahme, geschweige denn für eine moderne Edition zur Verfügung gestellt. Deshalb musste die Editorin sich in diesem Fall mit summarischen Verweisen auf Parallelstellen begnügen, die sie den schon von Herde verwendeten Photographien entnehmen konnte. Dagegen werden die beiden anderen Handschriften nach einander vollständig ediert (S. 4–165 und 167–354). Der Ottobonianus liefert auf 64 Blättern 443 sog. *Notulae* und Formeln, die Trierer Hs. auf 90 Blättern (fol. 30r–121r) 417 Formeln. Da es sich in beiden Fällen um die einzigen Textzeugen der jeweiligen Version handelt, werden die Texte nicht nur strikt in der Reihenfolge, sondern bis auf geringfügige Normalisierungen auch in der Orthographie der beiden Handschriften wiedergegeben. Aus demselben Grund blieben der Editorin die komplexen textkritischen Apparate erspart, die wir aus der viele Handschriften zusammenführenden Edition der Vulgatafassung von Herde kennen. Sie konnte sich durchweg damit begnügen, paläographisch unklare Stellen, Irrtümer, Korrekturen und Randbemerkungen der jeweiligen Schreiber zu notieren. Auf derartige Anmerkungen zur Textgestalt folgen in einem separaten Apparat sachliche Hinweise wie Identifizierung der Orts- und Personennamen soweit das die formelhafte Reduzierung auf Initialen erlaubt, sowie Verweise auf „ähnliche“ Formeln in der jeweils anderen Hs. bzw. in der Vulgatafassung oder in der Hs. Durrieu. Nach dem Vorbild von Herdes Audientia-Werk gehen der Edition umfangreiche „diplomatisch-kanonistische Analysen“ voraus, die in der Reihenfolge des Ottobonianus die Regelungen der sog. *Notulae* und der Formeln für einzelne Rechtsmaterien erläutern, von Eigentumsdelikten bis zu Appellationen, Schiedssprüchen und Vergleichen. Das Gesamtwerk wird durch ein Namenregister (Personen und Orte, einschl. moderne Autoren: S. 375–378) und ein Wortregister (S. 379–499) erschlossen. Der Titel ist insofern missverständlich als die „Anfänge der päpstlichen Delegationsgerichtsbarkeit“ bekanntlich nicht „im 13. Jahrhundert“, sondern im frühen 12. Jh. liegen; vgl. u. a. D. Lohrmann, in: Proceedings of the 6th International Congress of Medieval Canon Law (Berkeley 1980), Città del Vaticano 1985, S. 535–550. Martin Bertram

Klaus Herbers, Geschichte des Papsttums im Mittelalter, Darmstadt (Primus-Verlag) 2012, 368 S., ISBN 978-3-89678-698-2, € 39,90. – Überblicksdarstellungen über die Geschichte des Papsttums, auch konzentriert auf das Mittelalter, gibt es in nicht geringer Zahl. Dass sich dennoch ein neuerlicher Versuch zu diesem Thema lohnen kann, wird durch das anzuzeigende Buch erwiesen. Denn mit Klaus Herbers widmet sich ihm nicht nur ein ausgewiesener Experte für die Päpste verschiedener Jahrhunderte, sondern er findet dabei bisweilen einen neuen Ansatz, der die Lektüre angenehm und anregend

gestaltet. Der Aufbau ist durchaus klassisch. In konsequent chronologischer Folge werden in zwölf etwa gleich umfangreichen Kapiteln die markantesten Ereignisse souverän geschildert. Kleine Exkurse erlauben die zusammenhängende Beschreibung quer liegender Themen sowie die Darstellung offener Forschungsfragen, zu denen unter vielen anderen das *Constitutum Constantini* oder der *Dictatus papae* zählen. Jedes Kapitel wird durch einen Überblick in Bezug auf Entwicklungslinien und langfristige Konsequenzen eingeleitet, wodurch die Erzählung weiter an Stringenz gewinnt. Ein Kennzeichen des sehr ausgewogenen und an ein breites Publikum gerichteten Buches liegt darin, dass der Vf. diese Forschungsdebatten sachlich umschreibt, ohne sich zwingend auf eine Meinung festzulegen. Die Ausgewogenheit des Buches zeigt sich auch an der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Epochen, sodass dem unvoreingenommenen Leser nicht unmittelbar ins Auge springt, welche Themen zu den bevorzugten Forschungsfeldern des Vf. zählen. Die ausweislich der Seitenzahlen in etwa gleichmäßige Behandlung aller Epochen stößt dann im 12. Kapitel an ihre Grenzen. Denn die vielseitigen, parallel und zum Teil einander zuwider laufenden Entwicklungen des 15. Jh. (Humanismus, Renaissance, Kreuzzugspläne gegen die Türken, europäische Expansion, Nepotismus, Formation von Landeskirchen und die Ausprägung des Heiligen Jahres) lassen sich zwangsläufig nur in groben Zügen auf 18 Seiten beschreiben. Zu den anregendsten Passagen des Buches zählt das 13. Kapitel mit einem „Rückblick“ und einer „Bilanz“ (besonders S. 294–300). Anhand von neun diachron behandelten, übergreifenden und vergleichenden Querschnittsthemen benennt der Vf. „strukturelle Punkte“, die als Koordinaten einer Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Päpste dienen. Die dabei behandelten Themen betreffen u. a. Legitimationsstrategien, Institutionalisierungs- und Verrechtlichungsprozesse, territorialpolitische Kontinuitäten sowie das Verhältnis zu den Ortsbischofen, zur römischen Adelsgesellschaft oder zu Rom als Residenz- und Orientierungspunkt des Papsttums. Wenn der Verf. abschließend die Anpassungsfähigkeit der Institution Papsttum betont, ihre Geschichte als „eine Geschichte der Anverwandlungen und Transformationen“ deutet, dann formuliert er damit nur eine Quintessenz seiner gesamten Erzählung. Ein auf das Wichtigste beschränkter Anmerkungsapparat am Ende sowie ein ausgewogenes und für den ersten Zugriff hilfreiches sowie aktuelles Quellen- und Literaturverzeichnis machen das Buch zudem zu einem hervorragenden Handbuch für Studierende. Der Anhang enthält eine Papstliste mit Amtszeiten, eine Zeittafel mit annähernd 100 Schlüsselereignissen päpstlicher Geschichte sowie drei Karten. Ein Register von Orten, Personen, Wörtern und Sachen runden das informative und nützliche Buch ab, das als eine der souveränsten Überblicksdarstellungen zum Papsttum im Mittelalter gelten darf.

Florian Hartmann

Elke Goez, *Papsttum und Kaisertum im Mittelalter*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2009 (Geschichte kompakt), VII, 136 S., ISBN 978-3-534-19694-4, € 14,90. – Das Verhältnis zwischen den beiden mittelalterlichen Institutionen mit universalem Geltungsanspruch ist immer schon ein zentrales Thema der Forschung gewesen. Während dem Papsttum anhaltend zahlreiche Publikationen unterschiedlicher Reichweite gewidmet werden, sind die mittelalterlichen Kaiser erst in jüngerer Zeit wieder vermehrt Gegenstand von Überblicksdarstellungen und öffentlichen Ausstellungen geworden. Aber eine die ganze Spanne des Mittelalters in den Blick nehmende und die Institution als solche behandelnde Darstellung war ein Desiderat. Elke Goez hat darüber in der Reihe *Geschichte kompakt* eine im vorbildlichen Sinne übersichtliche Darstellung geschrieben. Dass das Thema „in der Luft lag“ und eine sowohl kompakte als auch umfassende Darstellung verlangte, zeigt sich auch daran, dass nur ein Jahr später die Monographie von Heike Mierau (*Kaiser und Papst im Mittelalter*, Köln/Weimar/Wien [Böhlau] 2010, 328 S.) veröffentlicht wurde. Elke Goez hat, wie auch die Zwischenüberschriften deutlich machen, eine Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums unter besonderer Berücksichtigung des Papsttums geschrieben. Gegenüber einer Monographie, die als eine allgemeine Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums angelegt wäre (und das Verhältnis zum Papsttum ganz selbstverständlich mit umfassen würde), ist „Papsttum und Kaisertum“ im Resultat jedoch weniger eine Erweiterung als eine Verengung des Gegenstands Kaisertum. Erscheinungsformen und Ideen von nicht päpstlich vermitteltem Kaisertum, Heerkaisertum oder stadtrömisches Kaisertum etwa, bleiben dadurch nur im Hintergrund. Die historischen Ereignisse und das sich vor allem in ihnen zeigende Verhältnis der Kaiser zu den Päpsten stehen bei Goez im Vordergrund der Darstellung, während das politische Denken, vor allem in seiner theoretischen Form und den gedachten Alternativen zu den zeitgenössischen Verhältnissen, kaum zum Gegenstand wird. Das Buch schlägt einen weiten Bogen von den Anfängen der christlichen Gemeinde in Rom bis hin zur letzten päpstlichen Kaiserkrönung in St. Peter an Friedrich III. im Jahr 1452. Die dem Konzept der Reihe *Geschichte kompakt* entsprechende feine Gliederung der Darstellung und zusätzliche Orientierung des Lesers durch Marginalstichworte verschaffen dem umfangreichen Gegenstand eine seltene und eindringliche Überschaubarkeit. Elke Goez gelang eine gut lesbare, lebendige Darstellung, die dem Leser Lust auf eine weitergehende Beschäftigung mit diesem großen Thema der europäischen Geschichte macht.

Frank Godthardt

Gegenpäpste. Ein unerwünschtes mittelalterliches Phänomen, hg. von Harald Müller und Brigitte Hotz, Wien usw. (Böhlau) 2012 (Papsttum im

mittelalterlichen Europa 1), 464 S., 4 Taf., ISBN 978-3-412-20953-7, € 69,90. – Schismata im Innern der westlichen Christenheit, zwei oder noch mehr Päpste gleichzeitig an der Spitze der römischen Kirche sind Störfälle, die aber für den Historiker den Vorteil bieten, dass solche Turbulenzen Schriftliches in außergewöhnlichem Maße entstehen lassen, und das verbessert die Chance, dass solche Informationen erhalten bleibe. Unter diesem Gesichtspunkt bilden die Spaltungen ein erstrangig lohnendes Feld für die kirchengeschichtliche Forschung, Dem hat das Aachener Colloquium, dessen Referate hier vorgelegt werden, Rechnung getragen: Die mittelalterlichen Papstschemata sind nämlich der eigentliche Gegenstand dieses Buches. So mag der gewählte Titel jemanden irritieren, dem die überreiche Literatur zur Papstgeschichte auch in ihren Randgebieten vertraut ist, gibt es doch eine lange Tradition von Autoren – von Lodovico Agnello Anastasio über Ludovico Silvani bis Christiane Laudage –, die schon auf dem Buchdeckel zu erkennen geben, dass sie sich auf die Behandlung der Gegenpäpste beschränken, das heißt: der in offizieller Liste als illegitim ausgesonderten Päpste. Wie stark aber im Laufe der Jahrhunderte eine solche Zuweisung von Zufällen des Kenntnisstandes und des zeitgebundenen Urteilsvermögens abhängt, zeigt schlagend das Beispiel von Johannes XXIII., der 1958 nicht anerkannt wurde, im Gegensatz zu seinem direkten Vorgänger Alexander V., an dessen Legitimität Alexander VI. 1492 offenbar keinen Zweifel hatte. Dieses Schwanken der Einschätzung ist eine Folge der Tatsache, dass es mit innerkirchlichen Bemühungen nicht gelungen ist, die Auseinandersetzungen zwischen streitenden Päpsten zu befrieden. Vielmehr bedurfte es stets des Eingreifens weltlicher Mächte, deren Unterstützung oder Abkehr bestimmte, wie lange ein Schisma dauerte, zu wessen Gunsten es beendet wurde und ob etwa ein bereinigender Konzilsbeschluss allgemeine Anerkennung fand. Nun pflegten sich, während ein Schisma andauerte, die jeweiligen Hauptakteure gegenseitig als *antipapa* zu verdammen. Der Historiker ist jedoch gut beraten, wenn er diesem Beispiel nicht folgt, sondern darauf verzichtet, irgendeine konkrete Person als Gegenpapst zu diffamieren. Selbstverständlich macht eine solche Zurückhaltung die innerkirchlichen Kämpfe nicht zu einem weniger spannenden Thema. Das zeigt schon der einführende Beitrag von Harald Müller, der die konzentrierte Beschäftigung mit dem Phänomen, dass Päpste im Mittelalter immer wieder gegeneinander gekämpft haben, begründet und die damit verbundenen Ereignisse – Doppelwahl, Streit um die Vorherrschaft – als „Prüfsteine universaler Autorität“ behandelt. Überblicke über die Turbulenzen um die Päpste einerseits im 8.–9. Jh., andererseits zur Zeit des Reformpapsttums geben Klaus Herbers und Rudolf Schieffer, anschließend beschäftigt sich Nicolangelo D’Acunto mit Wibert von Ravenna. Waren diese Schismata häufig durch Einwirkung von außen verursacht, folgt nun –

aus der Feder von Kennern wie Jochen Johrendt beziehungsweise Werner Maleczek – die Behandlung der beiden innerkirchlich entstandenen Störfälle des 12. Jh., ausgelöst durch die tiefgreifende Uneinigkeit der Kardinäle, die inzwischen das alleinige Recht zur Bestimmung des Papstes besaßen: Das missbrauchten sie 1130 und 1159 zu doppelter Wahl. Nach zeitlichem Sprung gruppieren sich mehrere Beiträge um Aspekte des Großen Abendländischen Schismas, das sich diese Bezeichnung sowohl durch die Dauer als auch durch die Menge der Staaten, die sich durch Hilfsangebote oder Interventionsversuche an den Anstrengungen um seine Beendigung beteiligten, verdient hat. Andreas Rehberg richtet den Blick auf die Unregelmäßigkeiten bei der Wahl Urbans VI., Armand Jammé illustriert die propagandistischen Bemühungen um rechtfertigende Darstellung der Ereignisse, die der Spaltung zugrunde lagen, Patrick Zutshi beschäftigt sich mit deren Auswirkungen auf die Kanzlei Clemens' VII. und Óscar Villarroel González mit den Reaktionen im Königreich Kastilien. Die Zeit der Krise förderte die Entstehung von Prophezeiungen, von denen Hélène Millet die 1386 entstandene Schrift des Telesphorus von Cosenza vorstellt, sie enthält auch eine Geschichte der Schismata. Otfried Krafft schildert Heiligsprechungen in jener Periode als Mittel der Werbung für die eigene Obödienz. Den zeitlichen Abschluss setzt Ursula Gießmann mit der Beschreibung, wie Felix V., vorher Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, sein Amt als Papst ehrenvoll niederlegen konnte. Den Versuch einer diachronischen, strukturell orientierten Untersuchung widmet Gerald Schwedler dem Phänomen der *damnatio memoriae* speziell bei Päpsten, denen die Würde aberkannt worden war, von Hippolyt bis Felix V. Dem fügt Kai-Michael Sprenger einen Einzelfall hinzu: die kuriose Geschichte, wonach Paschalis II. die Gebeine seines einstigen Gegners Wibert, also Clemens' III., habe in den Tiber werfen lassen. Beide Referate hinterlassen den Eindruck, eine solche *damnatio memoriae* könnte durchaus den Effekt einer *renovatio memoriae* gehabt haben, den Verfeimten der Vergessenheit entreißend. Insgesamt bietet der Band zwar keine systematisierende Aufarbeitung des Phänomens – das wäre von einer Tagung auch gar nicht zu erwarten –, wohl aber eine ansprechende Sammlung von Beiträgen zu einem grundlegenden Thema der Papstgeschichte. Diese hebt Heribert Müller in seiner Zusammenfassung hervor und bemüht sich, strukturelle Gemeinsamkeiten der mittelalterlichen Papstschismata herauszuarbeiten. Am Schluss folgt auf die Zusammenfassungen der einzelnen Aufsätze erfreulicherweise ein Namenregister.

Dieter Girgensohn

Sofia Meyer, Der heilige Vinzenz von Zaragoza. Studien zur Präsenz eines Märtyrers zwischen Spätantike und Hochmittelalter, Stuttgart (Franz Steiner

Verlag) 2012 (Beiträge zur Hagiographie 10), 383 S., ISBN 978-3-515-09068-1, € 64. – Gegenstand der Untersuchung, die auf eine von Klaus Herbers betreute Erlanger Dissertation (2006) zurückgeht, ist die Entstehung, Funktion und Verbreitung des Vinzenzkultes bis zu seiner Blütezeit im hochmittelalterlichen Portugal. Meyer geht von der Frage aus, wie aus einem lokalen Heiligen ein populärer Märtyrer der Universalkirche werden konnte. Dabei steht weniger der historische Vinzenz im Zentrum als das von ihm in unterschiedlichen Quellen vermittelte Bild. Das in der Hagiographieforschung etablierte Konzept der *réécriture* aufgreifend, wertet Meyer ein breites Spektrum erzählender und liturgisch-normativer Quellentypen aus, mit Blick auf ihre jeweilige Relevanz für die Entstehung und den Wandel des Vinzenzkultes. Meyers Analyse ist dabei chronologisch aufgebaut. Nach einem kurzen Abriss über spätantike und frühmittelalterliche Heiligenverehrung und Hagiographie (S. 28–35) stellt sie in einem ersten Großblock drei Texte(gruppen) vor, die die frühesten erhaltenen Quellen zum Leben und Leiden des heiligen Vinzenz' und die Grundlage für die spätere Ausgestaltung des Kultes bilden: die Hymnen IV und V aus dem *Peristephanon* des Prudentius (S. 36–56), die *Sermones* des Augustinus (S. 57–72) und die *Passio Sancti Vincenti* (S. 73–129). Besonders *Peristephanon V* (BHL 8637) ist für die Untersuchung ergiebig: es dient dem Lobpreis des Heiligen, der sich in der Darstellung des Autors als *miles Dei* erweist und seinen Glauben in Worten und Taten bekennt; in seiner Auseinandersetzung mit dem Richter Datian, die in einer ersten theologischen Deutung als ein Kampf mit dem Teufel erscheint, erweist sich Vinzenz als überlegen. Die *Sermones* des Augustinus, im Anschluss an die Lesung der *Passio* gehaltene und in Bezug auf ihren historischen Gehalt stark verkürzte Predigten, formulieren eine ähnliche, wenngleich polemischere theologische Ausdeutung der Legende um Vinzenz: aufgrund seiner Standhaftigkeit im Kampf gegen die Versuchung und für das Wahre kann Vinzenz zur Nachahmung anregen und als Vehikel der Häretikerbekämpfung fungieren – ein Interpretationsmuster, das in späteren Bearbeitungen häufig aufgegriffen wurde. Meyer führt die Hymnen des Prudentius, die *Sermones* und die *Passio Sancti Vincenti*, eine aus verschiedenen Fassungen bestehenden Textgruppe zur Leidensgeschichte des Heiligen, auf eine gemeinsame verlorene Darstellung aus dem 4. Jh. zurück. Als älteste erhaltene Version des Urtextes identifiziert Meyer die *Passio* BHL 8631 aus dem 6. Jh.: sie liegt vielen jüngeren Bearbeitungen zugrunde. Durch ihre vergleichende Betrachtung gelingt es Meyer, das den Texten inhärente Spannungsverhältnis zwischen biographischen und topischen Elementen der Lebensgeschichte des Heiligen sowie theologischen Inhalten und Deutungen in seiner Entwicklung über die Jahrhunderte darzustellen und zu belegen, dass das Interesse am Vinzenz-Stoff bis ins Spätmittelalter nicht abbricht. Im zweiten

Großblock ihrer Analyse beleuchtet Meyer die überregionale Verbreitung des Vinzenzkultes. Die Analyse führt über die Verehrung des Heiligen auf der Iberischen Halbinsel (S. 130–160), im Frankenreich (S. 161–199) und in Italien (S. 200–224) bis in die Randregionen des Kultes nach Nordafrika (S. 225), England und Irland (S. 227) und nach Byzanz (S. 228); hier schärft sie den Blick für eine nicht homogene, aber doch stetige Entwicklung des Kultes. In einem überleitenden Kapitel bespricht Meyer die Entwicklung des Kultes nach der Überführung der Gebeine nach Castres und Lissabon (1173), bevor sie im dritten Großkapitel die Intensivierung der Vinzenz-Verehrung im hochmittelalterlichen Portugal in den Blick nimmt (S. 234–285). Zahlreiche Patrozinien belegen den Siegeszug des Heiligen in dieser Region nach der Translation der Reliquien in die Lissaboner Kathedrale im Jahr 1173. Vor allem das portugiesische Königshaus fungierte in jener Zeit als Förderer und Träger des Vinzenzkultes. Zum großen Erfolg des Kultes im Portugal des 12. und 13. Jh. trugen jedoch auch verschiedene Translations- und Mirakelberichte bei, u.a. die *Translatio et miracula* aus der Hand des Domkanonikers Mestre Estêvão (BHL 8654–8655), ein Translationsbericht, der möglicherweise aus der Feder des Andreas von Marchiennes stammt (BHL 8653) sowie das spätere *Breviário de Lisboa* und der portugiesische *Flos sanctorum*. Meyer nähert sich in allen Teilen der Arbeit den vielfältigen Quellengattungen mit großer Sprachkompetenz und profundem Hintergrundwissen. Sie zeigt klar, wie durch verschiedene, den jeweiligen Quellen immanente Strategien das Bild des frühchristlichen Märtyrers zeitgenössischen und regionalen Bedürfnissen angepasst wurde, und formuliert Erklärungsmuster für den Wandel der Funktion des Heiligen. Ihre Studie, in der deskriptive und zusammenfassende Passagen großen Raum einnehmen, gibt einen guten Überblick über den Kult des heiligen Vinzenz, ihre zahlreichen Detailergebnisse regen zur näheren Betrachtung einzelner Quellen oder Regionen in Einzelstudien an. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis ist beigegeben. Christine Radtki

Mariano Dell’Omo, *Storia del monachesimo occidentale dal medioevo all’età contemporanea. Il carisma di San Benedetto tra VI e XX secolo*, Milano (Jaca Book) 2011 (Complementi alla Storia della Chiesa, Già e non ancora 493), XXI, 611 S., ISBN 978-8816-30493-2, € 65. – Die Geschichte des benediktinischen Mönchtums in seiner europäischen Dimension von den spätantik-frühmittelalterlichen Wurzeln bis in das 20. Jh. auf wissenschaftlich hohem Niveau nachzuzeichnen, ist ein höchst anspruchsvolles Anliegen. Dem Benediktiner Mariano Dell’Omo ist dies, das sei an dieser Stelle vorausgeschickt, in jeder Hinsicht gelungen. Dell’Omo trägt hier nämlich die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Forschungen zum abendländischen Mönchtum

zusammen und legt ein äußerst wichtiges und objektives Werk zu den Benediktinern vor. Der Inhalt des Buches, das in zwei Hauptkapitel und 18 Unterkapitel geteilt ist und über 600 Seiten umfasst, kann hier jedoch nur sehr begrenzt gewürdigt werden. Im ersten Hauptteil wird ausgehend von einer Darstellung der Genese der *Regula Benedicti* die Ausbreitung des noch sehr heterogenen benediktinischen Mönchtums in Westeuropa nachgezeichnet, wobei neben der Mission der irisch-englischen Benediktiner im 8. Jh. auch die Anfänge in Frankreich, Italien und Spanien berücksichtigt werden. Einer Darstellung der herrschaftsstützenden Bedeutung der Benediktiner für die Karolinger folgt eine ausführliche Betrachtung der bedeutenden Abtei Cluny und der von ihr ausgehenden Reformansätze des benediktinischen Mönchtums besonders in Deutschland und Italien. Der zweite Hauptteil reicht vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart. Nach einer Darstellung der Krise des benediktinischen Mönchtums ab dem 13. Jh. werden die weitere Ausformung des Benediktinertums in Italien, vor allem aber die Reformen im 15. Jh. zusammengetragen. Daran schließt sich die Darstellung zu den Benediktinern während der Reformation und des Tridentinischen Zeitalters an, weiterhin die Stabilisierung und Ausformung während des Barock und schließlich der in einigen Teilen Europas als tiefer Einschnitt erlebte Niedergang während des Napoleonischen Zeitalters. Darauf folgen ab Mitte des 19. Jh. die Neuansätze benediktinischen Lebens, die besonders von Frankreich und Deutschland mit den zentralen Abteien Solesmes bzw. Beuron ausstrahlten. Die Darstellung endet mit der Schilderung der sogenannten benediktinischen Konföderation und einer Beschreibung des benediktinischen Lebens in Asien. Der Fokus des Buches liegt somit auf den großen Entwicklungslinien des benediktinischen Mönchtums. Frauenklöster werden dabei jedoch nur gestreift; Hildegard von Bingen sucht man zum Beispiel vergeblich. Vielleicht hätte noch die Bedeutung einzelner Benediktiner für die mittelalterliche Geschichtsschreibung erwähnt werden können, oder auch die Auswirkungen des 2. Vatikanischen Konzils auf die Liturgie der Benediktiner. Dies sollen jedoch keine Kritikpunkte sein, denn das vorliegende Werk beeindruckt auf ganzer Linie. Bedenkt man, dass in der Kirchengeschichte Westeuropas das benediktinische Mönchtum nach dem Papsttum auf die längste Tradition zurückblickt, dann beeindruckt es, wie Dell’Omo diese rund 1500jährige Geschichte von der Spätantike bis in die Gegenwart nachzeichnet. Erstaunlich sind dabei der umfassende Zugriff des Autors auf die Geschichte der Benediktiner und seine große Vertrautheit mit dem jeweiligen Forschungsstand. Alle europäischen und schließlich auch globalen Themen werden klar strukturiert und zu einer detaillierten Synthese zusammengeführt. Am Ende eines jeden Kapitels wird stets auf die wichtigste Literatur verwiesen; mit dieser Hilfe und mit den ausführlichen Registern, die

auch die Nennung der wichtigsten Autoren wissenschaftlicher Beiträge umfassen und somit eine Bibliographie ersetzen, ist der Leser bei jedem Thema auf dem aktuellen Forschungsstand – eine mit Blick auf die Fülle der Themen äußerst beachtliche Leistung. Dass dieses Standardwerk in Deutschland gegenwärtig jedoch nur in einer Bibliothek nachzuweisen ist, verwundert. Denn es verdient vielmehr eine Übersetzung in eine zweite internationale Wissenschaftssprache!

Jörg Voigt

Achim Thomas Hack, *Gregor der Große und die Krankheit*, Stuttgart (Hiersemann) 2012 (Päpste und Papsttum 41), XIV, 349 pp., ISBN 978-3-7772-1227-2, € 158. – L'autore è partito dalla giusta constatazione che, se una storia della medicina nell'Alto Medio Evo è praticamente impossibile vista la mancanza di fonti adeguate e che è inverosimile che nuovi testi vengano scoperti in futuro, più promettenti sono invece le prospettive per chi voglia studiare la malattia partendo dai pazienti. Su alcuni di loro – infatti – sovrani o importanti uomini di Chiesa, le testimonianze non mancano, dalle biografie, alle cronache, ai testi agiografici. Un caso particolarmente fortunato, da questo punto di vista, è costituito da papa Gregorio Magno, autore di numerosissime opere agiografiche e teologiche (*Dialogi*, *Regula pastoralis*, *Moralia in Job*) oltre a vari commenti biblici ed un ricchissimo epistolario. Divenuto papa in una situazione drammatica, in cui la peste infuriava a Roma, causando tra l'altro anche la morte del suo predecessore, Gregorio è stato per tutta la vita un malato; in un primo tempo sembra aver sofferto di dolori di stomaco e di non meglio identificati disturbi agli organi interni, mentre gli ultimi anni sono segnati dalla quasi ininterrotta presenza della gotta, che lo ha costretto a letto per periodi sempre più lunghi e lo ha portato infine alla morte nel 604. In una prima parte del volume lo Hack analizza le ricche testimonianze autobiografiche sulle malattie di Gregorio, prima e dopo l'accesso al pontificato, ed è questa certamente la parte più interessante dell'opera. L'autore passa poi ad analizzare la „teologia della malattia“ elaborata dal pontefice, secondo cui il male fisico – in un modo non particolarmente originale – è il modo con cui Dio „educa“ chi gli è caro, cercando di riportarlo sul retto cammino e, in ogni caso, come una sofferenza necessaria che Dio infligge a chi ama per risparmiargli le pene da spiare dopo la morte. Seguono poi altri capitoli, in cui vengono passati in rassegna il linguaggio metaforico ispirato al mondo della medicina utilizzato da Gregorio, i miracoli di guarigione menzionati dal papa, essenzialmente nei *Dialogi*, il rapporto con i medici a lui più o meno direttamente legati e infine i problemi posti dalla malattia di chi occupa posizioni di responsabilità come i vescovi. Al di là dell'accuratezza con cui sono stati raccolti e analizzati i riferimenti a malattie, malati e medici, il libro si presenta eccessivamente

lungo e in vari capitoli scarsamente originale, perché del tutto tradizionali sono il linguaggio utilizzato, i miracoli descritti e le posizioni assunte da Gregorio. La strada di una storia della malattia da affiancare – o sostituire – alla tradizionale storia della medicina presenta un certo interesse, ma nel caso del più grande dei papi dell'Alto Medio Evo sarebbe stato probabilmente più adeguato dedicargli un'opera più sintetica, in cui risaltasse meglio il contributo originale che a questa storia tutta da scrivere può fornire lo studio di Gregorio Magno.

Giulia Barone

Verena Türck, *Christliche Pilgerfahrten nach Jerusalem im früheren Mittelalter im Spiegel der Pilgerberichte*, Wiesbaden (Harassowitz) 2011 (Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins 40), X, 154 S., Abb., ISBN 978-3-447-06636-5, € 44. – Untersuchungen zum mittelalterlichen Pilgerwesen haben eine lange Tradition. Auch wenn dieses Forschungsfeld insgesamt als gut aufgearbeitet gelten kann, hat die frühmittelalterliche Zeit bislang weniger im Vordergrund gestanden. Verena Türck setzt sich in Ihrer als Monographie publizierten Magisterarbeit mit Berichten über Reisen nach Jerusalem aus dem 6. bis 9. Jh. auseinander und betrachtet diese in einem akteurszentrierten, problemgeschichtlichen Zugang vergleichend. Ihr Ziel ist es zu untersuchen, „was das Pilgerwesen des Frühmittelalters ausmacht und wie es sich gestaltet, was die Pilger der Pilgerberichte auszeichnet und welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen diesen und den Pilgern der Spätantike und der späteren Zeiten bestehen.“ (S. 2) Zunächst bettet die Vf. ihren Untersuchungsgegenstand in einen weiteren Kontext ein und verweist auf (spät)antike Traditionen und Vorstellungen. Im Zentrum der Analyse stehen alle im Untersuchungszeitraum zwischen dem Ende des Weströmischen Reiches 476 und dem Kreuzzugsaufruf 1095 erhaltenen, lateinischen Pilgerberichte: das sog. *Antonini Placentini Itinerarium*, *De locis sanctis libri III* des Adomnan von Iona, der Pilgerbericht des Iachintus, Hugeburcs *Vita Willibaldi* sowie das *Itinerarium* des Mönches Bernard (S. 44–96). Was die Berichte eint, sind ihre Protagonisten – durchweg Männer, überwiegend Geistliche, die aus persönlichem Antrieb heraus in kleinen Gruppen reisten. Auch wenn sich die Reiserouten nur noch teilweise rekonstruieren lassen, scheint aufgrund der politischen Situation der Seeweg damals der üblichere gewesen zu sein. Welche Stätten man besuchte, war durchaus unterschiedlich, und Jerusalem war nicht die einzige Station (siehe hierzu auch die hilfreiche Tabelle und die Karten im Anhang S. 130–153). Türck beleuchtet in den Berichten ebenfalls Aspekte wie Transportmittel, Unterbringung, Verpflegung, Gesundheitszustand der Pilger, Konflikte mit lokalen Autoritäten, religiöse Praktiken an den heiligen Stätten und Reliquienkulte. Durch eine Differenzierung zwischen „Pilgerfahrt“ als

„Reise zu einer heiligen Stätte ..., die aus der gewohnten Umgebung hinausführt und bei der die Rückkehr zwar eingeplant sein kann, aber nicht muss“ (S. 6), und der *peregrinatio* als „asketische Lebensform“ (S. 7, 86f.) arbeitet die Vf.in heraus, dass letztere ein wichtiges, aber nicht das einzige Motiv für Pilgerreisen nach Jerusalem waren. Anders als in späteren Jahrhunderten ließen sich allerdings Abenteuerlust, Neugierde, persönliche oder wirtschaftliche Probleme, aber auch Endzeiterwartungen als Grund für die Pilgerfahrt in den untersuchten Berichten nicht greifen. Ein stärker verbreitetes Phänomen scheinen religiös motivierte Reisen ins Heilige Land erst durch die Kreuzzüge geworden zu sein. Christen, die im Frühmittelalter nach Jerusalem pilgerten, mussten sich in nichtchristliche Gebiete begeben, wobei die Andersgläubigkeit der Menschen, denen sie begegneten, in allen Berichten (noch) keine nennenswerte Rolle gespielt habe. Im Unterschied zur Antike wiederum lasse sich eine zunehmende Konzentration auf Orte des Neuen Testaments feststellen. Ferner seien im Frühmittelalter zunehmend weniger Pilgerinnen nach Jerusalem unterwegs gewesen, was damit zusammenhänge, dass seit dem späten 8. Jh. ein Pilgerverbot für Frauen galt. Auch wenn die Vf. einräumt, dass die von ihr betrachteten fünf Berichte keineswegs repräsentativ seien (S. 94), neigt sie doch stellenweise dazu, aus den Analyseergebnissen allgemeine Entwicklungstendenzen abzuleiten: „dass die Pilger in ihrer näheren Umgebung in der Heimat die Einzigen waren, die eine solche Reise unternommen hatten“ (S. 90), dass bereits im 6. Jh. ein Pilgerverbot für Frauen bestand (so S. 54 im Gegensatz zu den Ausführungen auf S. 36) oder dass Reliquien für die Pilger des 8. und 9. Jh. keine entscheidende Funktion mehr gehabt hätten (S. 85). Aspekte wie „Überlieferungschance“ und „Überlieferungszufall“ (A. Esch), der hohe Grad an Oralität im Frühmittelalter oder die Rolle von Topoi hätten in diesem Zusammenhang m.E. einer stärkeren Reflexion bedurft. Unkorrekt ist der Titel „Sultan“ in Bezug auf Bari (S. 64); richtig müsste es hier Emir Sawdān (lat. *Suldanus*) von Bari heißen. Ein Orts- und Personenregister wäre wünschenswert gewesen. Trotz dieser kleineren Einschränkungen bietet das Buch interessante Einblicke in Details der untersuchten Berichte und lädt zu weiteren Untersuchungen ein.

Kordula Wolf

Andrea Stieldorf, Marken und Markgrafen. Studien zur Grenzsicherung durch die fränkisch-deutschen Herrscher, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 64), CX, 623 S., ISBN 987-3-7752-5764-0, € 79,44. – Mit der vorliegenden Monographie nimmt sich die Autorin vor dem Hintergrund des Problems des in der Forschung oft wenig thematisierten Gegensatzes zwischen dem „überforderten“ Königtum des Heiligen Römischen Reiches auf der einen gegenüber der Langlebigkeit

ebenjenes Reiches auf der anderen Seite der Untersuchung von Zuständig- und Verantwortlichkeiten der fränkisch-deutschen Könige bei der Grenzsicherung in den peripheren Gebieten dieses Herrschaftsverbandes an. Dabei macht es sich Stieldorf zur verdienstvollen Aufgabe, zur Beleuchtung und zum Verständnis des mittelalterlichen Staates beizutragen, ohne dabei in eine Betrachtung dieser Problematik aus der Perspektive moderner Staatlichkeit zu verfallen. Besonders hervorzuheben ist hierbei die Zielsetzung, den Dualismus zwischen der früheren, von einem juristischen Ansatz dominierten Forschung gegenüber der neueren, von einer sozial- bzw. gesellschaftswissenschaftlichen Herangehensweise geprägten, mittelalterlichen Verfassungsgeschichte zu überwinden. Konkret sollen schließlich die Möglichkeiten und Grenzen königlicher Macht innerhalb eines fest definierten Aktionsfeldes untersucht werden, wobei die Annäherung an dieses sowohl über Funktionen als auch Aufgabenbereiche der Königsherrschaft erfolgt. In diesem Sinne wird ein durchaus kritischer Blick auf die aktuelle Forschungssituation geworfen, indem sich die Arbeit in aner kennenswerter Weise der Betrachtung politischer und militärischer Bedeutung zuwendet, anstatt in einer Untersuchung von Grenzen und Grenzzonen als Gebieten des Kontrastes und Austausches zu verharren. Inhaltlich arbeitet die Autorin stark mit einer begriffsgeschichtlichen Herangehensweise: nach einem einleitenden Überblick wird das Wort *Marc(h/i)a* eingehend bezüglich seines Gebrauchs in den Quellen des 8. bis 12. Jh. untersucht, worauf auch in den folgenden Kapiteln immer wieder Bezug genommen wird. So widmet sich der dritte Hauptabschnitt des Buches der Entwicklung des Titels eines *Marchio* von einer Funktionsbezeichnung zu einem konkret greifbaren Adelsrang am Ende des 12. Jh. Der vierte und letzte Hauptabschnitt schließlich geht explizit auf die Rolle der einzelnen Herrscher in der Grenzsicherung von den Karolingern bis zu Friedrich I. ein, wobei die Bedeutung des lokalen Adels sowie die der geistlichen Fürsten zur Untersuchung gelangt. Das die Forschungsergebnisse zusammenfassende, abschließende Kapitel verdeutlicht vor allem, daß weder die räumliche Bezeichnung „marca“ noch der Titel „marchio“ Anknüpfungspunkte bieten, um die Interaktion der fränkisch-deutschen Herrscher mit den Randzonen des Reiches zu verorten, womit eine präzise verfassungsrechtliche Terminologie für den herrscherlich organisierten Grenzschutz nicht gegeben ist. Dieses Ergebnis wiederum bestärkt die Forschungsmeinung der letzten Jahrzehnte, gemäß derer sich ein rechtssystematischer Zugriff auf die mittelalterliche Verfassungsgeschichte als weitgehend unzulänglich erwiesen hat. In Fortführung der Arbeiten Walter Schlegingers wird im Weiteren konstatiert, daß die herrschaftliche Integration der Randgebiete weder geographisch noch chronologisch gleichförmig oder geradlinig erfolgte, sondern vielmehr einer weitläufigen, durchaus personenspe-

zifischen Diversifizierung unterliegt. Insgesamt zeichnet sich zudem im Laufe der Jahrhunderte ein allmählicher Rückzug der Herrscher aus den peripheren Gebieten zugunsten der lokalen Autoritäten ab, was zum einen mit der wegfallenden Bedrohung von außen sowie zum anderen mit der voranschreitenden Allodialisierung und der damit verbundenen Kompetenzübertragung auf regionale Amtsträger zusammenhängt. Tassilo Hornschild

Wilfried Hartmann, Karl der Große, Stuttgart (W. Kohlhammer), 2010, 334 S., Abb., ISBN 978-3-17-018068-0, € 19,90. – Darstellungen über Karl den Großen wurden in der älteren und jüngeren Forschung häufig vorgelegt; da 2014 der Todestag dieses Herrschers 1200 Jahre zurückliegen wird, sind bald noch weitere zu erwarten. Deren inhaltliche Profile werden zunehmend geschärft. Wilfried Hartmann beabsichtigt, die Reformen bezüglich der Kirche sowie Karls Engagement für die Hebung der Bildungsstandards im karolingischen Reich in den Vordergrund zu rücken. Auf beiden Feldern ist der Vf. besonders ausgewiesen. In der Einleitung (S. 11–24) stellt er die biographischen, historiographischen und rechtlichen Hauptquellen vor. Er beschreibt, wie diese in der aktuellen Forschung quellenkritisch beurteilt werden, und wie er sie persönlich einschätzt. Dies ermöglicht den Lesern, die Argumente und Interpretationen in der laufenden Darstellung nachzuvollziehen. Das Buch ist systematisch angelegt. In den ersten sechs Kapiteln steht das persönliche Leben Karls im Mittelpunkt (u. a. Kindheit und Jugend, Ehe und Familie, Lebensführung, Tod und Bestattung). In den folgenden acht Kapiteln werden die Eroberungen und die Regierungsweise Karls, die wirtschaftlichen Bedingungen, Karls Beziehungen zur Kirche, Bildung und Wissenschaft, das Kaisertum, die Beziehungen des Frankenreiches zu den benachbarten Ländern sowie die Nachfolgeregelungen behandelt. Im Abschnitt über die kirchlichen Reformen konstatiert der Vf. drei intensive Phasen (*Admonitio generalis* von 789, nach der Kaiserkrönung sowie die Reformgesetzgebung von 813) während der Regierung Karls. Ob bzw. in welchem Maße diese Bemühungen erfolgreich gewesen seien, lasse sich aber kaum feststellen. Die wichtigsten Kooperationspartner Karls für die Durchsetzung christlicher Normen in der Gesellschaft und für die Verwaltung des Reiches waren die Bischöfe. Auf deren Erhebung habe der König aber nur in wenigen nachweisbaren Fällen den bestimmenden Einfluss ausgeübt. Die meisten Bischöfe seien ebenso wie in der Merowingerzeit aus regionalen Adelsfamilien gekommen. Gleichwohl habe sich Karl als rechtliches Oberhaupt der fränkischen Kirche gesehen; so berief er Synoden ein und leitete sie (S. 160–166). Mit den Päpsten habe der Herrscher einerseits kooperiert und andererseits Konflikte ausgetragen. 773 bat Papst Hadrian I. (772–795) den fränkischen König um Hilfe gegen die Langobarden in Italien,

der bald militärisch gegen seine einstigen Bündnispartner vorging. 787 sei es wegen des Konzils von Nicaea, auf dem der Bilderstreit beigelegt wurde, zu Spannungen zwischen Hadrian und Karl gekommen. Die Franken akzeptierten Nicaea nicht als Konzil der gesamten Kirche, weil sie daran nicht beteiligt waren. Karl habe eine kritische Schrift gegen die bilderfreundlichen Bestimmungen von Nicaea und gegen die Position der oströmischen Kaiser veranlasst. Da Hadrian I. die Kanones von Nicaea anerkannte, lenkte der fränkische Herrscher ein; er ließ die Bilderfrage aber 794 auf einer Synode in Frankfurt nochmals separat behandeln (S. 166–171, 206f.). Unterschiedlich verhielten sich Karl bzw. die fränkischen Theologen und Papst Leo III. zur dogmatischen Kontroverse, ob das Glaubensbekenntnis der Konzilien von Nicaea (325) und Konstantinopel (381) durch den Zusatz *filioque*, wonach der Heilige Geist vom Vater *und* vom Sohn ausgegangen sei, verändert werden dürfe. Während Leo III. das traditionelle Credo zugunsten der kirchlichen Einheit beibehielt, entschied sich eine Aachener Synode unter Vorsitz Karls 809 für die Aufnahme des *filioque* in das Glaubensbekenntnis (S. 171f.). Die kirchliche Gesetzgebung des fränkischen Herrschers erfolgte in Form von entsprechenden Kapitularien, mit deren Hilfe man ein breites Spektrum des religiösen Lebens zu regeln versuchte (u. a. die ordnungsgemäße Verehrung von Heiligen und Reliquien). Im Jahre 813 seien die Bestrebungen, die christliche Lebensweise im Frankenreich tiefer zu verankern und zu vereinheitlichen, nochmals intensiviert worden. Dabei sollten regionale Spezifika stärker berücksichtigt werden als bisher. Deshalb vereinbarte man, auf mehreren Teilsynoden an verschiedenen Orten des Reiches über den (jeweils regionalen) Zustand der Kirche zu beraten und Beschlüsse zu dessen Verbesserung zu fassen. Die Ergebnisse der Teilsynoden sollten dann in ein Kapitular für das gesamte Reich eingearbeitet werden, das allerdings nicht überliefert ist (S. 175f.). Im Kapitel über das Kaisertum Karls (S. 206–218) informiert der Verf. über die Diskussionen, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten darüber geführt wurden. Sie betreffen u. a. die Rolle des Papstes, die Haltung Konstantinopels und die Frage, welcher der rechtlichen Akte bei der Kaisererhebung in Rom konstitutiv war. Die Erhebung Ludwigs des Frommen zum Mitkaiser (813) erfolgte dagegen nach oströmisch-byzantinischem Vorbild in Aachen ohne Mitwirkung des Papstes bzw. eines Geistlichen. Im Hinblick auf die zeitgenössische Bedeutung der Kaiserwürde Karls sei zwischen zwei Ebenen zu unterscheiden. Auf der theoretischen sei der Franke in die Tradition der antiken Kaiser gestellt worden; auf der herrschaftspraktischen habe Karl jedoch nicht versucht, das antike Weströmische Reich wiederherzustellen. Das Kaisertum Karls implizierte nicht die Herrschaft über das gesamte ehemalige Weströmische Reich, sondern vor allem jene über Italien und besonders über Rom, das Exarchat Ravenna und

die Pentapolis. Die kaiserliche Regierung über das *Romanum imperium* habe sich auf diese Gebiete bezogen (S. 216). Im vorletzten Kapitel (15.) wird die politische Situation im Frankenreich nach dem Tode Karls analysiert. Das letzte ist dem Nachleben Karls in Mittelalter und Neuzeit gewidmet. Nach den kapitelweise sortierten Anmerkungen folgen ein Quellen- und ein Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister. Wilfried Hartmann wählte für sein Bild von Karl dem Großen nicht nur die eingangs genannten Schwerpunkte, sondern begründete die Darstellung auf allen behandelten Feldern plausibel und meist quellennah und -kritisch. In den Text fließen häufig unterschiedliche Auffassungen verschiedener Autoren ein, damit werden die Leser in die Forschungsdiskussion einbezogen. Der Vf. verlässt häufig die Binnenperspektive des Frankenreichs und beurteilt die Aktionen bzw. Reaktionen Karls aus der Sicht Ostroms oder des Mittelmeerraums. Der fränkische Herrscher wird in den Kontext der Zeit sowie in die personalen und institutionellen Strukturen des Hofes, der Kirche, des Reiches und der Mittelmeerwelt eingebunden. Die Behandlung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Nachwirkung Karls u. a. als vorbildlicher Gesetzgeber, Kreuzfahrer und Missionar zeigt, wie in verschiedenen Epochen ganz bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen eines Herrschers auf Karl bezogen oder projiziert wurden. So besuchte Napoleon im September 1804 Aachen und die Karlsgruft; am 2. Dezember 1804 setzte er sich in Notre-Dame zu Paris eigenhändig eine Kaiserkrone auf.

Wolfgang Huschner

Die *Admonitio generalis* Karls des Großen, hg. von Hubert Mordek (†), Klaus Zechiel-Eckes (†) und Michael Glatthaar, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris germanici antiqui in usum scholarum separatim editi XVI), VIII, 264 S., Abb., ISBN 978-3-7752-2201-3, € 35. – Der hier anzuzeigende Band bietet eine neue, zweisprachige Edition des bestüberlieferten und bereits während der Regierungszeit Karls meistzitierten Kapitulars, das sich im Jahr 789 primär an die Bischöfe wendet und eine christliche Reform von Kirche und Reich verfolgt. Eine umfangreiche Einleitung beantwortet ausführlich Fragen zum historischen Umfeld, zu Entstehung, Überlieferung und Rezeption. Erwachsen aus dem groß angelegten Vorhaben einer neuen Edition der Kapitularien, die die beiden Bde. von Alfred Boretius und Victor Krause aus den Jahren 1883 bis 1897 ersetzen soll, entstand der Plan einer Separatedition der *Admonitio generalis* nach dem Tod Hubert Mordeks. Ein kritischer Text lag bereits 1989 dem Kolloquium in Freiburg zugrunde, das anlässlich der vor 1200 Jahren erfolgten Promulgation des Kapitulars veranstaltet wurde. Der nun vorliegende Bd. geht wesentlich auf damals vorgetragene Ergebnisse zurück, die nicht zum Druck

gelangten. Der Zeitpunkt ihrer Entstehung, Anklänge an den Kanzleistol Regensburgs, wo Karl die Huldigung der Baiern entgegennahm, deuten darauf hin, dass dort der Plan zur Admonitio reifte. Wohl das früheste der missatischen Kapitularien des Jahres 789, stellte sie einen Höhepunkt legislativer Legitimation dar vor der Abnahme des allgemeinen Treueids. Die Frage nach dem gestalterischen Anteil Alkuins bei der Abfassung wird nach Analyse des Textes sehr hoch veranschlagt, so dass die Admonitio zugleich als Zeugnis für die besonders von ihm repräsentierte Symbiose von bildungspolitischem Impetus und einem Gott zugewandten Herrschaftsverständnis gelesen werden darf. Das hauptsächliche Forschungsdesiderat bestand jedoch in der Textgeschichte der Admonitio, da im 19. Jh. die Abhängigkeiten der Handschriften nicht untersucht wurden, so dass das Kapitular bisher in einem Wortlaut vorlag, der keinen nachvollziehbaren editorischen Prinzipien folgte. Gerade die Untersuchung der Überlieferung (im wesentlichen von K. Zechiel-Eckes) erbrachte aber höchst interessante Ergebnisse, da sich zeigen lässt, dass die von Karl geforderte reichsweite Verbreitung des Kapitulars durch seine *missi* konsequent in die Tat umgesetzt wurde, so dass die Admonitio generalis ein Schlüsseldokument für das Verständnis karolingischer Herrschaftspraxis darstellt. Es ist das Verdienst von Michael Glatthaar, nicht nur die Textedition mit Übersetzung und Sachkommentar versehen zu haben, sondern den größten Teil der Einleitung beigesteuert und die verschiedenen unvollständigen Teile, die nach dem Tod von H. Mordek und K. Zechiel-Eckes vorlagen, ergänzt und zusammengefügt zu haben. Wenn dabei die Zitierweise nicht ganz vereinheitlicht wurde oder die eine oder andere Lücke im Literaturverzeichnis auffällt, wird man das angesichts dieser Genese gern übersehen. Schön, dass der Bd. vorliegt.

Irmtraut Heitmeier

Amedeo Feniello, *Sotto il segno del leone. Storia dell'Italia musulmana*, Roma (Laterza) 2011 (Robinson/Lecture), 305 pp., ISBN 978-88-420-9658-0, € 22. – Le vicende affascinanti della presenza arabo-islamica in Italia costituiscono un campo nel quale la storiografia italiana ha prodotto frutti straordinari: dall'insuperata (e forse insuperabile) „Storia dei musulmani in Sicilia“ di Michele Amari, mirabilmente annotata da Carlo Alfonso Nallino (Catania, R. Prampolini, 1933–1939), alla grande opera di sintesi sugli „Arabi in Italia“ curata da Francesco Gabrieli e Umberto Scerrato, apparsa a Milano, per i tipi di Scheiwiller, nel 1979. Accanto a questi capolavori, si collocano poi un gran numero di saggi dedicati ad aspetti regionali (i musulmani in Calabria, in Basilicata, in Puglia, nel Lazio etc.), e alcune opere di divulgazione di qualità non sempre eccelsa, in cui spesso trionfa lo stereotipo e il racconto storico si stempera nel mito del malvagio ‚saraceno‘ assetato di sangue. Erano però

molti anni che le maggiori case editrici italiane non pubblicavano un libro dedicato al tema in questione, e dunque la nuova storia dell'Italia musulmana, da poco edita da Laterza, va a riempire un vuoto bibliografico che all'estero è stato invece recentemente colmato dalla peraltro non entusiasmante monografia di Alex Metcalfe (*The Muslims of Medieval Italy*, Edinburgh University Press, 2009): è questo uno dei motivi che hanno spinto la prestigiosa casa editrice di Bari a dedicare particolare attenzione al lancio dell'opera, addirittura con la produzione di un suggestivo *booktrailer*⁴, visibile *online* all'indirizzo http://www.laterza.it/index.php?option=com_content&view=article&id=462:sotto-il-segno-del-leone&Itemid=101. Il suo autore è Amedeo Feniello, coordinatore della Scuola storica nazionale di studi medievali annessa all'Istituto storico italiano per il medioevo, al quale si devono numerosi saggi sulla società e l'economia dell'Italia meridionale medievale. Il lavoro si compone di sei capitoli che conducono il lettore in un viaggio nello spazio e nel tempo che ha inizio il 21 maggio 878 nella Siracusa assediata dalle truppe islamiche e si conclude il 27 agosto del 1300, con l'espulsione degli ultimi musulmani dall'insediamento di Lucera, dove essi erano stati installati da Federico II, trattando temi-chiave come la conquista araba della Sicilia, le problematiche legate al *ḡihād*, l'integrazione dell'economia dell'Italia meridionale nell'universo commerciale islamico. L'intento di Feniello è palesemente quello di offrire al pubblico un'opera di alta divulgazione (in conformità alle caratteristiche della collana che ospita l'opera), che tuttavia non rinunci a tirare le fila dei più recenti dibattiti storiografici sugli argomenti trattati: e in effetti, la bibliografia secondaria è selezionata con cura ed estremamente aggiornata. Il vero problema del libro è da un lato la totale assenza di un rapporto diretto dell'Autore con le fonti arabe medievali, rapporto che in una storia dell'Italia musulmana dovrebbe invece costituire un elemento irrinunciabile; dall'altro, la scarsa dimestichezza che in esso si evidenzia con le problematiche relative agli studi islamici. Da ciò deriva necessariamente – ed è questo il difetto maggiore del libro – un'assoluta mancanza di originalità nell'interpretazione delle fonti stesse e un totale appiattimento dell'Autore sulla visione degli eventi riscontrabile nella bibliografia secondaria. Il numero esorbitante di errori di traslitterazione e di equivoci terminologici (cui si aggiungono – in maniera assolutamente inusuale per la casa editrice – alcuni fastidiosi refusi: vedi per es. pp. 186; 187; 188; 190) e l'uso quasi esclusivo della *Biblioteca arabo-sicula* di Amari (anziché delle edizioni critiche più accreditate) per le citazioni degli storici e dei geografi arabi sembrano peraltro indicare che l'Autore non dispone di una conoscenza della lingua araba adeguata ad affrontare l'analisi dei testi originali. Tale limite conduce purtroppo Feniello a numerosi fraintendimenti che in una sintesi destinata a un pubblico più vasto di quello degli addetti ai lavori, sono ancora più

deprecabili degli errori contenuti in un saggio erudito. Ci limiteremo qui a fornire alcuni esempi che, per la loro gravità, gettano una luce non propriamente lusinghiera su tutta l'opera: in primo luogo, va rilevato l'uso del tutto incongruo del termine *ribāṭ* che l'Autore utilizza genericamente per definire ogni tipo di struttura islamica fortificata in Sicilia e in Italia; in realtà, due studi fondamentali di Jaqueline Chabbi hanno oggi chiarito che il termine *ribāṭ* ha un significato complesso che varia da regione a regione e da un'epoca all'altra: la parola ha una storia complicata, a partire dal Corano, nel quale viene usata con il significato di „annodare“ o „legare insieme“; in certi casi, il *ribāṭ* è effettivamente associato con un certo tipo di edificio, ma esso viene soprattutto a indicare il luogo in cui si riunisce un gruppo di uomini, congiunti da un legame religioso comune, che può comprendere sia la pratica ascetica sia la guerra, senza che vi sia una struttura architettonica corrispondente (J. Chabbi, *La fonction du ribāṭ à Bagdad du Ve siècle au début du VIIe siècle*, in: REI 42 [1974], pp. 101–121; E ad., in: E.I.², VIII (1995), pp. 510–523, s. v. „Ribāṭ“. Cfr. anche Ch. Picard/A. Borrut, *Râbata, ribât, râbita: une institution a reconsidérer*, in: *Chrétiens et musulmans en Méditerranée médiévale [VIII^e–XIII^e siècle]. Échanges et contacts*, éd. par N. Prouteau et Ph. Sénac, Poitiers [Centre d'études supérieures de civilisation médiévale] 2003 [Civilisation Médiévale, XV], pp. 33–65). Vien fatto dunque di chiedersi se sia utile impiegare indiscriminatamente un termine così sfuggente e polisemico tanto più che le fonti arabe a proposito della frontiera arabo-bizantina e dell'Italia meridionale (con l'importante eccezione della Sicilia) per definire le strutture difensive islamiche non parlano mai di *ribāṭāt*, ma di „cittadelle“ (*qilā'*, singolare *qal'ah*), „centri fortificati“ (*qaṣabāt*, sing. *qaṣābah*), o „fortezze“ (*ḥuṣūn*, sing. *ḥiṣn*). – In almeno un caso, la scarsa conoscenza della lingua araba produce involontari effetti comici: alla p. 114 Feniello, descrivendo la situazione di Napoli tra IX e XI secolo, ci informa del fatto che l'archeologia vi ha rintracciato „addirittura testimonianze della presenza di un *imam*“. Se così fosse, si tratterebbe di una scoperta davvero straordinaria: un *imām* napoletano conservatosi sino a noi costituirebbe materia di notevole interesse per antropologi fisici e studiosi dei riti di sepoltura islamici. Purtroppo però la curiosità suscitata da Feniello nei suoi lettori è destinata a rimanere delusa: quello di cui si parla qui è in realtà un *ḥammām*, cioè una terma, che l'Autore ha confuso con l'*imām*, colui che guida la preghiera islamica avendo una conoscenza particolarmente approfondita dei suoi movimenti rituali obbligatori. Ma questo sia pur bizzarro equivoco è un peccato del tutto veniale se paragonato a ciò che Feniello afferma a proposito di uno studio di Stefano Del Lungo (*Bahr 'as Sham. La presenza Musulmana nel Tirreno Centrale e Settentrionale nell'Alto Medioevo*, Oxford [B.A.R.] 2000). L'Autore, infatti, alle pp. 263–264, lo definisce un „accurato cen-

simento delle fonti“ per la storia delle incursioni musulmane in Sicilia e in Italia meridionale. In effetti, il lavoro di Del Lungo è assai accurato ed estremamente dettagliato. Purtroppo, però, esso desume la gran parte dei suoi dettagli documentari dal falso *Codice Diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi*. L„arabica impostura“ dell'abate Giuseppe Vella continua ancora oggi a mietere vittime.

Marco Di Branco

Daniel Berger, *Regesta Pontificum Romanorum. Iberia Pontificia Vol. I: Dioeceses exemptae. Dioecesis Burgensis, Gottingae* (Vandenhoeck & Ruprecht) 2012, XXVI u. 209 S., ISBN 978-3-525-30030-5, € 72,95. – Die *Regesta Pontificum Romanorum* (deren „Paradestück“, wie es der ehemalige Sekretär der Pius-Stiftung, Rudolf Hiestand, bezeichnete, die *Italia Pontificia* ist), greifen nun deutlich über den Raum Italiens und Deutschlands hinaus. Nachdem 1998 bereits der erste Band der *Gallia Pontificia* erschien, so ist mit dem von Daniel Berger bearbeiteten Band nun der Erstling im Reigen der *Iberia Pontificia* anzuzeigen. Er behandelt das exemte Bistum Burgos. Neben dem Bistum und der Bischofskirche werden in diesem Rahmen 15 weitere Institutionen behandelt. Dabei werden nicht nur Papsturkunden verzeichnet, sondern alle Kontakte der behandelten Institution mit dem Papsttum und seinen Vertretern vom Beginn der Kontakte bis 1198. Das so gewonnene Material wird nach Empfängern untergliedert chronologisch dargeboten. Der Aufbau orientiert sich an den bisherigen Bänden, indem zunächst ein chronologisches Verzeichnis der Einträge vorangestellt ist, bevor die nach Empfängern sortierte Materie folgt. Sehr zu begrüßen ist, dass nicht nur die Papstbriefe/-urkunden und Kontakte mit dem Papst aufgenommen wurden, sondern ebenso diejenigen der Kardinäle sowie der delegierten Richter, was in den Bänden *Italia Pontificia I–IV* noch nicht der Fall war, heute aber als der Standard gelten darf. Ebenfalls zu begrüßen ist, dass die Regesten anders als in der *Gallia Pontificia* komplett lateinisch abgefasst sind und sich damit an dem gewohnten Muster der *Italia* und *Germania Pontificia* orientieren. Das gilt leider auch für das fehlende Register. Sehr positiv ist hingegen, dass dem Band eine Karte der behandelten Diözese beigegeben wurde (S. 185), auf der die Empfänger lokalisiert sind. Auf den ersten Blick erstaunt die hohe Anzahl der Stücke, die in die Pontifikate Urbans II. und Paschalis' II. fallen, sowie der offenbar geringe Austausch unter Innozenz II. Der Band bietet 239 Nummern/Stücke, von denen immerhin 28 noch im Original vorliegen, von denen wiederum zwei Spuria sind. Die Anzahl der noch bei Jaffé genannten Nummern wird durch die Arbeit von Berger um 51 Stücke übertroffen, mithin um über ein Fünftel. Die Arbeit ist im besten Sinne historische Grundlagenarbeit. Ein Verzeichnis der zitierten Werke rundet den schönen Band ab. Mögen ihm rasch weitere Bände in derselben hohen Qualität folgen.

Jochen Johrendt

Die Konzilien Deutschlands und Reichsitaliens 1023–1059, hg. von Detlev Jasper, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010 (Concilia/Monumenta Germaniae Historica 8), XXIV, 464 S., ISBN 978-3-7752-5502-8, € 90. – Der achte Band der Concilia-Reihe enthält 43 Synoden; 27 von ihnen fanden in Italien und 15 in Deutschland statt. Zudem wurde die Synode Papst Leos IX. in Reims (Oktober 1049) aufgenommen, an der die Bischöfe der Kirchenprovinz Trier teilnahmen (Nr. 27). Die Konzilien bzw. Synoden sind chronologisch geordnet. Der Band beginnt mit der Mainzer Provinzialsynode zu Pfingsten 1023 und endet mit der Kirchenversammlung, die im Frühjahr 1059 unter der Leitung Papst Nikolaus' II. im Lateran tagte und eine neues Verfahren für die Papstwahl beschloss. Diözesansynoden wurden nicht berücksichtigt. Gegenüber den Darstellungen der Konziliengeschichte von Heinz Wolter (1988) und Georg Gresser (2006) stuft Jasper einzelne Versammlungen aufgrund der Überlieferungssituation nicht als Synoden ein. Das betrifft beispielsweise die Beratung über den Beginn des Advents in Limburg an der Haardt (Dezember 1038), die man bisher als Synode betrachtete (Wolter 1988, S. 359–361). Für die wenigsten Bischofsversammlungen sind Protokolle mit den verabschiedeten Kanones überliefert. In der Regel basieren die Informationen auf Einladungsschreiben und Synodalnotizen sowie auf historiographischen und urkundlichen Quellen. Im Rahmen der vier Jahrzehnte, die der Band erfasst, lassen sich markante Änderungen in der synodalen Praxis konstatieren. Ab 1040 treten die Provinzialsynoden in der Überlieferung deutlich zurück. Demgegenüber nehmen die Versammlungen unter päpstlicher Leitung überdurchschnittlich zu. Seit dem Pontifikat Leos IX. (1049–1054) dominierten die Päpste das Synodalgeschehen. Damit war auch eine Veränderung der behandelten Themen verbunden. Fortan stand nicht mehr die Lösung aktuell aufgetretener Probleme, sondern die Beratung über grundlegende Fragen wie die Bekämpfung der Simonie und des Nikolaitismus sowie die Sakramentsverwaltung im Vordergrund. Bis 1046/47 wirkten die salischen Herrscher Konrad II. und Heinrich III. häufig an Synoden mit. Kaiser Heinrich III. war danach nur noch bei den Versammlungen in Mainz (1049) und Florenz (1055) zugegen. Der Band enthält ein Register der Personen und Orte, ein Sachregister sowie eine Konkordanztafel. Darin wird auf die Sammlung Mansi, den Druck in der Constitutiones-Reihe der MGH sowie auf die entsprechenden Regesten im Quellenkatalog Martin Boyes (1930), in den Regesta Imperii und die Papstregesten Philipp Jaffés (1885–1888) verwiesen. Wolfgang Huschner

Mathias Lawo, Studien zu Hugo von Flavigny, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 61), XX, 436 S., Abb., ISBN 978-3-7752-5761-9, € 60. – Die Chronik Hugos von Flavigny ist bis

heute ein polarisierendes Werk: In den Wirren des Investiturstreits entstanden ist sie ebenso wie das Leben ihres Verfassers von zahlreichen Brüchen und Veränderungen geprägt. Die weiterhin gültige Edition durch Georg Heinrich Pertz aus dem Jahr 1848 vermag dieser bewegten Werkgenese kaum gerecht zu werden. So bemängelt Mathias Lawo trotz unbestreitbarer Verdienste des Herausgebers „eigenmächtige editorische Entscheidungen“, die den fälschlichen Eindruck eines linearen Schreibprozesses erwecken. Vor diesem Hintergrund möchte die bereits 2003 angenommene, nun erschienene Dissertation durch die Identifizierung von nachträglichen Überarbeitungen und Vorlagen der Chronik eine korrekte Zitierung dieser wichtigen Quelle ermöglichen. In einem einleitenden Abschnitt wendet sich Lawo der Biographie Hugos von Flavigny zu. Deren wichtigste Quelle ist die Chronik selbst, die allerdings erst ab dem Jahr 1085 autobiographische Elemente, teilweise in recht dürftiger Form, enthält und zudem unsichere Datierungen aufweist. Lawo gelingt es dennoch, durch sorgfältige Analyse des Textes wichtige Lebensstationen Hugos wie z. B. den Rückzug von Saint-Vanne in Verdun nach Saint-Bénigne in Dijon oder den verworrenen Konflikt um die Abtei in Flavigny zu rekonstruieren. An dieser Stelle kann Lawo – gemeinsam mit der 2006 erschienenen Studie von Patrick Healy (*The Chronicle of Hugh of Flavigny: Reform and the Investiture Contest in the Late Eleventh Century*, Ashgate 2006) – manches Fehlerurteil der älteren Forschung korrigieren. Es folgt eine detaillierte Analyse der beiden ursprünglich zusammengehörenden Handschriften der Chronik Philipps 1870 und 1814 in der Staatsbibliothek Berlin. Dabei möchte sich der Vf. von der Arbeit Healys abheben, der er eine lediglich „oberflächliche Beschreibung“ der Handschriften sowie eine unvollständige und unsystematische Erfassung der Textquellen der Chronik vorwirft. Im Verlauf seiner Handschriftenanalyse und durch Hinzuziehen eines weiteren Dokuments, einer im Mai 1096 vermutlich durch Hugo geschriebenen Urkunde, kommt Lawo zu dem Schluss, dass es sich bei den Berliner Codices sehr wahrscheinlich um Autographen handelt, die als „unvollendete Arbeitshandschrift“ zu betrachten sind. Die beigefügten Abbildungen führen deutlich diesen „work in progress“ mit Hinzufügung zahlreicher Nachträge vor Augen. Vor diesem Hintergrund ist Lawo die in der bisherigen Edition nicht ersichtliche Unterscheidung zwischen Haupttext und den insgesamt über 1500 Nachträgen ein wesentliches Anliegen. Im dritten, ausführlichsten Teil wendet sich Lawo schließlich den Quellen der Chronik zu. Er vermag hier durch den Einsatz elektronischer Datenbanken den bisherigen Forschungsstand um mehrere neu identifizierte Vorlagen Hugos, etwa das *Chronicon Luxoviense* oder die *Annales S. Benigni*, zu ergänzen. Es folgt eine systematische Gegenüberstellung dieser Vorlagen mit den jeweiligen Auszügen der Chronik, wobei Lawo Haupttext und Nachträge separat

anführt. Der erste der beiden Appendices enthält eine Auflistung der mutmaßlichen Schreibfehler in der Chronik, die Pertz teilweise stillschweigend korrigierte. Besonders hilfreich ist Appendix 2, der sämtliche Nachträge der Chronik mit der jeweiligen Folioangabe der Handschrift sowie der entsprechenden Seitenzahl der Edition auflistet. Auch ohne Einsichtnahme in die Handschrift ermöglicht Lawos Studie somit eine korrekte Zitierung der Chronik, die nach dieser eingehenden Untersuchung nun hoffentlich bald eine Neuedition erfahren wird.

Elisabeth Richenhagen

Elke Goetz, *Mathilde von Canossa, Darmstadt (Primus) 2012, 238 S., Abb., ISBN 978-3-86312-346-8, € 29,90.* – Questa biografia di Matilde di Canossa precorre le iniziative, editoriali e non, che caratterizzeranno la celebrazione del nono centenario della morte della grande ‚contessa‘ († 1115). Tali iniziative saranno certo un’occasione di approfondimento scientifico e al contempo di divulgazione delle conoscenze sulla vita di quella che G. definisce la più significativa principessa dell’epoca salica. Un giudizio autorevole che si fonda su oltre venti anni di ricerche condotte da questa studiosa su Matilde e sulla sua stirpe. E proprio alla stirpe, all’eccezionale ascesa politica e sociale degli avi della contessa, G. dedica i primi capitoli della biografia: qui si individuano già alcuni tratti della struttura e delle relazioni di potere che Matilde, come ultima esponente della dinastia, ereditò. Si ripercorrono quindi le principali tappe della sua vita, concentrando l’attenzione soprattutto sulle forme di gestione di tale potere, data la difficoltà di conoscere aspetti più legati alla personalità e alla sfera privata della contessa. G. insiste sulla natura consensuale del potere esercitato da Matilde: una forma di sua condivisione e distribuzione che, se da una parte appare una necessità dei poteri pienomedievali, dall’altra sembra in tal caso più evidente per la complessa posizione dinastica e per le convulse vicende politiche di quel periodo. Tra i diversi aspetti di questo potere analizzati vi è ad esempio la significativa produzione documentaria: in tal senso si segnala come pregio di questa biografia l’attenzione portata ad alcuni documenti noti, ma raramente posti in primo piano. Un altro aspetto che G. evidenzia, anche se poi è spesso difficile superare considerazioni ipotetiche, è quello della logistica, delle risorse materiali e dell’amministrazione dei beni. Un’ulteriore focalizzazione dell’analisi del potere matildico è quella riguardante le sue forme di rappresentazione. Questo aspetto si intreccia peraltro con la questione della ‚corte‘ di Matilde, che G. riconosce come un’entità sociale consistente – soprattutto grazie al ruolo svolto presso la contessa da Anselmo di Lucca –, ma limitata o comunque intermittente nel corso del tempo. Sul versante della condotta politica G. conferma il quadro articolato, sfumato e talvolta contrastato dell’impegno a favore dei papi e del gruppo riformatore romano. Interes-

sante appare l'accentuazione della funzione di mediazione di Matilde tra pontefici e re fino a supporre un ruolo di regia nell'incontro di Canossa. Meno convincente appare invece l'interrogarsi sulla comprensione della portata della riforma da parte di Matilde. L'esempio che viene più volte menzionato al riguardo è quello dell'investitura dell'arcivescovo di Milano Anselmo IV da parte della contessa: questo episodio va però interpretato nel quadro della politica pontificia in Lombardia e non alla luce di un'astratta ipostatizzazione della riforma. Ma i rapporti di alleanza tra Matilde e Milano aspettano ancora di essere indagati più approfonditamente, magari anche in connessione con quel ruolo di ‚vice del re nella Liguria‘, attribuito da Enrico V a Matilde, che sembra avere più un significato di mediazione politica che di funzione istituzionale. La biografia di Matilde di G. fornisce molti altri spunti di discussione, nonostante il programmatico fine divulgativo. Proprio nel passaggio dalla ricerca ad un circuito più ampio di comunicazione – e si riprende qui la considerazione di apertura riguardante le prossime celebrazioni matildiche –, si annida però anche una pericolosa insidia, quella di non fornire al pubblico un adeguato apparato di controllo delle informazioni relative alla ricostruzione degli eventi, che purtroppo per condensazione, omissione, inversione presentano un numero non elevato, ma certo non trascurabile di inesattezze, che non rendono merito al pregio delle indagini soggiacenti a questo libro.

Eugenio Riversi

Wolfgang Hasberg/Hermann-Josef Scheidgen (Hg.), *Canossa. Aspekte einer Wende*, Regensburg (Pustet) 2012, 239 pp., ill., ISBN 978-3-7917-2411-9, € 26,95. – Questo volume collettaneo raccoglie le conferenze tenute nell'ambito di un ciclo organizzato presso l'Università di Colonia nel semestre invernale 2010–2011. Al centro delle lezioni sono poste ancora una volta l'indagine e la riflessione sull'incontro tra Gregorio VII ed Enrico IV, avvenuto a Canossa nel 1077, in particolare alla luce del confronto tra due opposte valutazioni storiografiche: da un lato quella – maturata nel corso del XX secolo – che interpreta più o meno simbolicamente questo evento come una ‚svolta‘; e dall'altro quella recentemente proposta da Johannes Fried che, invertendo il significato dell'incontro – inteso come un vertice politico preparato diplomaticamente e concluso con una pace –, rovescia una sedimentata memoria collettiva e storiografica dell'episodio, che origina in epoca moderna e di cui appunto l'immagine della ‚Wende‘ è solo un'ultima sublimata manifestazione. Alcuni dei contributi si confrontano più da vicino con l'evento. In particolare il saggio d'apertura, quello di Wolfgang Hasberg, incastona un sunto delle tesi di Fried nel quadro di un più articolato discorso sul carattere ‚multilivellare‘ dell'evento, colto anche nelle sue implicazioni per la coscienza storica con-

temporanea. Se tale contributo appare da ultimo dispersivo, molto serrato per contro risulta il saggio di Stefan Weinfurter, che si confronta in maniera critica, ma equilibrata, con le tesi di Fried. Gerd Althoff sceglie invece di attaccare le posizioni di quest'ultimo con una ‚tattica aggirante‘, in quanto attraverso l'indagine dei presupposti teologici e scritturistici della concezione dell'ufficio papale proposta da Gregorio VII, intende mostrare la dimensione ‚conflittuale‘ e non ‚pacifica‘ dell'incontro di Canossa. Tanto Althoff, quanto Weinfurter si aprono già a più ampie prospettive tematiche e cronologiche, che caratterizzano gli altri contributi: ad esempio quello a firma dello stesso Hasberg e di Hermann-Josef Scheidgen, centrato sulla riforma della chiesa, che tuttavia risulta deludente, pur nella chiara finalità introduttiva, e non privo di imprecisioni (e lo stesso vale per quello di Joachim Oepen sull'arcivescovo Annone di Colonia). A questi si può aggiungere anche il contributo di Matthias Vollmer dedicato all'espressione della nuova sensibilità penitenziale nei timpani raffiguranti il giudizio universale di alcune chiese francesi. L'inquadramento dell'evento di Canossa è ulteriormente ampliato dallo stimolante saggio di Thomas Wetzstein, che lo contestualizza nelle problematiche della *Kommunikationsgeschichte*, attenta al connubio tra circolazione dell'informazione e mobilità. Una prospettiva lunga, centrata però sulla dimensione politica, caratterizza i contributi di Carl August Lückcrath e di Arnold Angenendt, che si occupano rispettivamente della pretesa giuridica di sovraordinazione del potere del papa su quello dell'imperatore dopo la ‚svolta‘ impressa da Gregorio VII e dell'ineludibile implicazione tra dimensione religiosa e dimensione politica. Chiudono la serie i contributi dedicati alla ricezione dell'evento di Canossa: il saggio di Hugo Aust sulla narrativa del XIX e XX secolo e quello di Matthias Pape sul valore politico della memoria di Canossa in epoca moderna, con cui questo studioso ripropone alcuni temi dei suoi recenti studi. In conclusione la raccolta conferma che l'incontro del 1077 tra papa e re non fu una ‚svolta‘ come evento. Esso può assurgere solo simbolicamente a ‚cifra‘ di più complessi e lunghi processi, sui quali si percepisce chiaramente l'impatto ecclesiologico, politico e istituzionale del pontificato di Gregorio VII. Il conseguente conflitto innescatosi con Enrico IV si è poi impresso nella memoria culturale dell'occidente, fornendo materia narrativa al grande racconto del moderno processo di secolarizzazione del potere politico.

Eugenio Riversi

Alfons Becker, Papst Urban II. (1088–1099). Teil 3: Ideen, Institutionen und Praxis eines päpstlichen *regimen universale*, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2012 (MGH Schriften 19,3), LXXXVIII u. 750 S., ISBN 978-3-7752-2200-6, € 95. – Der Pontifikat Urbans II. begleitete Alfons Becker

sein ganzes wissenschaftliches Leben. Der erste Teil seines umfassenden Werkes erscheint bereits 1964 (vgl. QFIAB 44 [1964], S. 552f.), der zweite 1988 (vgl. QFIAB 71 [1991], S. 884f.). Das Erscheinen des dritten Bandes, dessen Manuskript er noch abgeschlossen hatte, erlebte er leider nicht mehr mit, da er wenige Monate zuvor verstorben war. Standen im ersten Band Herkunft und Werdengang Urbans II. bis zur Erhebung auf die Kathedra Petri, die konkrete Politik während seines Pontifikates sowie im zweiten Band die Beziehungen zum Osten inklusive des Kreuzzugs im Zentrum, so bietet der dritte Band die innerkirchliche Entwicklung unter Urban II. Diese gliedert B. in fünf Großabschnitte. Der erste ist der ideellen Fundierung und Ausprägung des päpstlichen Amtes unter Urban II. gewidmet (S. 1–97), der zweite der Ausbildung der römischen Kurie und päpstlicher Instrumente zur Durchdringung und Regierung der Kirche (S. 98–217), der dritte dem Wechselspiel von Papst und Episkopat (S. 218–394), der vierte den religiösen Bewegungen (S. 395–525) und der letzte „Papst und Laienwelt“ (S. 526–661). In einer sehr quellennahen und -dichten Arbeitsweise arbeitet B. so beispielsweise heraus, dass unter Urban II. Petrus, Papst, *sedes apostolica* und *ecclesia Romana* immer stärker ineinander übergehen – das Eigentum des einen wird Eigentum des anderen und damit das, was zuvor dem Apostelfürsten übergeben worden war im Selbstverständnis des Papsttums Eigentum der *sedes apostolica*. Dieser Gedanke wurde von Urban auch auf die *libertas Romana* angewandt, wodurch sich aus der (zuvor vielleicht nur geistlichen) Schutzfunktion der römischen Kirche auch ein weiterreichender Anspruch ergibt. Damit stellt B. den Pontifikat Urbans als einen Schlüsselpontifikat dar, in dem aus der Freiheit des spirituellen Bandes die Freiheit zum Gehorsam wird, ohne dass die Vielschichtigkeit der *libertas Romana* damit ausgeblendet worden wäre. So quellennah und detailgetreu B. seine Ergebnisse präsentiert, so sehr würde man sich an manchen Stellen eine stärkere Zuspitzung wünschen – doch ist es gerade die Umsicht B.s, die dieses Bedürfnis des Lesers ins Leere laufen lässt. Denn wie das Beispiel der Kardinäle demonstriert, ist das überlieferte Quellenmaterial ausgesprochen spröde, so dass sich diese Phase der Papstgeschichte nicht ohne weiteres in eine teleologische Entwicklung hin zu einer stärkeren Beteiligung der Kardinäle an den *causae maiores* einfügen lässt. So formuliert er: „Urban II. hat offenkundig die Heranziehung von Kardinälen freizügig, unregelmäßig, unsystematisch gehandhabt und in deren Mitwirken an seiner Amtsführung eine praktisch nützliche, jedoch unverbindliche, in gewissen Situationen eine nach außen hin eindrucksvolle Hilfeleistung gesehen“ (S. 136). Bisweilen scheinen einfache und auf Linie liegende Aussagen nicht möglich. Und daher zeichnet B. auch nicht das Bild eines die Gesamtkirche in allen Bereichen mit strenger Hand zentralisierenden Papstes. So habe Urban II. beispielsweise das

ius metropolitanum durchaus respektiert und wahren wollen (S. 378). B.s Band war 2009 abgeschlossen, und doch ist es sehr schade, dass hier die 2009 erschienene Arbeit von Matthias Schrör zu Metropolitangewalt und papstgeschichtlicher Wende nicht mehr eingearbeitet werden konnte. Nach B. will sich Urban in diesem Bereich nicht recht in die von Gregor VII. vorgegebene Linie einreihen – das gilt auch für seinen Umgang mit Regionalprimaten, namentlich mit Reims, dessen Stellung Urban II. stärkt (S. 390–394). Das mag durch Urbans, von B. immer wieder betonte „Disposition zu Rationalität, zum Juridischen und Institutionellen“ (S. 663) zu erklären sein, worin er sich deutlich vom impulsiven Gregor VII. unterscheidet. Doch ebenso betont B. Urbans Fähigkeit zum Kompromiss, zum „pragmatischen Handeln“, so auch in Hinblick auf den Großgrafen Roger I. von Sizilien. Die ihm gewährten Rechte, die formal gesehen kein eigentliches Privileg seien, haben in der Zeit durchaus Entsprechungen – allein die Übertragung der apostolischen Legation sticht hier hervor. Diese interpretiert B. in dem Sinne, dass Roger I. durch sie zum „weltlichen Arm“ (S. 176) der Kirche wurde – die *spiritualia* konnte ohnehin nur eine geweihte Person ausüben. Auch darin zeigte Urban seine Fähigkeit, die politische Situation – anders als Gregor VII. – realistisch einschätzen und sich langfristig gesehen zum Nutzen der Reformpartei an diese anpassen zu können. Der Anhang der beeindruckenden Studie bietet neben Beobachtungen zum Papstzeremoniell und Korrekturen zum Register Urbans II. unter der Rubrik „Neue Texte“ eine Zusammenstellung von 23 bisher an verstreuten Stellen publizierten Briefen/Urkunden, die im Gegensatz zu den Angaben bei JL und in den Pontificienbänden eine verbesserte Textgrundlage bieten. Die Gesamtleistung des Bandes ist beeindruckend – denn es liegen keine Studien zu Urban II. unter einem bestimmten Gesichtspunkt vor, sondern „der ganze Urban“. Dass man an der einen oder anderen Stelle auch weitere Literatur hätte heranziehen können, bleibt bei einem derartigen Wurf unvermeidbar – und liegt schon fast in der Natur der Sache. Eigens hervorzuheben ist auch das Namenregister (S. 723–750), das Personen und Orte für alle drei Bände erfasst und diese damit gezielt durchdringbar macht. Jochen Johrendt

Robert Somerville, Pope Urban II's Council of Piacenza. March 1–7, 1095, Oxford (Oxford Univ. Press) 2011, VIII, 151 S., ISBN 978-0-19-925859-8, £ 55. – Nach Bernold von Konstanz, einem wichtigen Überlieferungsträger zur Synode, habe der Papst in Piacenza ein *generalem sinodum* abgehalten. Und diese Synode war keine beliebige Synode Urbans II., dessen synodale Gesetzgebungstätigkeit stets im Schatten der Synode von Clermont und dem dort vollzogenen Kreuzzugaufbruch zu stehen scheint. Sie bildet vielmehr für die Entwicklung des Papsttums im wibertinischen Schisma einen wichtigen Ein-

schnitt. Denn noch immer befand sich Urban II. in heftigen Auseinandersetzungen mit seinem Gegenspieler, dem Gegenpapst Clemens (III.). Mit der Hilfe Mathildes von Canossa war er in das Zentralgebiet seiner Unterstützer in Italien gezogen und hatte dort eine Synode abgehalten, zu der Bischöfe aus Italien, Burgund, Frankreich sowie einigen deutschen Gebieten erschienen. Die rege Teilnahme war ein deutliches Signal der Unterstützung Urbans II. und damit kirchenpolitisch für die Situation Urbans vor allem in Oberitalien wichtig. Die Synode von Piacenza ist daher nicht nur Urbans vierte überlieferte Synode, sondern sie signalisierte den Zeitgenossen deutlich, dass Urban sich hinsichtlich der Obödienz in der Christenheit nunmehr durchgesetzt hatte. Die von Ludwig Weiland besorgte Ausgabe der Synodalbeschlüsse (MGH Const. 1 Nr. 393) bietet 15 Kanones, deren hauptsächlicher Gegenstand die durch das wibertinische Schisma entstandenen Probleme waren. So wurden beispielsweise die Weihen der zu Simonisten erklärten Wibertiner für ungültig erklärt. Somerville fokussiert in Anknüpfung an seine früheren Studien mit dem hier anzuzeigenden Band weniger die kirchenpolitischen Ereignisse um das Konzil von Piacenza als vielmehr den exakten Inhalt der Beschlüsse und ihre textliche Wirkung. Da wie im 11. Jh. üblich keine vom Papst approbierte und damit als Text autorisierte Version der Beschlüsse vorliegt, konzentriert sich Somerville auf die Textgenese. Dabei fragt er nach den Überlieferungsträgern und damit verbunden nach der Rezeption der Beschlüsse in der weiteren kanonistischen Literatur. Daher geht er nach einer knappen Hinführung zur historischen Situation des Jahres 1095 zunächst auf die Hauptzeugen der Synode ein, Bernold von Konstanz und die *Gesta Romanae ecclesiae contra Hildebrandum*. Daran schließt sich eine Nennung weiterer Textzeugen an. Die Textgrundlage wird im Vergleich zu Weiland deutlich erweitert, vor allem durch die Berücksichtigung der Kanones bei Polycarp. Das eigentliche Herz der Arbeit ist die Edition des Textes, die nicht nur die Textgenese deutlich werden lässt, sondern durch die Verbreiterung der Editionsgrundlage ebenso die Wirkung des Textes erfasst (S. 71–101). An die Edition, die durch die Gestaltung des Editionstextes und den großen Apparat teilweise unübersichtlich wirkt, schließt sich eine Übersetzung an, gefolgt von einer Kommentierung der Kanones (S. 102–115). In einem abschließenden Kapitel behandelt S. die sechs weiteren Synoden Urbans II. in Hinblick auf die konziliare Gesetzgebungstätigkeit dieses Papstes, um so die Synode von Piacenza in die synodale Tätigkeit des Papstes einbetten und die Besonderheiten von Piacenza herausstellen zu können, unter denen vor allem die weite Rezeption des Kanones hervorzuheben ist, ein Umstand, der nunmehr durch die Arbeit S. gut aufbereitet ist. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Register der Synoden, Handschriften, Papstbriefe sowie der Eigennamen und ausgewählter Gegenstände

schließen den geschlossen wirkenden Band ab, in dem Verballhornungen wie „Hagenmeyen“ und „Gresses“ (S. 118) für Hagenmeyer und Gresser erfreulicher Weise eine Ausnahme sind. Er ist die nun maßgebliche und zu benutzende Edition der Kanones der Synode von Piacenza. Jochen Johrendt

Jürgen Petersohn, *Kaisertum und Rom in spätsalischer und staufischer Zeit. Romidee und Rompolitik von Heinrich V. bis Friedrich II.*, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010 (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 62), LVI, 424 S., Abb., ISBN 9783-7752-6, € 60. – Das Buch untersucht die Wechselwirkungen von Romidee und Rompolitik des Kaisertums und der Römer im 12. und 13. Jh., wobei der Schwerpunkt auf der Zeit Friedrich Barbarossas liegt. Als Initiator der imperialen Rompolitik sieht der Vf. Heinrich V., der durch sein „politisches Zusammengehen mit den Vertretern des städtischen Autonomiebestrebens (...) eine Dreierkonstellation römischer Potenzen – Kommune, Kaiser, Papst –“ schuf, „deren Interaktionen für die kommenden Jahrzehnte das politische Spiel nachdrücklich bestimmten: Heinrichs Selbstdarstellung als Romkaiser steht im Einklang mit seinen Bemühungen, im Widerspruch zu den Versuchen des gregorianischen Papsttums, die Legitimation des deutschen Herrschers auf das nordalpine *regnum Teutonicum* zu beschränken, durch die Annahme der Titulatur *rex Romanorum* und die Durchsetzung des Reichstitels *Romanum imperium* die römische Qualifikation seines monarchischen Amtes unübersehbar und bleibend zu verankern“ (S. 387). In der Folgezeit war die Entwicklung des Kaiser-Rom-Verhältnisses und des Romgedankens durch Abbrüche und Neuansätze charakterisiert. Die Romidee Barbarossas entsprach, anders als die des Petrus Diaconus, „konkreten Zusammenhängen des politischen Alltags“ (S. 403). Der staufische Herrscher war davon überzeugt, dass Romhoheit und Kaiserwürde untrennbar zusammengehörten. (Die Bezeichnung des Reichs als *sacrum imperium* ist ohne Rombezug nicht zu verstehen.) Während Barbarossa zunächst im sog. Konstanzer Vertrag von 1152/3 auf eine eigenständige Rompolitik verzichtete, um rasch die Krönung zum Kaiser zu erlangen, unternahm er 1158/59 einen „Frontalangriff“ auf die päpstlichen Romrechte. Nach der „Übersteigerung seiner Romhoheit zum Hoheitsanspruch über die römische Kirche“ (1167) lenkte er nach der Katastrophe von 1176 ein. Infolge der Vereinigung des Königreichs Sizilien mit dem römisch-deutschen Imperium rückte die Romidee unter Heinrich VI. und Friedrich II. in den Hintergrund. Nach dem Pontifikatsbeginn Innozenz' III. (1198) kann nicht mehr von einer kaiserlichen Rompolitik die Rede sein, die Römer spielten keine zentrale Rolle mehr.

Hubert Houben

Peter D. Clarke/Anne J. Duggan (Hg.), Pope Alexander III (1159–81). *The Art of survival*, Aldershot [u. a.] (Ashgate) 2012 (Church, faith and culture in the medieval West), 427 S., Abb., ISBN 978-0-7546-66288-4, § 70. – Papst Alexander III. (1159–1181) gilt als einer der wichtigsten Päpste des Hochmittelalters, in dessen Pontifikat wesentliche Weichenstellungen für das Papsttum fallen. Schon die Zeitgenossen nahmen die 18 Jahre dauernden Auseinandersetzungen mit Kaiser Friedrich Barbarossa bzw. dessen sogenannten Gegenpäpsten, die erfolgreiche Überwindung des Schismas im Frieden von Venedig (1177) sowie das dritte Lateranum als Schlüsselereignisse wahr, mit denen Alexander seine Autorität und geistlichen Führungsanspruch festigen konnte. Nur wer den Sturm eines Schismas als Sieger überstehe, so spitzte in den 1160er Jahren Arnulf von Lisieux in programmatischer Perspektive zu, könne als Papst das Schiff der *Sancta Apostolica Ecclesia* auch in krisenhaften Herausforderungen sicher lenken. Der vorzustellende Sammelband zu Alexander III. mit dem pointierten Untertitel „The Art of survival“ trägt dieser Perspektive Rechnung, wenngleich er inhaltlich weit über das von der Forschung traditionell vielbeachteten Schisma hinausgreift. Der Band basiert auf einer von den Herausgebern 2005 auf dem International Medieval Congress in Leeds konzipierten Sektion, ergänzt um weitere Beiträge. In seiner Einführung betont Clark die Motivation, den Pontifikat Alexanders III. einer Neubewertung zu unterziehen, denn seit der letzten biographischen Bearbeitung durch Marcel Parcaut (1956) haben nicht zuletzt unsere Bewertungsgrundlagen durch Detailstudien (etwa zum Schisma, zum Becket-Konflikt oder zu kirchenrechtlichen Fragen) und Editionen erheblich an Breite gewonnen. Die thematisch weit gefächerten Beiträge reichen von lokalen Fallstudien zum stadtrömischen Kontext (John Doran, *The Roman Context of the Schism of 1159*) sowie zum Verhältnis Alexanders zu Venedig (Thomas F. Madden, *Alexander III and Venice*), über regionale Untersuchungen hinsichtlich Alexanders Präsenz und (kirchen)politischem Einfluss in der Campagna im südlichen Teil des Patrimonium Petri (Brenda Bolton, *Alexander III and the Patrimony*) oder zur Funktion der Stadtgründung Alessandrias im Verhältnis zwischen der Lega Lombarda und Papst Alexander (Edward Coleman, *Alexander III, Alessandria and the Lombard League in Contemporary Sources*). Die beiden letzten Beiträge lösen den methodischen Anspruch des Bandes ein, durch stärkere Heranziehung lokaler, regionaler Quellen (z. B. der *Annales Ceccanenses* bzw. der oberitalienischen Chronistik) einen Perspektivenwechsel gegenüber den offiziösen zeitgenössischen Darstellungen aus dem Umfeld des Papstes und Kaisers, etwa in *Bosos Vita Alexandri*, zu ermöglichen, die traditionell das Bild der Forschung bestimmten. Andere Beiträge lenken den Blick auf die internationalen Beziehungen oder die Ausweitung der päpstlichen Autorität auf

die europäische Peripherie, etwa nach Spanien, nach Skandinavien und in das Heilige Land; so etwa Jochen Johrendt (*The Empire and the Schism*) mit einer konzisen Zusammenfassung zur Rolle des Reiches während des Schismas sowie eigenen Beobachtungen zur Zersplitterung der auch lokal-regional keinesfalls immer eindeutigen Obödienzen in den Kirchenprovinzen Mainz und Salzburg, Myriam Soria zu Frankreich (*Alexander III and France: Exile, Diplomacy and the New Order*), Damian J. Smith zu Spanien (*Alexander III and Spain*) mit Edition eines Berichtes der zwei konkurrierenden Sonnen im Kontext der schismatischen Wahl von 1159 sowie der *intercessio* des Hl. Isidor von Sevilla für Alexander III. aus der von Bischof Luca von Túy verfassten Mirakelsammlung aus León (S. 241f.), Iben Fonnesberg-Schmidt zu Alexander III. und den Kreuzzügen und nicht zuletzt Jonathan Harris und Dmitri Tolsty zu Byzanz (*Alexander III and Byzantium*), denen eine überzeugende Neubewertung der politischen Beziehungen und Handlungsstrategien Papst Alexanders III. und des byzantinischen Kaisers Manuel I. Komnenos während des Schismas gelingt. Spezifisch „englische“ Themen behandeln Katherine Christensen mit einer Textanalyse aus Guernes de Pont-Ste-Maxence's Versepos zur Vita Thomas Becket's (*The curious Case of Becket's Pallium: Guernes de Pont-Ste-Maxence and the Court of Alexander III*) sowie Nicolas Vincent mit Überlegungen zum Verhältnis König Heinrichs II. nach der Ermordung Becket's (*Beyond Becket: King Henry II and the Papacy, 1154–1189*). Den Schlussartikel widmet die Mitherausgeberin Anne J. Duggan Papst Alexander III. als Kanonisten (*Master of the Decretals: A Reassessment of Alexander III's Contribution to Canon Law*). Der Sammelband ersetzt zwar noch nicht eine moderne Gesamtdarstellung des Pontifikats Alexanders III. Mit seiner profunden aktualisierten Darstellung zu wesentlichen Aspekten sowie einzelnen neuen Beobachtungen und Neubewertungen in Detailfragen steckt er gleichwohl einen vielversprechenden, sicher erweiterbaren Rahmen ab, innerhalb dessen sich das Wagnis einer zeitgemäßen, auf Grundlage einer deutlich erweiterten Quellenbasis recherchierten und neueren Fragestellungen verpflichtete biographischen Würdigung Alexanders III. ausführen ließe. Die den Beiträgen vorangestellte vorläufige Synthese zur „Papacy of Alexander III“ von Duggan weist zumindest in diese Richtung; der Band versieht somit zu Recht die frühere Bewertung Walter Ullmanns mit einem Fragezeichen, der Alexander III. im Vergleich mit Gregor VII. oder Innozenz III. jegliche eigene Originalität weitgehend abgesprochen und eine gewisse Mediokrität konstatiert hatte.

Kai-Michael Sprenger

Guido Cariboni, *Il nostro ordine è la carità. Cistercensi nei secoli XII e XIII*, Milano (Vita e Pensiero) 2011 (Storia/Vita e Pensiero. Ricerche), 204 S.,

ISBN 978-88-343-2154-6, € 20. – Das hier zu rezensierende Buch von Guido Cariboni zu den Zisterziensern im 12. und 13. Jh. knüpft an die Neuansätze und Ergebnisse der Ordensforschung an, die vor allem von der von Kaspar Elm konzipierten Ausstellung zu den Zisterziensern und Zisterzienserinnen in Aachen im Jahre 1980 ausgingen und die noch heute die Wissenschaft inspiriert. Dabei nimmt Cariboni die übergreifenden Entwicklungen der Zisterzienser in den Blick und untersucht die Herausforderungen, die sich aus der Organisationsstruktur des Ordens und seine enorme Ausbreitung während des 12. Jh. ergaben. Nach der ausführlichen Einleitung stellt Cariboni zunächst die Klöster und Orden vor, die im 12. und 13. Jh. gegründet bzw. reformiert wurden, und bettet sie in die Entwicklungen der Kirchenstrukturen, hier vor allem die des Papsttums, ein. Im ersten Hauptkapitel geht er dann der Stellung von Klöstern und Orden innerhalb der Kirchenstruktur nach und hebt dabei besonders die Stabilität und den Wandel als Wesensmerkmale der Institutionalisierungsprozesse von geistlichen Gemeinschaften und Klosterverbänden hervor. Davon ausgehend widmet sich Cariboni den Zisterziensern. Im Gegensatz zur einflussreichen Stellung der Bischöfe im Kontext von Klostergründungen anderer Orden haben die Zisterzienser eigene Rechtsgrundlagen geschaffen, die enger an das Papsttum gebunden waren und den Einfluss der Bischöfe begrenzten. Diese Entwicklung ist auch anhand der steigenden Zahl von Eigenklöstern ablesbar sowie an der wachsenden Bedeutung des Papsttums für geistliche Gemeinschaften durch die bereits ab Mitte des 11. Jh. zunehmende Zahl päpstlicher Privilegien, um die sich die Klöster bemühten. Im folgenden Kapitel richtet Cariboni den Blick auf die normative Grundlage für die frühen Zisterzienser, hier vor allem die *Carta caritatis*, die den wichtigsten rechtlichen Rahmen des sich herausbildenden Ordens darstellte. Wesentliche Elemente des Institutionalisierungsprozesses der Zisterzienser spiegelten sich zudem in verschiedenen Schreiben Papst Eugens III. (1145–1153) wider, der, selbst ein Zisterzienser, auch persönlich an Generalkapiteln des Ordens teilnahm. Im dritten Kapitel widmet sich Cariboni der institutionellen Krise der Zisterzienser während der ersten beiden Jahrzehnte des 13. Jh., in die auch die Kurie, hier vor allem Papst Innozenz III., eingriff. Während des 4. Laterankonzils und auch danach übernahm Konrad von Urach, Abt von Cîteaux und ab 1219 Kardinallegat, eine Schlüsselposition in den Vermittlungen zwischen den Anliegen der Kurie und des Zisterzienserordens, was Cariboni zu Recht deutlich hervorhebt. Die in diesem Zusammenhang ausgestellten päpstlichen Schreiben werden im vierten Kapitel thematisiert, wobei es Cariboni gelingt, noch eine bisher unbekannte Fassung des feierlichen Privilegs *Religiosam vitam eligentibus* nachzuweisen und zu edieren, mit dem Innozenz III. die Abtei Chiaravalle della Colomba (nordöstlich von Parma) unter päpstlichen Schutz

stellte. Für die zukünftige Auseinandersetzung mit der Entwicklung der rechtlichen und normativen Grundlagen der Zisterzienser stellt diese Studie einen wichtigen und verlässlichen Ausgangspunkt dar. Cariboni ist es mit dieser auch methodisch anregenden Studie gelungen, auch die grundsätzlichen Entwicklungen des Papsttums und die Wechselwirkungen in seine Analyse einzu beziehen und damit die Organisationsstrukturen der Zisterzienser präziser zu verorten.

Jörg Voigt

Die Register Innocenz' III. 12. Band, 12. Pontifikatsjahr, 1209/1210. Texte und Indices, bearb. von Andrea Sommerlechner und Othmar Hageneder gemeinsam mit Christoph Egger, Rainer Murauer, Reinhard Selinger und Herwig Weigel, Wien (Österreichische Akademie der Wissenschaften) 2012, LXXVI, 405 S., 4 Farbabb., ISBN 978-3-7001-7143-0, € 128,80. – Der neue Band der Wiener Edition der Register Innozenz' III. folgt wiederum zügig auf seinen Vorgänger (11. Bd., 2010; vgl. meine Anzeige in ZRG Kan. Abt. 98, 2012, S. 365f.). Die editorischen Grundsätze werden in der Einleitung dargelegt, deren Aufbau dem Benutzer der Serie inzwischen vertraut ist. Die geringfügigen kodikologischen und paläographischen Variationen des vorliegenden Jahrgangs werden mit gewohnter Akribie verzeichnet. Die insgesamt 177 Briefe aus der Zeit vom 24. Februar 1209 bis zum 11. Februar 1210 sind durchgehend und einschließlich ihrer Rubriken von dem Schreiber M geschrieben, von dessen Hand schon der größere Teil des vorhergehenden Jahrgangs stammte; die Eigenarten seiner voll entwickelten, präzisen gotischen Textualis kann man anhand von vier Farbabbildungen studieren und mit mehreren Abbildungen aus dem Vorjahr (11. Bd., Abb. I, III, IV: Hände L und M, Abb. V–VIII: nur Hand M) vergleichen; die Neuansätze sind wie gewohnt anhand einer übersichtlichen Tabelle zu verfolgen. Einen konzentrierten Überblick über den Inhalt der Briefe findet man S. XXI–XXX der Einleitung. Am auffälligsten sind zwei umfangreiche Bündel von Briefen und Urkunden, die Ende Juli und Mitte September 1209 an der Kurie eingingen und unter den Rubriken *Processus negotii (R)aimundi comitis Tolosani* (ohne Nummer zwischen Br. 85 und 86) bzw. *Forma iuramenti baronum, civitatum aliorumque locorum domino pape danda* (als Br. 107) in die laufende Auslaufregistratur eingeschaltet wurden. Dabei handelt es sich um die Berichte der päpstlichen Legaten über die Ergebnisse ihrer Mission zur Unterstützung des Häretikerkreuzzugs in Südfrankreich. Als Anlagen wurden zweimal je 14 einzelne Gehorsamsverpflichtungen des Grafen Raimund VI. von Toulouse und vieler provenzalischer Herren und Kommunen beigefügt, die im Laufe des Sommers 1209 in Saint-Gilles und anderen Orten der Provence in Form von Notariatsinstrumenten dokumentiert worden waren. Zusammen mit ergänzenden Verfügungen, die Innozenz III. bis Anfang

1210 nach Südfrankreich schickte (u. a. Br. 111: Bestätigung einer inserierten Schenkungsurkunde von Graf Wilhelm von Forcalquier an das Johanniterhospital in Saint-Gilles, mit den Namen von 235 Bürgern von Manosque als Schwurzeugen), macht die Bekämpfung der Häretiker in Südfrankreich den Schwerpunkt des Jahrgangs aus (vgl. die Zusammenfassung S. XXV–XXVIII; dazu die begleitende Untersuchung von A. Sommerlechner, *Processus negotii Raimundi comitis Tolosani*. – Bemerkungen zu Einschüben im 12. Jahrgang der Kanzleiregister Papst Innocenz' III., *MIÖG* 120, 2012, S. 139–145). – Der Ertrag an Dekretalen ist diesmal vergleichsweise gering (vgl. für diesen Jahrgang S. XXXI und die tabellarische Übersicht S. 339; zum Vergleich mit früheren Jahrgängen meine Anzeigen des 9. und 10. Jahrgangs in *ZRG Kan. Abt.* 95, 2009, S. 645, des 11. Jahrgangs wie oben zitiert): 6 Briefe haben ebenso viele Kapitel für die wenig später erscheinende *Compilatio III* geliefert, als letzter Br 58 vom 30. Juni 1209 (*Comp. III* 3.19.3), der somit zum terminus post quem für die Sammlung geworden ist. 6 weitere Briefe wurden von Johannes Teutonicus zu 8 Kapiteln der *Compilatio IV* verarbeitet. Aus diesem Material machte Raymund von Peñafort schliesslich insgesamt 11 Kapitel für den *Liber Extra*, wobei er nur die eherechtlichen *responsa* in Br 61 verwarf, die zwar sowohl in die *Compilatio IV* (4.3.1) wie auch in mehrere andere vorgregorianische Sammlungen aufgenommen wurden, nicht aber in den *Extra*. Alle diese Vorgänge kann man nun dank der schon erwähnten tabellarischen Übersicht (S. 339) und der präzisen Nachweise zu den fraglichen Briefen viel besser übersehen als früher; und allgemeiner ist in diesem Zusammenhang hervorzuheben, daß die nunmehr gesicherten Texte ganz neue Aussichten für die Erforschung der kanonistischen Verarbeitung der innozentianischen Briefe bieten.

Martin Bertram

Riccardo Parmeggiani, *Explicatio super officio inquisitionis. Origini e sviluppi della manualistica inquisitoriale tra Due e Trecento*, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2012 (Temi e testi 112), CVI, 82 S., ISBN 978-88-6372-484-4, € 28. – Im Zentrum der vorliegenden Publikation steht die Edition der *Explicatio super officio inquisitionis*, des – nach dem aktuellen Stand der Forschung – frühesten italienischen Inquisitorenhandbuchs (14 Druckseiten, 495 Zeilen). Damit wird ein für die Inquisitionsforschung grundlegender Text allgemein verfügbar gemacht. Als Appendix werden noch drei weitere Texte aus dem Kontext der Ketzerinquisition in Italien ediert (Venezia, Biblioteca Marciana, ms. lat. IV, 22 [= 2745], fol. 26r–42v und 54r–57v sowie Paris, Bibliothèque Nationale de France, cod. Lat. 3373, fol. 66v–69v). Den größten Teil der Publikation nimmt die umfangreiche Einleitung ein. Um die Bedeutung der *Explicatio super officio inquisitionis* zu verdeutlichen, be-

schreibt der erste Teil der Einleitung die Entwicklung der Inquisitorenhandbücher 1230–1330, womit Parmeggiani einen früheren Beitrag zur Thematik weiterentwickelt und ergänzt. Der zweite Teil der Einleitung betrifft die *Explicatio super officio inquisitionis* selbst: Aufgrund genauer Beobachtungen, sorgfältiger Überlegungen und umsichtiger Argumentation wird die Entstehungszeit zunächst auf den Zeitraum 23. 12. 1260–25. 5. 1261 eingegrenzt. Der terminus post quem wird mit der frühesten bisher bekannten Ausfertigung des *Mandates Cupientes ut negotium* begründet, die Parmeggiani als „ursprünglichen Zeitpunkt der Einsetzung Giovanni Gaetano Orsinis als Vertrauensmann für die Ketzerinquisitoren“ („Generalinquisitor“) ansieht und auch gleich in einer Fußnote ediert. Es sei an dieser Stelle nur angemerkt, dass sich die Tätigkeit Gian-gaetano Orsinis im *negotium fidei catholicae* an der Kurie ganz sicher bis in den März 1256, eventuell sogar bis in den Dezember 1255 zurückverfolgen lässt. Da Parmeggiani als Autor der *Explicatio super officio inquisitionis* einen hochrangigen Franziskaner, vielleicht sogar den Provinzial der Toskana, vermutet, verlegt er den terminus post quem auf das Jahr 1258 vor, da in jenem Jahr Giovanni Oliva sein Mandat zur Ketzerinquisition in der Toskana erhalten habe. Als terminus ante quem nennt Parmeggiani das Todesdatum Alexanders IV., da erst die Dekretale *Ne aliqui dubitationem* die Amtsgewalt der Ketzerinquisitoren ausdrücklich als dauerhaft, d. h. über den Tod des Papstes, der das jeweilige Mandat ausgestellt hatte, hinaus, festlegte. Im folgenden Abschnitt über die handschriftliche Überlieferung aktualisiert Parmeggiani mit der genauen Beschreibung der Handschriften Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, cod. Plut. VII sin. 2 und Rom, Biblioteca Casanatense 1730 den Stand älterer Publikationen. Den Abschluss der Publikation bilden eine Bibliographie (nicht edierte und edierte Quellen, [Sekundär-]Literatur), ein Verzeichnis der Namen von Personen und Orten sowie ein Verzeichnis der benutzten Handschriften. Wer sich wissenschaftlich mit der Geschichte der mittelalterlichen Ketzerinquisition beschäftigen will, wird nicht umhinkommen, Parmeggianis sorgfältig erarbeitete Publikation zu berücksichtigen.

Wolfram Benziger

Robert Gramsch, Erfurt – die älteste Hochschule Deutschlands. Vom Generalstudium zur Universität, Erfurt (Sutton Verlag) 2012 (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt 9), 170 S., Abb., ISBN 978-3-95400-062-3, € 19,95. – Der Titel „Erfurt – die älteste Hochschule Deutschlands“ kann Erstaunen oder gar Stirnrunzeln hervorrufen, denn er bedient sich eines anachronismusverdächtigen geographischen Begriffs bzw. ignoriert das höhere Alter der nordalpinen Universitäten Prag und Wien, die er nicht unter „Deutschland“ subsumieren möchte. „Älteste Hochschule“ soll also heißen: älter als Heidelberg (1386) und Köln (1389), wenn der Platz Er-

furts in dieser Rangliste nicht von dem Jahr der Eröffnung des Lehrbetriebs (1392), sondern von dem der ersten Privilegierung (1379) abgeleitet wird. – Wichtiger als die Weiterführung eines historiographischen Präzedenzstreits und die Festlegung eines neuen Bezugsdatums für Jubiläumsaktivitäten ist jedoch die Darstellung der „Vor- und Frühgeschichte“ der Erfurter Universität, die Gramsch aus der gedruckten Fassung seiner Dissertation („Erfurter Juristen im Spätmittelalter“, Leiden-Boston 2003) ausgeklammert und zu einer kleinen Monographie ausgebaut hat. – Worauf deren Titel wohl in erster Linie anspielt, ist die Vorgeschichte: In der mitteldeutschen Wirtschaftsmetropole Erfurt mit bedeutender kirchlicher „Infrastruktur“ (S. 15) existierte im 13. und 14. Jh. ein Verbund mehrerer Stiftsschulen. Aus diesem *studium generale* entwickelte sich jedoch keine Universität im vollen Sinne (mit Graduierungsrecht und Privilegien). Das immer deutlicher spürbare „Legitimitätsdefizit“ (S. 31) führte, verschärft durch die Konkurrenz der Prager Universitätsgründung, um 1365 zum Zusammenbruch des Erfurter Generalstudiums. Aufblühen und Niedergang des Schulverbundes werden im ersten Teil der Darstellung in den Bezugsrahmen der europäischen Universitäts- und Bildungsgeschichte eingeordnet. Der Vergleich mit den organisatorischen Grundmodellen Paris und Bologna verdeutlicht die Sonderstellung Erfurts. – Der zweite Abschnitt stellt den Neuanfang von 1379/80 – den Erwerb einer päpstlichen Genehmigung zur Universitätsgründung und die Einreichung weiterer Suppliken an Clemens VII. durch den Erfurter Rat – in den Zusammenhang des Großen Abendländischen Schismas und eines Mainzer Bistumsstreits. Die Stadt Erfurt ergriff zunächst Partei für den „avignonesischen“ Papst, trat aber 1381 auf die „römische“ Seite über; dass der Obödienzwechsel die clementistische Gründungsbulle wertlos machte, war eine der Ursachen dafür, dass die Eröffnung der Universität zunächst nicht zustande kam. Erst 1389/90 erwarb Erfurt neue Rechtstitel; 1392 konnte der Lehrbetrieb aufgenommen werden. – Dank späterer Eintragungen in der Universitätsmatrikel, vor allem aber durch die Auswertung und Interpretation der Suppliken/-rotuli in den Registern Papst Clemens' VII. kann Gramsch eine Personengruppe um den Erfurter Stadtschreiber Hartung Gernodi von Rodenberg (aus dem nordhessischen Rotenburg an der Fulda) identifizieren, die bei der Universitätsgründung eine entscheidende Rolle spielte. Eine Quintessenz seiner Beobachtungen hat Gramsch bereits 2009 veröffentlicht („Seilschaften“ von universitätsgebildeten Klerikern im deutschen Spätmittelalter – Beziehungsformen, Netzwerkstrukturen, Wirkungsweisen, in: Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, hg. von Gerhard Krieger, Berlin 2009, S. 176–188). Mit der Aufdeckung und Darstellung dieser personengeschichtlichen Zusammenhänge belegt Gramsch überzeugend „die Stärke der prosopo-

graphischen Methode auch für ‚klassisch‘ ereignisgeschichtliche Forschung“ (S. 93). – Die nachvollziehbar argumentierende und flüssig zu lesende Darstellung ergänzen Quellenabbildungen im Text, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Quellenanhang (sechs Wiederabdrucke, zwei eigene buchstabengetreue Abschriften) und ein Personenregister. Christiane Schuchard

Gary Ianziti, *Writing History in Renaissance Italy. Leonardo Bruni and the Uses of the Past*, Cambridge, MA (Harvard University Press) 2012 (I Tatti Studies in Italian Renaissance History), XIII, 418 S., ISBN 978-0-674-06152-1, € 45. – Der Ausgangspunkt von I.s Betrachtung war die Tatsache, daß noch keine neuere Monographie vorlag, die sich gesamthaft mit den historiographischen Werken von Leonardo Bruni (1370–1444) beschäftigte. I. bietet in diesem Buch eine genaue Nachzeichnung der Entwicklung von Brunis historischem Denken. Besonders hilfreich ist dabei seine systematische Vorgehensweise unter zwei Gesichtspunkten: Erstens geht er die Werke Brunis mit großer Sensibilität und Akribie Kapitel für Kapitel durch, um sie zu analysieren. Zweitens bezieht er – im Gegensatz zu früheren Studien – die gesamte Geschichtsschreibung Brunis (d.h. nicht nur die berühmtesten Werke) in seine Untersuchung mit ein. Behandelt werden also nicht nur Brunis berühmte Florentinische Geschichte und seine Memoiren, sondern auch die anderen Werke zur Geschichtsschreibung (Griechische Geschichte, Geschichte des Ersten Punischen Kriegs, Geschichte der Gotenkriege) sowie die vier Biographien, die aus Brunis Feder stammen (Cicero, Aristoteles, Dante und Petrarca). Da aussagekräftige programmatische Auskünfte Brunis über seine eigenen Methoden recht selten sind, wendet sich I. dem Schreibprozeß des Autors zu und stellt sich dabei die Aufgabe, „to try to fathom how history writing was understood, under what conditions historians worked, with what materials, and according to what standards and expectations“ (S. 3). I. verfolgt, welche Vorlagen Bruni als Leitquellen benutzte und wie er diese zerpflückte, neu zusammensetzte und umschrieb. Prominente Beispiele für diese Art von Quellenbearbeitung seitens Brunis sind Thukydides, Xenophon, Polybios, Livius, Plutarch, Prokop und Giovanni Villani. Bruni erscheint dabei zunächst als der Erfinder der kritischen Methode in der Geschichtsschreibung der Renaissance, als der er bekannt ist (Eduard Fueter zufolge war er „der erste moderne Historiker, der prinzipiell Kritik übte“: *Geschichte der neueren Historiographie*, München 1936, S. 17). Doch führt I. aus, daß Quellenkritik nicht das einzige Anliegen des humanistischen Historikers war. Seine Absicht war vielmehr ein breiteres Infragestellen der traditionellen Sicht der Vergangenheit, und die Quellenkritik war dafür nur ein Verfahren unter mehreren anderen. Andere Techniken zur Neuschreibung der Vergangenheit waren etwa das Un-

terdrücken bestimmter Informationen, das Umstellen von Schlüsselfakten oder sogar die Fälschung historischer Begebenheiten. Ein Grund dafür lag auch in den Erwartungen seiner Auftraggeber aus der Florentiner Oligarchie, die in der Geschichte Handlungsanweisungen für die pragmatische Politik der Gegenwart suchten. Bei einer solchen Herangehensweise an die Geschichte mußte das rationale Denken gegenüber dem mythischen oder religiösen bevorzugt werden. Am besten drückt sich dies in dem hinlänglich bekannten ersten Buch von Brunis Florentinischer Geschichte aus, wo Bruni mit den Gründungsmythen der Stadt aufräumt. I. argumentiert insgesamt in dieser Studie umsichtig und bezieht sowohl geistesgeschichtliche als auch politische Faktoren in seine Überlegungen mit ein. Für seinen so sorgfältigen wie lesbaren Schreibstil und seinen realistischen Blick auf die konkreten Arbeitsverhältnisse des Historikers im 15. Jh. ist man ihm als Leser dankbar. Das Privileg, bei der Harvard University Press publizieren zu dürfen, hat sich der Autor offensichtlich mit dem Verzicht auf ein Literaturzeichen erkaufen müssen (dort ist solcher Verzicht leider Usus). Dieser Nachteil wird indirekt zum Glück durch das umfassende Namensregister ausgeglichen, wo auch die Autoren der zitierten Literatur aufgenommen worden sind. Stefan Bauer

John Monfasani, *Bessarion scholasticus. A study of cardinal Bessarion's Latin library*. Turnhout (Brepols) 2011 (Studies in Byzantine history and civilization 3), XIV, 306 S., ISBN 978-2-503-54154-9, € 65. – Seit fast 40 Jahren beschäftigt sich der Autor mit Bessarion als Persönlichkeit des europäischen Humanismus. Unbestritten ist, dass der *cardinalis Graecus* durch seine umfangreichen philosophischen und literarischen Werke in griechischer Sprache, seine exzeptionelle Bibliothek und seinen Gelehrtenkreis dem „lateinischen“ Humanismus entscheidende Impulse verlieh. Interessant bleibt die Frage, inwieweit umgekehrt die lateinische Literatur und zeitgenössische Humanisten Einfluss auf ihn ausübten. Seit dem 15. Jh. wurde Bessarion als Musterbeispiel der gelungenen Integration im lateinisch-italienischen Umfeld gerühmt: „inter Latinos natus esse in medio Latio et lingua et moribus videatur“ (Niccolò Perrotti 1472, zitiert S. 27, Anm. 3). Unter dieser Prämisse suchte Monfasani in den lateinischen Handschriften der Bibliothek Bessarions nach Spuren einer intellektuellen Auseinandersetzung des Kardinals mit den lateinischen Texten (Kommentierungen, Glossen etc.). Das eindeutige Negativergebnis dieser Untersuchung (S. IX) relativiert das Bild Bessarions und bildete den Ausgangspunkt zur vorliegenden, detaillierten Analyse des lateinischen Handschriftenbestandes. Aufbauend auf den Studien von Lotte Labowsky und Concetta Bianca kommt der Autor zur überzeugenden Erkenntnis, dass Bessarion zwar über einen ausgewogenen Kanon lateinischer Klassiker und Kirchenvä-

ter verfügte (14,5 bzw. 9,5% des Bestandes), sein eindeutiger Schwerpunkt aber auf den scholastischen Schriften lag (ca. 40%). Besonders überraschend ist der verschwindend geringe Anteil zeitgenössischer humanistischer Schriften (nur acht Handschriften). Der Schlussfolgerung, „... Bessarion set a much higher value on Latin scholasticism for his own work as a theologian, philosopher, and church leader“ (S. 23), ist uneingeschränkt zuzustimmen. Bei den scholastischen Werken (S. 27–60) liegt der Schwerpunkt eindeutig auf den Schriften Thomas von Aquins, allerdings waren auch die wichtigsten franziskanischen Positionen (von Bonaventura über Scotus bis hin zu Wilhelm von Ockham) vertreten. Inspirierend ist die Deutung des Thomismus Bessarions (S. 61–83): Schon in Byzanz setzte sich Bessarion intensiv mit den griechischen Übersetzungen des Dominikaners auseinander. Diese emotionale Nähe blieb zeit seines Lebens bestehen und führte zu einer umfangreichen Sammlung der Schriften Thomas von Aquins, auch wenn Bessarion in seiner römischen Zeit zur Argumentation (in griechischer philosophisch-theologischer Tradition) immer mehr auf griechische Quellen zurückgriff. Die prägnante und überzeugende Studie zu den lateinischen Handschriften Bessarions wird durch umfangreiche Anhänge ergänzt. Der erste Appendix (S. 83–185) listet in alphabetischer Ordnung die Scholastiker mit detaillierter Handschriftenbeschreibung auf. Die theologische Auseinandersetzung Bessarions mit der Scholastik wird in einer stichpunktartigen Gegenüberstellung der Kernpositionen des Thomismus und des Scotismus deutlich, die Monfasani im Appendix 2 (S. 187–196) ediert. Nach drei Übersichten zu den lateinischen Klassikern, den *codices iuris civilis* und kanonistischen Handschriften (S. 197–209) und einer prosopographischen Zusammenstellung von Personen in der *familia* Bessarions in seinen ersten Jahren in Italien (bis 1450) folgen sechs Editionen von Widmungen zeitgenössischer Humanisten an Bessarion, die – ungeachtet der Bibliotheksschwerpunkte – die Rolle unterstreichen, die der Kardinal als Bezugspunkt im italienischen Humanismus spielte (S. 215–243). Eine umfangreiche Bibliographie und zwei Indizes runden das Werk ab. Die anregende Studie bereichert das Bild eines Protagonisten des Humanismus, relativiert aber gleichzeitig einige Gemeinplätze zu einer letztlich ambivalenten Person: Bessarion lebte lange Jahre in Italien und bekleidete wichtige Ämter an der Kurie, intellektuell und in seiner philosophisch-theologischen Argumentation wurde er aber nicht zu einem „Lateiner“. Das Werk bietet in seiner stark statistischen Ausrichtung und in der notwendigen parallelen Konsultation von Text und Anhängen keine leichte Lektüre, ist aber aufgrund des Detailreichtums und der Prägnanz der Thesen für weitere Studien zu Bessarion, zur philosophisch-theologischen Diskussion des 15. Jh. und zum intellektuellen Kontext der Renaissance unbedingt ein Gewinn.

Thomas Hofmann

Supplications from England and Wales in the Registers of the Apostolic Penitentiary 1410–1503, volume I: 1410–1464, ed. by Peter D. Clarke and Patrick N. R. Zutshi, Woodbridge/Rochester (The Boydell Press) 2012 (The Canterbury and York Society 103), LXI, 244 S., ISBN 978-0-907239-75-8, £ 35. – Die im 13. Jh. entstandene Pönitentiarie, die päpstliche „Bußbehörde“, konnte von kirchlichen Sanktionen absolvieren, deren Lossprechung dem Papst vorbehalten war, und Dispense erteilen, die ebenfalls nur dem Papst zustanden. Materiell war die Pönitentiarie im 15. Jh. schließlich zuständig für Dispense bei Eehindernissen, bei Hinderungsgründen für kirchliche Weihen, Apostasie, Gewalttaten, Gestattung der Nutzung eines Tragaltars und der eigenen Wahl des Beichtvaters, um nur Einiges zu nennen. Seit der Öffnung des Archivs der Pönitentiarie im Jahre 1983 haben verschiedene Länder Projekte zur Erschließung des reichen Materials gestartet, das – da es die Gewissen des Einzelnen betraf – viel zum konkreten Leben einzelner Menschen enthält. Für den deutschen Bereich sind die Registerreihen der Pönentiarie – v. a. dank Ludwig Schmutge – bis 1492 bereits in Veröffentlichungen erschlossen (*Repertorium Poenitentiarie Germanicum* [RPG] Bde. I–VII). Für England (und Wales) wird mit dem vorliegenden Werk nun der Anfang gesetzt. Mit Patrick Zutshi (Universitätsarchivar in Cambridge und *Fellow* des dortigen *Corpus Christ College*), der 1990 „Original Papal Letters in England (1305–1415)“ (= IARP 5, 1990), eine Zusammenstellung der Papsturkunden in England, herausbrachte, und Peter Clarke (Editor mittelalterlicher Bibliothekskataloge aus Cambridge und heute *Reader in Medieval History* an der Universität Southampton) sind zwei kundige Spezialisten ans Werk gegangen. Die Erfassung der Quellen geschah offenbar in den Jahren 2002–04. Die Bearbeitung für den Druck beanspruchte weitere Jahre, bis nun zunächst Bd. 1 und dann – in hoffentlich rascher Folge – die weiteren Bände erscheinen können. Im Gegensatz etwa zum *Repertorium Germanicum* (RG) konnten die Bearbeiter nicht auf eine Anknüpfung ihres Quellenwerkes an eine nationale Institution in Rom bauen; ihre eigenständige Initiative und das hervorragende Endergebnis sind daher umso mehr zu loben. Es erscheint im Rahmen der Publikationsreihe der „Canterbury and York Society“, bei der auch die englischen Bischofsregister ediert werden. Die Nähe hierzu hat, wovon noch zu sprechen sein wird, ihre gute Berechtigung. Passend aber auch aus anderem Grund: nach kirchlicher Einteilung gesprochen handelt es sich bei dem erfassten Raum um die beiden Kirchenprovinzen Canterbury und York. – Über 4000 englisch-walisische Pönitentiarie-Petitionen (1410–1503) kamen bei der Erfassung zusammen. Im jetzt erschienenen ersten von vier Bänden sind nun fast 1200 Petitionen enthalten. Indices hierzu werden erst mit dem letzten Band vorliegen. Bd. 1 enthält die Auswertung der frühesten überlieferten Pönentiarierregister aus den Pontifi-

katen des Zeitraumes 1409 bis 1464, einsetzend mit Einträgen aus dem Jahre 1410. Die Quellen sind in dieser frühen Zeit nicht lückenlos erhalten, so dass etwa eine Lücke zwischen 1412 und 1437 und 1444 bis 1447 vorliegt. Die schon von der Pönitentiarie vorgenommene Zuordnung zu thematischen Rubriken (die manchmal nicht strikt eingehalten wurde und im Laufe der Zeit Variationen erfuhr) wurde beibehalten, innerhalb einer Rubrik jedoch abweichend von der Quelle chronologisch sortiert. Erfasst wurden auch als solche erkannte Engländer und Waliser, die *außerhalb* ihrer Heimat lebten. Schottische Wissenschaftler haben – wie schon bei anderen vatikanischen Quellen – mit der Auswertung der Pönitentiariequellen im Hinblick auf Schottland früher begonnen; die schottischen Pönitentiarie-Betreffe werden daher separat veröffentlicht werden. Die schottische Pionierrolle hat allerdings Auswirkung nicht nur hinsichtlich des regionalen Zuschnittes von Clarke/Zutshi, sondern auch in der Form der Aufbereitung. Diese erfolgt – auch in der Tradition älterer englischer Quellenpublikationen – in der Zusammenfassung der Suppliken zu Kurzregesten (*calendars*) in Englisch. Daneben werden bei dem Standard-schema abweichenden Suppliken Komplettranskriptionen der Quelle geboten. In diesen beiden Punkten liegt ein großer Unterschied zum Verfahren des hierzu parallelen RPG, das eng an die Formulierungen der Quelle angelehnte Zusammenfassung bietet, und diese auch nicht auf Deutsch, sondern in Latein (das RPG orientiert sich damit am weit länger betriebenen *Repertorium Germanicum*). Der Publikation von Clarke/Zutshi wird eine solche leichter verständliche Darbietung sicher mehr Rezeption und Nutzung seitens der Forschung beschern, für die – mangels hinreichender Lateinkenntnisse und starker Verwendung von Abkürzungen – das RPG oder RG zunehmend „spröde“ zu sein scheint. Ein weiterer Unterschied liegt in der weitgehenden Beibehaltung der Reihenfolge wie in der Quelle, während RG/RPG nach Personen (Bittstellern), sortieren und Einträge zu ein und derselben Person zusammenführen (Bei Clarke/Zutshi geschieht diese Zusammenführung indirekter durch Verweis). Die Kombination von Regesten einerseits (in Standardfällen) und von Regest plus Volltranskription andererseits (in „individuellen“ Registereinträgen) ist eine glückliche Wahl. So bekommt auch der an Details des (meist interessanteren) Falles und Einzelheiten der Formulierung Interessierte die Möglichkeit, gleich anhand der Publikation sein Interesse zu befriedigen. Clarke und Zutshi gehen dabei mit großer editorischer Akribie vor (z.B. werden gekürzte formularhafte Teile eines Eintrags in Klammern ergänzt). – Besonders ist die immense Arbeit anzuerkennen, die darin steckt, vorkommende Personen und Orte zu identifizieren. Nicht ohne Grund wird bei RG/RPG hierauf vollkommen verzichtet, da dies ein weites Feld mit enormen Problemen darstellt. Die Autoren bieten bei identifizierten Personen in der

Fußnote Informationen zum Lebenslauf des Betreffenden. Gleiche identifizierende Nachweise erfolgten auch bei kirchlichen Institutionen. Walisische Personennamen werden in ihrer für Kontinentaleuropäer ungewohnten heimischen Form angegeben (mit Nennung der Quellenform). Auch werden Parallelnachweise von Pönitentiariesuppliken aus den (in England erhaltenen) eingangs erwähnten, mehrheitlich ediert vorliegenden Bischofsregistern angebracht. Auch dieser Arbeitsschritt noch einmal eine Leistung von Clarke und Zutshi, die dem Nutzer viel eigene Sucharbeit erspart. Großes Lob verdient auch die umfassende 60-seitige Einleitung, die eine konzise Darstellung der Entwicklung und Tätigkeit der Pönitentiarie, der dort produzierten Schriftquellen und der differenzierten Behandlung der insgesamt an die 18 unterschiedlichen Petitionsthemen durch die Pönitentiarie bietet: Ehedispenze (S. 27), Studiererlaubnisse (S. 31), Verfahren bei Apostasie (S. 32), Erleichterung der Ordensregeln (S. 33), Dispens von körperlichen Defekten (S. 34), Erleichterung des Fastengebots (S. 36), Entbindung/Wandlung eines Eides/Gelübdes (S. 37), Verfahren bei Simonie (S. 38), bei Missbrauch des geistlichen Amtes (S. 39), Sakrilegfälle (S. 39), Erklärung der Ungültigkeit der Profess nach Entlaufen von Religiösen (S. 40), Fälle von Verstrickung in Gewalt (S. 40), Erklärung der Ehe(un)gültigkeit (S. 42), Dispens vom Geburtsmakel Unehelicher (S. 42), Weihedispenze vom kanonischen Alter (S. 44), Beichtbriefe (S. 45), Absolutionen von Generalsentenzen wie der Exkommunikation (S. 44), Genehmigung von Tragaltären (S. 46). Die Liste macht deutlich, welch vielfältiges Material die Quelle an sich aufweist. Dabei erläutern die Autoren auch einleuchtend, mit welcher Formulierung die unterschiedlichen Typen von Bitten genehmigt werden und warum welche Form Anwendung fand (etwa *Fiat de speciali et expresso*). – Clarke und Zutshi machen in der Einleitung deutlich, in welchen Fragestellungen die Pönitentiarieregister zu anderen und differenzierteren Sichtweisen der (englischen) historischen Forschung führen sollten, etwa dass päpstliche Gnaden, speziell Ehedispenze, nicht allgemein erlangbar waren und vor allem von Höhergestellten erworben wurden (S. XXVII). Nicht uninteressant sind auch Hinweise auf besondere Problemlagen in einzelnen Regionen, wie die Häufung von Sakrilegfällen (in Form von Viehdiebstahl von Kirchenland) in Wales (S. XXXIX). Oder auch das in ganz England und Wales notorische Drängen ganz junger Knaben zum Eintritt in monastische Orden, das dann später zum Entlaufen führte (S. XL). Die Weihegesuche unter 25-jähriger Kandidaten aus nur drei Diözesen des Landes verweisen auf einen aktuellen Priestermangel in eben diesen Regionen (S. XLV). Die Autoren zeigen auch einen Unterschied zum RPG auf, der darin liegt, dass bei walisisch-englischen Suppliken Studiererlaubnisse eine Hauptthematik darstellen, während sie im deutschen Bereich ganz selten sind (S. XXXI). – Der Wert der Quelle wird an-

schließend noch einmal anhand von vier Fragekomplexen eingehender erläutert: Karrieren von Klerikern (S. XLVIff.), englische Universitäten (S. XLVIIff.), politische Eheschließungen (S. L–LV) und adlige Frömmigkeit (S. LV–LVIII). Nur zu zweien hier ein paar Worte: Die politischen Heiraten fanden auf aller oberster Gesellschaftsebene statt, der gesellschaftliche Rang der Bittsteller wurde aber von den Petenten offenbar bewusst verschleiert, um die politisch umstrittenen Ehebindnisse möglichst nicht „auffallen“ zu lassen und dadurch zu gefährden (S. L und LIV). Die vier höchst interessanten Eheschließungen in einer politisch turbulenten Zeit betreffen die Ehen Karls des Kühnen von Burgund (mit der Tochter Richards von York, Supplik 1467), des späteren Edward IV. (3 Suppliken 1470), des späteren Königs Richards III. (mit des Vorigen Witwe, Supplik 1472) und schließlich des späteren Heinrich VII. (mit der Tochter und Erbin Edwards IV., Suppliken 1484/86). Die Registereinträge zu allen diesen Fällen werden allerdings erst in folgenden Bänden des Werkes enthalten sein. Hinsichtlich der Religiösität konstatieren Clarke/Zutshi „that a desire to observe religious devotions outside the parish church, notably confession, was far from exclusive to the aristocracy“ (S. LVII). In der Forschungsdiskussion, ob es im Vorfeld der Reformation eine Trennung zwischen Volks- und Elitenfrömmigkeit im spätmittelalterlichen England gegeben habe, bei der die Elite Religion mehr und mehr „privatisierte“ und sich von den Gemeinden zurückzog, nehmen die Autoren so relativierend Stellung. Dass der Adel privateren Formen der Andacht suchte, sei Ausdruck einer allgemeinen Tendenz zu einer individualisierten Religiösität, die auch andere Gesellschaftsschichten betraf. Private und gemeinschaftliche Formen der Frömmigkeit sind deshalb nicht als einander entgegengesetzte Phänomene zu betrachten, sondern als „part of the spectrum of religious experience in fifteenth-century England and Wales“ (S. LVIII). Es dürfte klar geworden sein, welche Leistung der Bearbeiter einerseits in dem ersten Band und seinen Nachfolgern steckt und welche Fülle an Urmaterial andererseits hier in leicht verständlicher Form dargeboten wird, die sowohl für die Kirchen- wie Sozial- und Kulturgeschichte in Betracht kommt. Die Bände werden ihre verdiente Resonanz finden. Es ist aber insbesondere zu hoffen, dass dann auch die Quellenerschließung in das 16. Jahrhundert hinein mit ebenso großem Erfolg fortgesetzt werden kann (bis 1558; vgl. P. Zutshi, *The Publication of entries in the Papal Registers concerning Great Britain and Ireland*, in: Michael Matheus (Hg.), *Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung*, Berlin 2012, S. 585–601, hier S. 600).

Sven Mahmens

Tobias Daniels, *Diplomatie, politische Rede und juristische Praxis im 15. Jahrhundert. Der gelehrte Rat Johannes Hofmann von Lieser*, Göttingen

(V&R Unipress) 2013 (Schriften zur politischen Kommunikation 11), 581 S., ISBN 978-3-8471-0092-8, € 69,99. – Der langjährige Weggefährte des Nicolaus Cusanus Johannes Hofmann von Lieser (gest. 1459) gehört zu jenem Kreis von gelehrten Räten und Diplomaten, die im 15. Jh. die Geschicke des römisch-deutschen Reiches (und nicht nur hier!) nach innen und außen mitgeprägt haben. Man kann dem Autor, der seit März 2012 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom ist, nur danken, daß er sich dem Wirken dieses Juristen angenommen hat. In Deutschland steht seine Biographie in einer konsolidierten Forschungstradition (Meuthen, Miethke, Moraw, Rexroth, Helmroth, Märkl, zu nennen sind aber auch Sottili und Rando), die jüngst durch vergleichbare biographische Werke von Nowak, Strack und Woelki fortgeführt wurde. Bei einem Umfang von 581 S. ist man für die übersichtliche Anlage des Werks dankbar, das in drei Abschnitte gegliedert ist. Der besonders umfangreiche Abschnitt I behandelt die diplomatische Karriere. Der nach dem Weinort Lieser an der Mosel auch schlicht Johannes *Lisura* bzw. *de Lysura* genannte Winzersohn wurde wie sein bekannterer Freund Nikolaus Cryfftz (Krebs) aus dem nahen Bernkastel-Kues schon früh für den kirchlichen Dienst bestimmt; beide waren auch für die Finanzierung ihrer Universitätsstudien auf den Erwerb von Pfründen angewiesen. Als Lieser 1417 (wie auch Cusanus) an der Heidelberger Universität immatrikuliert wurde, eröffneten sich schon die ersten Kontakte, die seinen Aufstieg befördern sollten. Nach Studienetappen wohl in Wien und sicher in Siena, wo er 1429 zum Doktor des Kirchenrechts promoviert wurde, „entdeckte“ ihn der Prätendent auf den Trierer Bischofsstuhl Ulrich von Mandercheid im „moselanischen Netzwerk“ und engagierte ihn für ein Gutachten zum Trierer Bistumsstreit auf dem Basler Konzil, der internationalen Drehachse der ausgehenden erste Hälfte des 15. Jh.! Akribisch sind weitere Karrierestationen rekonstruiert, von denen nur Liesers Rolle bei der Beilegung des für das Reich zu einer Zerreißprobe auszufern drohenden Streites (1442–1446) zwischen dem Konzil von Basel und Eugen IV., diverse Reisen nach Frankreich und Italien (an die Kurie in Rom) sowie seine Auftritte als Orator des Trierer Erzbischofs Jakob von Sierck auf den „Türkenreichstagen“ von Regensburg, Frankfurt und Wiener Neustadt erwähnt seien. Nach dem Tod Siercks nahm er schließlich 1454 den Ruf auf einen kanonistischen Lehrstuhl an der Universität Löwen an. Im Abschnitt II „Politische Oratorik“ werden die rhetorischen und performativen Qualitäten des Juristen analysiert, die für einen gelehrten Rat der damaligen Zeit unabdingbar waren. Auch auf diesem Feld zählt sich die intime Kenntnis der auch über die deutschen Grenzen hinaus gesichteten Quellen aus. Wie sehr diese aber auch Transformationen ausgesetzt sein können, erläutert der Autor am Beispiel der Rede Liesers auf dem

Reichstag von Regensburg 1454 (S. 250–256; inhaltliche Analyse: S. 338–362). Von ihr existiert eine aktenmäßige Version in deutscher und eine in lateinischer Sprache. Letztere stammte von keinem Geringeren als von Liesers Bekannten Enea Silvio Piccolomini, der damals im Dienste Kaiser Friedrichs III. stand, und ist in der Schrift *De dieta Ratisponensi* eingefügt. Piccolominis Darstellung verfälscht aber die Intentionen der Rede des Deutschen bis zur Sinnentstellung: War sie originär ein Plädoyer für die Reichsreform, wird sie bei Piccolomini eine nachdrückliche Verteidigung der kaiserlichen Position, die für eine Unterstützung der Abwehrmaßnahmen warb. Im Abschnitt III „Juristische Praxis“ wird Liesers Tätigkeit als vielgefragter Jurist nachgegangen. Zu nennen sind zahlreiche *consilia* (Gutachten), die u. a. im Zusammenhang mit Prozessen vor dem Konzil von Basel oder seiner Gutachtertätigkeit als Professor in Löwen entstanden (vor allem zu erb- und eherechtlichen Fragen). Auch die Mitschrift einer allgemein gehaltenen Vorlesung (*repetitio*) über die Applikation des Rechtes ist erhalten. Dieses Material zeigt insgesamt eine stramm papsttreue Haltung, wobei für Leser in gut mittelalterlicher Tradition auch Päpste „irren“ können. Von humanistischem Gedankengut ist so gut wie nichts zu spüren. Insgesamt liegt eine Stärke des Buchs darin, bei allen Einzelanalysen nicht den Blick für übergeordnete Fragen der (Reichs-)Politik-, Rezeptions- und Bildungsgeschichte zu verlieren. Unverkennbar ist die Bedeutung des „Networking“, das den Juristen mit zahlreichen bedeutenden Zeitgenossen verband und ihm mehrere einträgliche Kirchenpfründen einbrachte. Es entsteht ein überzeugendes Berufsprofil eines gelehrten Rats, der allzu lange im Schatten berühmterer Zeitgenossen gestanden hat. Allerdings scheint die Quellenlage für einige zentrale Momente seiner Laufbahn dann doch zu dünn zu sein, um stärkere Konturen zur Person und Persönlichkeit des Juristen herausarbeiten zu können, die leider sehr schemenhaft bleiben. Nicht immer ist erkennbar, wie weit ein diplomatischer Erfolg wirklich ihm persönlich zuzuschreiben ist (besser belegt erscheinen die Umstände der von Piccolomini und Lieser eingefädelten Obödienzerklärung der Gesandten der Kurfürsten 1447 kurz vor dem Ableben Eugens IV.: S. 186–194). Der „Überlieferungszufall“ (Arnold Esch) bietet offenbar kaum Details zu seinen Lebensumständen (Gehalt, Reisewege, Mäzenatentum etc.). Aber solche Angaben hätten wohl auch den Umfang des Buches noch weiter gesprengt. Bei dem bekannten Schaffensdrang des Autors ist aber durchaus damit zu rechnen, daß er bei anderer Gelegenheit auch diesem Leserwunsch mit einem seitenstarken Aufsatz nachkommt. Einige Flüchtigkeits- und Tippfehler (z. B. S. 27, 62; 192: Téroane zu korrigieren in Thérouanne; 216: „der Kardinal von S. Pietro“ [in Vincoli]) sind nicht weiter der Rede wert.

Andreas Rehberg

Lettere degli ambasciatori estensi sulla guerra di Otranto (1480–81). Trascrizioni ottocentesche conservate a Napoli, a cura di Hubert Houben, Galatina (Congedo) 2013, 2 Bde., 1339 S., Abb., ISBN 9788867660209, € 150. – Die Eroberung der Stadt Otranto an der südapulischen Adriaküste im August 1480 durch die Truppen Mehmeds I. des Eroberers überraschte den König von Neapel, Ferdinand I. von Aragon, und schockierte Papst Sixtus IV., der ein Vordringen der Osmanen in Süditalien und vielleicht sogar bis Rom befürchtete. Der osmanische Erfolg war durch die Zerstrittenheit der italienischen „Regionalstaaten“ begünstigt worden. Wenige Monate zuvor, im April 1480 hatte Venedig, das 1479 nach erfolglosen Kämpfen gegen die Osmanen mit Mehmed II. einen Friedensvertrag geschlossen hatte, um seine wirtschaftlichen Interessen im Mittelmeerraum zu retten, sich mit Papst Sixtus IV. verbündet, während Mailand, Florenz und Neapel eine Allianz abgeschlossen hatten, der Ercole I. von Este, Herzog von Ferrara, Modena und Reggio beigetreten war. Nach dem Schock der türkischen Eroberung Otrantos versuchten Ferdinand I. und Sixtus IV. ihre politischen Divergenzen vorläufig zurückzustellen und eine italienische Liga ins Leben zu rufen, um die Osmanen aus Italien zu verdrängen, was sich wegen der unterschiedlichen Interessen der italienischen Kleinstaaten aber als ausgesprochen kompliziert erwies. Erst nach dem Tode Mehmeds II. am 3. Mai 1481 und den anschließenden Kämpfen um die Thronfolge zwischen Bayezid II. und Cem, infolge derer der personelle und materielle Nachschub für die osmanischen Besatzungstruppen in Otranto allmählich versiegte, gelang es den christlichen Truppen unter Führung des neapolitanischen Thronfolgers Alfons am 10. September 1481 die Kapitulation der türkischen Besatzung zu erreichen. Wichtige Quellen über den Verlauf der Kämpfe, aber auch über die Verhandlungen zwischen den italienischen Staaten untereinander sowie mit den Osmanen sind die Briefe (sog. *dispacci*) der Botschafter (sog. *oratori*) der italienischen Kleinstaaten. Dies wurde auch während der 2007 veranstalteten internationalen Tagung über die türkische Eroberung von Otranto zwischen Geschichte und Mythos von mehreren Referenten, insbesondere Bruno Figliuolo hervorgehoben (zu den Tagungsakten s. QFIAB 89 [2009] S. 671–673). Auf die im Staatsarchiv in Modena aufbewahrte Korrespondenz der Botschafter des Herzogs von Ferrara hat 1881 der damalige Archivdirektor Cesare Foucard hingewiesen, der im Archivio Storico per le Province Napoletane 103 Dokumente aus dem Zeitraum vom 27. März bis zum 13. Oktober 1480 – die meisten leider nur in oft sehr kurzen Auszügen – edierte. Seine damals angekündigte Absicht, anschließend auch die weiteren, die osmanische Besetzung von Otranto betreffenden *dispacci* zu veröffentlichen, hat er aus unbekanntem Gründen nicht in die Tat umgesetzt. Foucard ließ jedoch von seinen Archivaren alle diesbezüglichen Dokumente abschreiben und schickte

diese Abschriften, in denen meist die nicht Otranto betreffenden Teile weggelassen sind, an den Historiker Giuseppe De Blasiis, der seit 1876 Sekretär der Società Napoletana di Storia Patria war. Dort wurden sie in der im Castel Novo, dem sog. Maschio Angioino, befindlichen Bibliothek der Società aufbewahrt und gelegentlich von Historikern wie Pietro Egidi und Ernesto Pontieri benutzt. Eine größere Anzahl (50) dieser *dispacci* edierte in den achtziger Jahren des 20. Jh. der Salentiner Lokalhistoriker Vittorio Zacchino, doch die meisten sind bis heute unediert. In den hier angezeigten Bänden werden die 432 Briefe, deren moderne Abschriften unter der Signatur XXIII.D.1-2 in der erwähnten Neapolitaner Bibliothek aufbewahrt werden, als Faksimile wiedergegeben. Die Einleitung enthält ein Verzeichnis der von Foucard edierten Dokumente (S. 10–14) sowie der weiteren, aus dem Zeitraum vom 7. Juni 1480 bis 23. Oktober 1481 stammenden Briefe mit der Angabe, ob und wo sie zitiert und/oder ganz oder teilweise ediert wurden (S. 47–72). Wie viele wertvolle, teilweise bisher unausgewertete Informationen die *dispacci* enthalten, zeigt sich am Beispiel der Briefe des Botschafters Nicolò Sadoletto, den der König von Neapel im April 1481 in einer geheimen Mission zum Eroberer von Otranto, Gedik Ahmed Pascià, der sich damals im albanischen Valona (Vlorë) auf der Otranto gegenüber liegenden Seite der Adria aufhielt, entsandte. Der Diplomat, der das besondere Vertrauen König Ferdinands genoss, sollte sondieren, ob die Osmanen gegen die geheime Zahlung eines Tributs bereit seien, sich aus Otranto zurückzuziehen. Die Mission scheiterte zwar an der starren Haltung Ahmed Pasciàs, bestätigt aber, dass es sich um keinen Religionskrieg handelte, sondern dass man sich gegenseitig respektierte und auf Augenhöhe verhandelte (S. 15–46).

Francesco Filotico

Sacred history. Uses of the Christian past in the Renaissance world, ed. by Katherine Van Liere, Simon Ditchfield, Howard Louthan, Oxford (Oxford University Press) 2012, XVI, 339 S., Abb., ISBN 978-0-19-959479-5, £ 35. – Durch die umfassenden Arbeiten von Irena Backus (2003), Stefan Benz (2003), Matthias Pohlig (2007) und anderen hat die Kirchengeschichtsschreibung innerhalb der Historiographiegeschichte während der letzten Jahre einen bedeutenden Stellenwert errungen. Der hier anzuzeigende Band bringt dreizehn Aufsätze von ausgewiesenen Kennern der Materie wie auch von Neulingen zusammen. Überwiegend von englischsprachigen Autoren verfaßt und wohl auch an eine *wider reading public* (S. vii) gerichtet, streben sie eine Synthese von allgemeinem Überblick und Spezialforschung an. Dabei überwiegt die Akzentuierung katholischer Autoren, wohingegen die Rekonstruktion des interkonfessionellen Dialogs in den Hintergrund rückt. Vor allem aufgrund ihrer nationalen Vielfalt verdient die vorliegende Publikation Beachtung. Der

erste Teil des Buches ist der literarischen Gattung Kirchengeschichte in der Nachfolge des Eusebios gewidmet. Anthony Graftons Panorama „Church History in Early Modern Europe“, das sowohl die Quellenbasis als auch die internationale Sekundärliteratur souverän beherrscht, zeichnet Grundlinien der Entwicklung vom 15. bis zum 17. Jh. nach, befriedigt nur insofern nicht, als der Autor den Eindruck einer lediglich quantitativen Ausweitung des Materials und der Produktion vermittelt. Die in der deutschsprachigen Forschung so intensiv diskutierte Konfessionalisierung tritt dabei ebensowenig hervor wie die methodischen „Rückschritte“, die letztere zuweilen mit sich brachte. Problematisch bleibt ebenso Euan Camerons selektiver Überblick zur protestantischen Historiographie. Viele der angesprochenen Fragen finden sich in Pohligs Buch, das man in Camerons Fußnoten vergebens sucht, sehr viel genauer behandelt. Angesichts der umfassenden Literatur zu Cesare Baronio vermag auch Giuseppe Antonio Guazzellis Einführung in die *Annales ecclesiastici* keine wesentlich neuen Aspekte beizutragen. Ein mit Weitblick verfaßtes Plädoyer von Simon Ditchfield mahnt schließlich an, die Kirchengeschichtsschreibung nicht nur unter dem Vorzeichen konfessioneller Identitätsstiftung zu begreifen. Gerade die von katholischer Seite hervorgebrachte *historia sacra* läßt immer wieder erkennen, wie sehr Historiographie und Hagiographie der regionalen Kirchenleitung zuzuarbeiten hatten, ohne daß dabei auf spezifisch protestantische Vorgaben geantwortet wurde. Der zweite und wohl gelungenste Teil des Buches ist dem Zusammenspiel von kirchlicher und nationaler Historiographie gewidmet. David J. Collins zeigt auf, daß die national-patriotische Geschichtsschreibung in Deutschland stets auch den Aspekt der Christianisierung und der späteren Kirchenentwicklung des Landes beinhaltet. Mit der spanischen Jakobus-Tradition, die von den Autoren der Renaissance bereits kritisch in Frage gestellt worden war, zur Zeit der Gegenreformation indes erneut verteidigt wurde, setzt sich Katherine Elliot Van Liere auseinander. Im Sinne Ditchfields veranschaulicht Howard P. Louthan am Beispiel katholischer Kirchengeschichte in Köln, Bayern und Böhmen, wie unterschiedlich regionale Prägungen und Argumentationsfunktionen einzelner Werke ausfallen konnten, wie wenig diese einer gemeinsamen Identitätssuche folgen mußten. Die interkonfessionelle Debatte um die Christianisierung und kirchliche Entwicklung Englands, die stets als Debatte um die Abhängigkeit von Rom geführt wurde, wird von Rosamund Oates beleuchtet, wohingegen sich Salvador Ryan den Kirchengeschichtskonzeptionen irischer Katholiken, die vor allem um die Anfänge der Inselmissionierung wie um die im 12. Jh. erfolgte Integration der *Old English Catholics* kreisten, widmet. Die dritte und letzte Sektion des Buches ist „Uses of Sacred History in the Early Modern Catholic World“ überschrieben. Jean-Marie Le Gall gibt

hier einen Überblick zur französischen Hagiographie des 16. und 17. Jh., in dem man lediglich die Studien der Mauriner vermißt. Mit der indischen Thomas-Tradition, die aufgrund der portugiesischen Kolonisation des Landes vor allem für die portugiesische Geschichtsschreibung aktuell wurde und deren historiographische Herausforderung darin bestand, lokale und westliche Quellen in Einklang zu bringen, beschäftigt sich Liam Matthew Brockey. Einen analogen Wettstreit von älterer Legendenbildung und kritischer Historie, der natürlich nicht nur die Situation der portugiesischen Autoren charakterisiert, sondern die frühneuzeitliche Kirchengeschichtsschreibung insgesamt, verfolgt Adam G. Beaver noch einmal für die aus der Bibelkritik hervorgegangene Archäologie des Heiligen Landes. Irina Oryshkevichs Abhandlung zu den *Hagioglypta*, einem ikonographischen Traktat des in Rom ansässigen Flamen Jean L'Heureux, krankt daran, daß ihr die grundlegende ältere Untersuchung zu L'Heureux (Anm. 16) offenbar erst nach Abschluß ihres Manuskripts bekannt geworden ist. Über diese geht sie nicht hinaus. Das Verdienst der vorgelegten Aufsätze liegt in erster Linie darin, die Vielfalt der Erkenntnisinteressen und Funktionskontexte frühneuzeitlicher Kirchengeschichtsschreibung zu spiegeln. Es verwundert somit nicht, daß die so häufig gestellte Frage, ob die konfessionalisierte Historiographie eine kritische Herangehensweise beförderte oder doch eher verhinderte, von den einzelnen Autoren durchaus abweichend beantwortet wird. Ingo Herklotz

Thomas Kaufmann, Der Anfang der Reformation. Studien zur Kontextualität der Theologie, Publizistik und Inszenierung Luthers und der reformatorischen Bewegung, Tübingen (Mohr Siebeck) 2012 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 67), XVIII, 676 S. und 48 Abb., ISBN 978-3-16150771-7, € 139. – Mit dieser vom Göttinger Kirchenhistoriker und Vorsitzenden des Vereins für Reformationsgeschichte Thomas Kaufmann am Ende seines fünften Lebensjahrzehnts vorgelegten Studie tritt die reformationsgeschichtliche Erforschung des Beginns der europäischen Reformationszeit in eine neue Phase ein. Kaufmann spannt den Zeitbogen, entsprechend der von Luthers Gegnern und Luther selbst gezogenen Kontinuitätslinie von 1415, dem Jahre der Hinrichtung des böhmischen Denkers und Reformators Johannes Hus (1371 ca.–1415) bis zu den frühen 1520er Jahren, als der noch dem Augustinereremitenorden angehörende Mönch Martin Luther (1483–1546) mit der Schrift *Von den neuen Ecksichen Bullen und Lügen* „ein solennes Bekenntnis zu Jan Hus“ (S. 53) publizierte. Während die Geschichtsforschung der 1960er bis 1980er Jahre insbesondere das Verhältnis zum Spätmittelalter als zentral betrachtete, fragt sich Kaufmann, inwiefern die Reformation ein „Anfang“ (unter anderen Anfängen) und zugleich, ein Anfang („der Reformation“ als eines

„Grundsachverhalts auch der Geschichte der Nationen, Staaten, Gesellschaften und Kulturen“ [S.VII]) war. Wie dem Vorwort (S. VII–VIII) zu entnehmen ist, schließt der Anfang der Reformation mehrere Bedeutungen ein – Kaufmann alludiert Fausts Übersetzungsvariationen der ersten Zeile des Johannes-evangeliums: Anfang als neues Verständnis des *Worts* (die Beziehung mit dem biblischen Wort), als *Tat* (die beigebrachte tiefgreifendste Veränderung der lateineuropäischen Kirchengeschichte), als *Sinn* (die Suche nach Gott und das Finden) und als *Kraft* (Überzeugung, Mobilisierung von Menschen, Ausdrucks- und Aktionsformen). Diese Bedeutungen durchziehen die ganze Darstellung zum Erweis der „Vielschichtigkeit“ des analysierten Geschichtsabschnittes. Kaufmann führt die „Vielschichtigkeit“ der reformatorischen Bestrebungen und Wirkungen auf drei Hauptthemen zurück. Im ersten Teil (Traditionskonstruktionen, S. 30–163) fokussiert er seine Untersuchung auf die Rezeption der hussitischen Lehre, der volkssprachlichen vorreformatorischen Laienbibel, der reformatorischen Entdeckung des vorreformatorischen Erbes und der Leitprinzipien spätmittelalterlich-reformationszeitlicher theokratischer Konzeptionen auf die Luthersche Konstruktion einer historischen Kontinuität, um der historisch-geschichtstheologische Weltanschauung des Protestantismus einen festen Anknüpfungspunkt zu bieten. Den zweiten, erheblich umfangreicheren Hauptteil des Buches bilden die typischen Kommunikationsdynamiken in der Anfangsphase der reformatorischen Bewegung (S. 166–434). Anhand eines enormen Quellenmaterials einschließlich einer Auswahl der bedeutendsten Holzschnitte der Druckereien aus dem deutschsprachigen Gebiet zeigt der Autor die zunehmende Beherrschung der für die damalige Wahrnehmung revolutionären Kommunikationsmittel, die Anfang des 16. Jh. vor allem in der in Mittel- und Süddeutschland produzierten Publizistik zu einer heroisierenden Bewertung Luthers beitragen. Schließlich vertieft das dritte und letzte Themengebiet (Lehrbildungen und Identitätsentwürfe, S. 436–605) das Problem der Bildung eines „neuen Menschen“ durch die Verschmelzung der geistlichen Ergebnisse der reformatorischen *doctrina* (wie z. B. im Falle der theologisch-philosophischen Konzeption Melanchthons [1497–1560]) und der personalen Identitätskonstruktionen am Beispiel der sogenannten „Erfahrungsmuster“ in der frühen Reformation, d. h. der Selbstthematisierung in Bezug auf das individuelle Gottesverhältnis, der Gotteserfahrung als Autoritätsstiftung und der Leseerfahrung als existentieller Wende. Das Buch ist im Unterschied zu Kaufmanns Gesamtdarstellung „Geschichte der Reformation“ (2. Aufl., Berlin 2010) vorrangig für die Spezialisten gedacht und geschrieben; trotzdem könnte die enge Verbindung zwischen dem Text und den zahlreichen Abbildungen im zweiten Hauptteil auch dem Laienleser einen „erleichterten“ Einstieg bieten in dieses gleichzeitig sehr gut geschrie-

bene und zudem thematisch auf vielfachen Ebenen gegliederte Buch über die ersten Phasen der Reformation. Am Ende gibt es zwar eine Auswahlbibliographie der Forschungsliteratur (S. 608–639) und reiche Personen-, Orts- und Sachregister (S. 608–676). Aber eine Auflistung der Quellen gibt es nicht, auch nicht der Abbildungen, so dass der Quellenbestand jedenfalls für den interessierten Laien oder den Anfänger kaum zu überblicken ist. Wenn man die verschiedenen Kapitel durcharbeitet, glaubt man kaum, dass der Autor derselbe interviewte „Gast“ ist, den man in dem 2010 für das ZDF gedrehten 5. Teil aus der erfolgreichen TV-Doku-Serie „Die Deutschen“ sehen kann, wo er den Kern des theologischen Denkens Luthers und Thomas Müntzers (1488–1525) in einer für jeden Zuhörer verständlichen Sprache erläutert. Marco Leonardi

Giorgio Caravale, *Forbidden Prayer. Church Censorship and Devotional Literature in Renaissance Italy*, Farnham (Ashgate) 2012 (Catholic Christendom, 1300–1700), 308 S., ISBN 978-1-4094-2988-3, £ 70. – Die einfachen Gläubigen und ihre religiöse und soziale Kontrolle rückten im Anschluss an das Trienter Konzil in den Mittelpunkt kurialer Bestrebungen zur Uniformisierung. Das Konzil überließ allerdings die faktische Überprüfung und Regulierung individueller Gläubigkeitsformen sowie der Orthopraxie vorerst der Inquisition, womit die Vereinheitlichung devotionaler Praktiken zu einer ihrer Hauptaufgaben wurde. Sie kam ihr durch die Kontrolle und Zensur von Gebetbüchern nach und erhielt ab den 1570er Jahren Unterstützung und Konkurrenz von der neugegründeten Indexkongregation. Die Regulierung des privaten und öffentlichen Gebets wurde damit zu einem weiteren Schauplatz des Machtkampfes zwischen der Inquisition und dem Papst flankiert von seinem noch jungen Dikasterium. Caravale nimmt sich in drei Kapiteln den verschiedenen Entwicklungsstufen orthopraktischer kurialer Kontrolle an und nähert sich damit stark an Aspekte der deutschen Konfessionalisierungsdebatte, wenn auch gebrochen durch die Rezeption italienischer Forschungsliteratur der 1980er und 1990er Jahre. Den Einstieg in das Werk bietet die Untersuchung der inquisitorischen Auseinandersetzung mit vernakularen Traktaten bezüglich individueller und liturgischer Bet- und Frömmigkeitspraktiken vor dem Erscheinen des Index von 1559. Die Expurgation und Zensur quasi orthodoxer und heterodoxer Texte sollte in erster Linie die wenig gebildeten „simplices“ vor lutherischem Gedankengut schützen. Chronologisch und thematisch wird der Leser im zweiten Kapitel in den Zeitraum zwischen dem Paulinischen und dem Erscheinen des Sisto-Clementinischen Index geführt. Der Schwerpunkt des Untersuchungsabschnittes liegt dabei auf der Verbreitung mystischer Praktiken sowie auf der zwischen Rom und den Inquisitoren der Peripherie austarierten Bekämpfung abergläubischer Elemente im täglichen Betverhalten.

ten. Das dritte Kapitel beschäftigt sich schließlich mit der Zensur liturgischer Texte sowie mit der Normierung der Missalen und Breviarien zu Beginn des 17. Jh. Fragen nach der Reinheit der Form sowie nach den Normierungsgrundlagen der betroffenen Literatur fanden unterschiedliche Antworten in den einzelnen Dikansterien und wurden mit unterschiedlichem Eifer von den jeweils eingesetzten Gutachtern verfolgt und besprochen. Die angestrebten Normierungsmaßnahmen sollten sich allerdings weitestgehend als erfolglos erweisen. Zu disparat waren die jeweils lokalen Bräuche und zu unentschieden die römischen Kontrollansätze. Begleitet von weiteren Machtkämpfen mit der Inquisition erließ Clemens VIII. schließlich 1601 ein Dekret, das die Veröffentlichung von Litaneien drastisch regulierte. Paradoxerweise sind diese Bestrebungen aber begleitet von zahlreichen abergläubischen und mystischen Texten von der Hand diverser Inquisitoren. Für seine ambitionierte Studie nutzte der Verfasser nicht nur kuriale Erlasse und die zahlreichen Gutachten und Belege interner Verfahren, sondern setzte sich auch mit der Korrespondenz zwischen der römischen Inquisition und den Lokalinquisitoren auseinander. Auf diesem Weg erreicht Caravale dreierlei; einerseits die Herstellung eines Konnexes zwischen Buchzensur und posttridentinischer Frömmigkeitspraxis und andererseits die Illustrierung der Wissenszirkulation zwischen Zentrale und Peripherie, was es ihm letztlich ermöglicht, die Konkurrenz der beiden Kongregationen in der Frühphase ihrer Existenz und die sich daraus entwickelnden Verfahren auszuleuchten. Caravale hatte sich zwar mit dem vorliegenden Buch eine Kulturgeschichte des italienischen Gebets vorgenommen, gleichzeitig gelingt es ihm aber, ein Referenzwerk der seit Eröffnung des Archivs der Glaubenskongregation 1998 in Schwung gekommenen Forschung zur Institutionengeschichte der kurialen Zensurdikasterien zu schaffen. Mit der Übersetzung ins Englische durch Peter Dawson erreicht die 2003 veröffentlichte Dissertation nun die ihr gebührende Resonanz weit über die Kreise der Fachspezialisten hinaus.

Andreea Badea

Nicole Priesching, Von Menschenfängern und Menschenfischern. Sklaverei und Loskauf im Kirchenstaat des 16.–18. Jahrhunderts, Hildesheim [u. a.] (Olms) 2012 (Sklaverei, Knechtschaft, Zwangsarbeit 10), X, 541 S., ISBN 978-3-487-14807-6, € 68. – Papst Paul III. erklärte 1548 in einem *Motu Proprio*, dass es im Kirchenstaat jedem frei stehe, Sklaven rechtlich zu erwerben und wieder zu verkaufen, wie es auch an anderen Orten üblich gewesen sei (*Confirmatio Statuorum populi Romani per restitutionem servorum in Urbe*). Nicole Priesching macht mit dieser und vergleichbaren anderen Äußerungen von Päpsten der Frühen Neuzeit deutlich, dass das Christentum keineswegs eine so grundsätzlich kritische Haltung zur Sklaverei einnahm wie in der älte-

ren deutschsprachigen Forschung zumeist postuliert. Priesching stellt in ihrer Studie die These auf, dass religiöse Normen im Bereich des Sklavenhandels und der Sklavenhaltung mit wirtschaftlichen und politischen Interessen konkurrierten und nicht losgelöst voneinander betrachtet werden können. Die Habilitationsschrift zeigt die zwei Seiten des Umgangs mit der Sklaverei bereits im Inhaltsverzeichnis: Im ersten Teil (Von Menschenfängern: Die Erbeutung von Menschen im Mittelmeerraum in Praxis und Theorie, S. 26–234) wird die Situation der Sklaven unter christlicher Herrschaft behandelt. Ein besonderes Augenmerk gilt hierbei der päpstlichen Flotte und deren Kapertätigkeit. Die Studie rückt damit zunächst die unbekanntere Seite der Christen als Sklavenhalter und Sklavenjäger in den Vordergrund. Der zweite Teil thematisiert den Loskauf der Sklaven durch die römische Erzbruderschaft des Gonfalone, deren Archiv Priesching umfassend auswertet. Die Studie besticht denn auch durch ihren Quellenreichtum. Neben den bereits erwähnten päpstlichen Verlautbarungen über die Sklaverei im ausgehenden Mittelalter und der Frühen Neuzeit wertet Priesching philosophische, theologische und juristische Traktate über Sklaverei, zeitgenössische Texte über den Loskauf aus der Sklaverei und aus Barbarenstaaten sowie Bestände aus dem Archivio Segreto Vaticano (Opera pia del Riscatto degli schiavi; Segreteria di Stato, Malta u. a.), dem Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede (Sant'Uffizio, Rubricella Dubii Baptismi, 1618–1830 u. a.), dem Archivio Propaganda Fide und dem Archivio di Stato di Roma (Eingangs- und Abgangslisten der Galeerensklaven, Camerale I, Registri u. a.) aus. Auf dieser Grundlage gelingt es ihr, die Ist-Situation der frühneuzeitlichen Sklaverei im Mittelmeerraum vor dem Hintergrund der Korsarenkriege zu entfalten und hierbei auch angemessen auf die Rolle Livornos als Exporthafen für Sklaven nach Marseille, auf die Bedeutung der Malteser- und Stefansritter als Protagonisten von Kaperei und Menschenraub sowie auf die Flotten Spaniens, Frankreichs und Venedigs einzugehen. Dass auch die päpstliche Flotte kaperte, verwundert den Leser nach dieser Einführung nicht mehr. Die Korsarentätigkeit wird als Bestandteil christlicher Außenpolitik gedeutet und in gewisser Weise auch als eine notwendige Verteidigungsmaßnahme gegenüber feindlichen Korsaren verstanden, deren letzte Übergriffe Priesching bis in das späte 18. Jh. verfolgt. Letztere veranschaulicht sie anhand des Falls der römischen Witwe Maddalena Bindi und ihrer Söhne, die 1790 nach sechsjähriger muslimischer Versklavung in Tunis durch die Kooperation der Gonfalone-Bruderschaft und der Spanischen Trinitarier freigekauft werden konnten (S. 426–428, 430, 441). Im zweiten Teil geht Priesching auf spezialisierte Loskauforden ein, die sich bereits im Mittelalter entwickelt hatten, um das Seelenheil versklavter Christen zu retten. Schließlich bestand in der Sklaverei die Gefahr, vom christlichen Glauben abzufallen. Auf erste

Seeversicherungen, die sogenannten Sklavenkassen, geht sie zwar nur am Rande ein, aber dafür stellt sie konsequent die Gonfalone-Erzbruderschaft ins Zentrum. Diese leistete die finanzielle und administrative Abwicklung der Loskäufe, indem sie Almosen sammelte und die Konten führte. Mit dem eigentlichen Loskauf von versklavten Seemännern, aber auch von Frauen und Kindern, die beispielsweise bei Küstenrazzien in die Sklaverei gerieten, waren jedoch stets Verbindungsmänner vor Ort beauftragt. Am Beispiel der ersten größeren Aktion im Jahr 1585 konnte nachgewiesen werden, dass die Loskäufer in Algier weitaus höhere Beträge (Tabelle 21, S. 363) vorstreckten, als ihnen die Gonfalone im Nachhinein erstatteten. Priesching stellt für den gesamten Zeitraum ihrer Untersuchung Ausgaben und Erstattungen bilanzierend gegenüber, erfasst Almoseneinnahmen und arbeitet schließlich drei Phasen von besonders intensiven Loskäufen heraus. Eine erste Phase weist zwei größere „Loskaufaktionen“ in den Jahren 1585 und 1587 auf. Dann ist erst wieder ab den 1660er Jahren ein zunehmendes Engagement im Sklavenloskauf zu beobachten, das Ende der 1670er Jahre zum Loskauf von 286 Menschen aus Dulcigno führte, dann aber wieder abnahm. Die dritte Phase sieht dann ab Beginn des 18. Jh. nur noch Einzelfälle und den Loskauf kleinerer Gruppen vor. Die umfangreiche Studie arbeitet Entwicklungslinien heraus, die für die muslimisch-christliche Konfliktgeschichte generell von Bedeutung sind. So zieht sich die theologische Legitimation der Sklaverei wie ein roter Faden durch die Arbeit. In Kapitel 2.2. wendet sich Priesching exemplarisch den spanischen Spätscholastikern zu, berücksichtigt die schwache Machtposition des Papsttums im 15. Jh. und betont zu Recht, dass das Lehramt die Versklavung nichtchristlicher Afrikaner legitimierte und lediglich die Versklavung gläubiger Christen verurteilte. Eine generelle Absage an die Sklavenshaltung lässt sich aus zeitgenössischen theologischen Verlautbarungen also keineswegs ableiten. Ähnliches gilt in Bezug auf die Indiodebatte im Zusammenhang mit den intensiv diskutierten Bedenken gegenüber transatlantischem Sklavenhandel. Wurde der Korsarenkrieg auf der Grundlage der Theorie des „gerechten Krieges“ (Thomas von Aquin) von Zeitgenossen verteidigt, ließ sich jedoch eindrücklich nachweisen, dass muslimischen Sklaven die Möglichkeit der Religionsausübung gewährt wurde. Wechselseitig galten die gleichen Rechte für christliche Sklaven in muslimischer Hand. Als „Inseln der Toleranz“ bezeichnet Priesching dieses Phänomen in einer ansonsten intolerant eingestellten Gesellschaft. Ihr gelingt es dadurch immer wieder, den Leser in eine in weiten Teilen unbekannte frühneuzeitliche Welt mitzunehmen und zahlreiche gewinnbringende Verbindungslinien aufzuzeigen. Als Ergebnis der akribischen Recherchen finden sich im Anhang der Studie hilfreiche gedruckte Listen geretteter Sklaven aus den Jahren 1585 und 1587, ergänzt durch eine Liste, die sich anhand des Loskauf-

buchs der Gonfalone-Bruderschaft für den Zeitraum von 1584 bis 1588 erstellen lässt. Losgekaufte Sklaven aus den Jahren 1671, 1697 bis 1726 und 1739 bis 1797 werden mit weiteren Angaben ergänzt, darunter die Angabe des Kaufpreises in Zechinen, Zeugen des Loskaufs, Käufer und Geldgeber. Ein Register und zahlreiche, oft sogar etwas zu ausführlich ausfallende Zwischenergebnisse und eine umfangreiche Zusammenfassung runden die Studie ab. Britta Kägler

Alexander Koller, *Imperator und Pontifex. Forschungen zum Verhältnis von Kaiserhof und römischer Kurie im Zeitalter der Konfessionalisierung (1555–1648)*, Münster (Aschendorff) 2012 (Geschichte in der Epoche Karls V. 13, X), 494 S., ISBN 978-3-402-13994-3, € 69. – Vor gut 120 Jahren erschien der erste, vom Preußischen (heute Deutschen) Historischen Institut in Rom herausgegebene Band der „Nuntiaturberichte aus Deutschland“. Allein in den das 16. Jh. betreffenden Abteilungen I bis III wurden bis zum Jahr 2012 nunmehr 37 Bände vorgelegt, die annähernd 20000 Seiten Quellentexte darbieten. Es handelt sich um einen auch für die Politik- und Konfessionsgeschichte des Reformationsjahrhunderts noch weitgehend ungehobenen Schatz, denn die „Nuntiaturberichte“ leiden unstrittig unter einem Auswertungsdefizit, nicht zuletzt weil ihre Lektüre hohe Anforderungen an die Sprachkompetenz des Lesers stellt. Seit dem Ende der 1990er Jahre wurden jedoch verschiedentlich Wege zu einer anthropologischen Erforschung der Nuntiaturberichte aufgezeigt, etwa durch Wolfgang Reinhard, Volker Reinhardt und Peter Burschel. Diese neuen Zugänge erweitern die Erkenntnismöglichkeiten durch neue Fragestellungen, Analysekatgorien und Methoden erheblich. Alexander Koller, der sich nicht zuletzt als Editor der beiden zuletzt erschienenen Bände der Dritten Abteilung der „Nuntiaturberichte“ (2003, 2012) sowie durch die Herausgabe zweier Sammelbände zur Nuntiaturberichts- und Hauptinstruktionenforschung (1998, 2008) sowohl um die Ausweitung der Quellengrundlage als auch ihre Auswertung verdient gemacht hat, legt nun in seinem Band „Imperator und Pontifex“ die Frucht vieljähriger begleitender Studien zum Verhältnis zwischen römischer Kurie und Kaiserhof vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Westfälischen Frieden vor. Er bewegt sich damit in dem Jahrhundert, das ihm als Editor und Erforscher der päpstlich-kaiserlichen Beziehungen bestens vertraut ist. Sein Band eröffnet vielschichtige Zugänge zum komplexen römisch-deutschen Verhältnis jenes Zeitalters. Neben Beiträgen zu politischen Themen stehen Untersuchungen zum Nuntienalltag im 16. und 17. Jh., die man als veritable Pilotstudien bezeichnen kann. Sie tragen der skizzierten Erweiterung des an die Nuntiaturquellen herangetragenen Fragenfokus Rechnung. Hier sind insbesondere die anschaulichen Aufsätze über das „Vademecum für einen Nuntius“ sowie „Überlegungen zur Lebenswelt eines

kirchlichen Diplomatenhaushalts im 16. und 17. Jahrhundert“ zu nennen. Weitere Beiträge befassen sich biographisch bzw. strukturell mit den päpstlichen Nuntien in Deutschland. Sie verdienen gerade im Hinblick auf das in den vergangenen Jahren sehr zu Recht formulierte Postulat einer akteurszentrierten Erforschung der internationalen Beziehungen besondere Beachtung. Neben Studien zum Profil posttridentinischer Nuntien sowie zum Karriereverlauf der Kaiserhof-Nuntien stehen dabei Einzeluntersuchungen zu zwei Protagonisten im römisch-deutschen Verhältnis des späteren 16. Jahrhunderts: Bartolomeo Portia und Ottavio Santacroce. Das Panorama der Studien zu politischen Themen ist weitgespannt: Es reicht von der Haltung der Kurie zum Passauer Vertrag von 1552 bis zur päpstlichen Friedensmediation am Ende des Dreißigjährigen Krieges. Sowohl politische als auch wahrnehmungsgeschichtliche Aspekte greift eine Reihe von Beiträgen über Rom und die habsburgischen Territorien auf, die sich mit Böhmen, den Lausitzen, Ungarn und den schillernden Konflikten beschäftigen, an denen im 16. und frühen 17. Jh. nördlich der Alpen weilende italienische Fratres beteiligt waren. Die 24 in diesem Band vereinten Aufsätze sind nicht neu. Sie wurden in den Jahren 1998 bis 2011 andernorts publiziert. Dennoch ist diese Zusammenstellung aus mehreren Gründen sehr hilfreich: Erstens sind einige Texte, die zuvor auf Italienisch, Französisch oder Spanisch erschienen, hier erstmals in einer (aktualisierten) deutschen Übersetzung greifbar; zweitens erfolgt eine tiefere Erschließung durch eine in die Thematik einführende Einleitung, ein allgemeines Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen-, Orts- und Sachregister. Sowohl für die akademische Lehre als auch für die Forschung ist diese Präsentation daher vorteilhaft. Es ist sehr zu wünschen, dass durch diese Publikation die Nuntiaturliteraturforschung wieder größere Aufmerksamkeit erfährt. Guido Braun

Nuntiaturliteraturberichte aus Deutschland, III. Abteilung: 1572–1585, 10. Bd.: Nuntiaturliteraturberichte des Orazio Malaspina und des Ottavio Santacroce. Interim des Cesare Dell’Arena (1578–1581), bearb. im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom von Alexander Koller, Berlin-Boston (Walter de Gruyter) 2012, LXXXVII, 671 S., ISBN 978-3-11-028710-3, € 139,95. – 346 archivalische Dokumente aus der Zeit zwischen 29. August 1578 und 5. Dezember 1581 sind in diesem gewichtigen Band vollständig abgedruckt. Davon sind 181 Berichte der Nuntien oder deren Vertreter und 160 Schreiben von der römischen Kurie. Hinzu kommen die Instruktionen, die die Nuntien am Beginn ihrer Tätigkeit erhielten. Außerdem wurden ihnen Vollmachten für Visitationen, Reformen, Absolutionen oder Dispense zugestanden. Staatssekretär von Papst Gregor XIII. war während dieser Jahre Kardinal Tolomeo Gallio, der die ihm vorgelegten Konzepte korrigierte und nicht einfach passieren ließ. Die Texte werden ohne

Eingangs- und Schlussfloskeln, von Ausnahmen abgesehen, und ohne Unterschriften abgedruckt. Nur Groß- und Kleinschreibung, Interpunktion und Akzentsetzung wurden vereinheitlicht, sonst der Buchstabenbestand beibehalten. Den Texten wurden Regesten in deutscher Sprache vorangestellt. Die verschiedenen Abschnitte der Texte wurden mit hinzugefügten Ziffern versehen, die sich auch im Regest finden und das Auffinden gesuchter Vorgänge erleichtern. Ein textkritischer Apparat verzeichnet Eingriffe in den Dokumenten, der Sachapparat bietet die Erläuterungen. Dafür wurden auch ungedruckte Quellen herangezogen, die aus vielen Archiven aus zahlreichen europäischen Staaten erschlossen wurden. Ein Register ist beigegeben, das nach meinen Stichproben zuverlässig ist. Kaiser war während dieser Zeit Rudolf II., der in Prag residierte. Den Nuntien war aufgetragen, alle Vorgänge im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu beobachten, die politisch und kirchlich wichtig waren. Besonderes Augenmerk konnten sie aber auf Böhmen, Mähren, Ungarn und die habsburgischen Erblande richten. Nuntius Bartolomeo Portia war völlig unerwartet im August 1578 am Kaiserhof gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde O. Malaspina erkoren. Er besaß zwar keine diplomatische Erfahrung, aber offenbar wurde seine Familie vom Staatssekretär oder sogar vom Papst geschätzt. Denn zur gleichen Zeit wurde sein entfernter Verwandter Germanico Malaspina zum ersten Nuntius in Graz, also für Österreich, ernannt. O. Malaspina musste seine fehlende Erfahrung durch Nachfragen in Rom kompensieren oder sich an den spanischen Gesandten am Kaiserhof halten. Sein Lebenslauf wird kurz vorgestellt bis hin zu seinem Wirken in Prag. Im Frühjahr 1581 wurde er abberufen, aber bereits im gleichen Jahr zum außerordentlichen Nuntius beim französischen König Heinrich III. ernannt. Dort starb er allerdings bereits am 27. Januar 1581. Ersetzt wurde er am Kaiserhof von O. Santacroce, einem Spross einer römischen Adelsfamilie, aus der viele hohe Geistliche hervorgingen. Er hatte Jurisprudenz studiert und mit dem Dr. *in utroque iure* abgeschlossen; er war Bischof von Cervia und bejahte die Tridentinische Reform, was auch seine Kontakte mit Carlo Borromeo belegen (die auch bei Malaspina festzustellen sind). Der Kaiser war im Jahr 1581 häufig krank, so dass dem Nuntius erst am 25. Juni die Antrittsaudienz gewährt wurde. Unglücklicherweise erkrankte auch Santacroce wenige Wochen später und starb am 3. September 1581. Dell’Arena, der bereits juristischer Mitarbeiter Malaspinas gewesen und dies bei Santacroce geblieben war, wurde beauftragt, interimistisch die Geschäfte bis zur Ankunft eines neuen Nuntius wahrzunehmen. Von ihm liegen Briefe vom 5. September bis zum 5. Dezember 1581 vor. Die wichtigsten Aufgaben der päpstlichen Vertreter waren die Beeinflussung von Reform und Gegenreformation. Die Tridentinische Reform fand nicht bei allen Vertretern der römisch-katholischen Kirche nördlich der Alpen

Zustimmung. So ließ etwa die Einrichtung der Priesterseminare auf sich warten. Der Papst griff ein und gründete z. B. 1579 ein solches für Ungarn in Rom. Aber von dort wurden zu wenige Kandidaten geschickt, so dass es bereits im folgenden Jahr mit dem bereits bestehenden *Collegium Germanicum* verbunden wurde. Auch waren nicht alle Menschen in ihrem Aufgabengebiet fromm katholisch. Bis hin zu einzelnen Bischöfen gab es Kritik. Noch mehr gilt dies für die Ratgeber des Kaisers. Deswegen wurde den Nuntien mitgeteilt, mit welchen Mitarbeitern am Kaiserhof sie besonders enge Kontakte halten sollten. Besonders viel hielt man von der Mutter des Kaisers, Maria, einer Tochter Karls V. Gegen den Wunsch der Kurie verließ diese aber am 1. August 1581 Prag, wo sie „praktisch als Agentin des Papstes“ gewirkt hatte, und ging nach Spanien. Rom hatte sich schon 1578 um bessere Kontakte mit dem Kaiser bemüht und ihm das päpstliche Ehrenschwert verliehen. Aber in den Erblanden gab es Landstände, die in Wien für protestantische Predigten sorgten. Die gab es in Prag zwar nicht, aber von den Problemen in Österreich und auch am Kaiserhof konnten die Nuntien nicht nur Positives berichten. Dell’Arena musste sogar den Besuch des *Duca di Sassonia* im Oktober 1581 in Prag erleben. August von Sachsen hatte dabei seinen Leibarzt mitgebracht, *un figlio di Martino Luthero, dicono assai simile al padre: è huomo grasso*. Wichtiger dürfte in Rom gewesen sein, dass August auch einen Prediger in seiner Entourage hatte, der am Sonntag einen lutherischen Gottesdienst in den kaiserlichen Gemächern hielt, während Rudolf den Gottesdienst im Veitsdom besuchte (was er wegen seiner Krankheiten, wie es hieß, sonst nur gelegentlich tat). Hier wurden die Bedingungen deutlich, unter denen Rudolf regierte: Es gab Fürsten, die ihn trotz unterschiedlichen Bekenntnisses unterstützten, während etwa die ungarischen Stände in Preßburg bei ihrem Reichstag erklärten, sie würden keine Steuern bewilligen, wenn der Kaiser nicht persönlich erscheine. Auch gab es Spannungen zwischen Polen und dem Kaiser, die Rom erfolglos zu vermindern versuchte. Am stärksten distanzierte Rudolf sich von den antiosmanischen Plänen des Papstes. Er weigerte sich, einer Liga gegen die Osmanen beizutreten, die daraufhin nicht verwirklicht werden konnte. Noch schwieriger war es aber, wenn Bischöfe nicht so reformfreudig waren, wie es Gregor forderte. Er bat den Kaiser, den weltlichen Besitz neuer Bischöfe erst dann als Lehen zuzusprechen, wenn sich Rom vergewissert hatte, dass die gewählten Kandidaten gut römisch-katholisch waren. Rudolf vergab die Regalien aber dennoch, zwar zeitlich befristet, aber erneute befristete Vergaben waren möglich. Darüber hinaus waren in Norddeutschland die Bistümer für die Kurie weitgehend verloren gegangen. Auch von Problemen in Augsburg oder Köln musste berichtet werden. All dies und vieles darüber hinaus wird aus den vorzüglich edierten Quellen und der Einführung des Bearbeiters deutlich. Es

ist seinem Urteil zuzustimmen, dass es zu keinen Verwerfungen zwischen Rom und Prag während dieser Zeit kam, aber nicht immer ist die Kurie mit der Politik dieses Rudolfs wirklich zufrieden gewesen. Gerhard Müller

Tommaso Campanella, *Lettere*, a cura di Germana Ernst, su materiali preparatori inediti di Luigi Firpo, con la collaborazione di Laura Salvetti Firpo e Matteo Salvetti, *Le corrispondenze letterarie, scientifiche ed erudite dal Rinascimento all'età moderna* 12, Firenze (Olschki) 2010, XXXI, 726 pp., ISBN 978-88-222-5912-7, € 74. – La presente edizione dell'epistolario del frate domenicano e filosofo Tommaso Campanella costituisce senza dubbio una pietra miliare per gli studiosi della cultura del Cinque e Seicento. La prima – e finora unica – edizione delle lettere di Campanella uscì a cura di Vincenzo Spampanato nel 1927 nella collana „Scrittori d'Italia“ della Laterza e conteneva 121 missive. Nei decenni successivi l'infaticabile lavoro di scavo archivistico e l'acribia filologica di Luigi Firpo – senza dubbio il maggior studioso di Campanella nel XX secolo – misero in luce non solo la necessità di emendare sotto il profilo testuale l'edizione di Spampanato, ma anche l'esistenza di numerosi inediti (lettere e documenti) campanelliane. Nel corso dei decenni successivi altri studiosi (R. De Mattei, G. Fulco, G. Formichetti, G. Ernst ed E. Canone) portarono alla luce e pubblicarono ulteriori lettere del domenicano calabrese. Sin dagli anni '50, lo stesso Firpo aveva progettato una nuova edizione delle lettere nel quadro della pubblicazione delle opere complete di Campanella presso la casa editrice Mondadori. Tale progetto, però, non ebbe seguito e Firpo purtroppo morì nel 1989 lasciando una ricca documentazione preparatoria. La vedova, Laura Salvetti Firpo, ha voluto che tale ingente lavoro dello studioso torinese non andasse perduto. Ha quindi ha affidato il delicato compito di portarlo a termine a Germana Ernst, fine studiosa e curatrice delle più recenti edizioni critiche di opere del domenicano, che ha potuto utilizzare le carte di Firpo. È nata così la presente edizione critica delle lettere di Campanella, che sostituisce pienamente quella del 1927 e nella quale sono editi 172 documenti (collazionati sugli originali). È assai opportuna la scelta della curatrice di pubblicare non solo le lettere propriamente dette, ma anche le epistole dedicatorie, gli opuscoli epistolari (memoriali autonomi o allegati a missive), le dediche su esemplari di opere inviate ad amici e conoscenti, i brevi biglietti e i frammenti di lettere campanelliane inseriti in opere e documenti di altri autori. In questo modo il volume coniuga spessore interpretativo e ampliamento degli orizzonti di ricerca che vanno al di là della pur centrale figura del frate di Stilo. Le lettere di Campanella abbracciano un arco cronologico che va dal 1591 alla morte, nel 1639. Tuttavia esse non sono distribuite in maniera omogenea. Germana Ernst propone una divisione cronologica ideale dei docu-

menti in quattro fasi della vita del domenicano, fermo restando che essi sono distribuiti in maniera numerica assai diseguale. Infatti, mentre le missive relative al periodo giovanile (1591–99) giunte sino a noi sono soltanto sette, quelle relative al secondo blocco cronologico (1606–26) sono 64; quindi ve ne sono 29 per il periodo romano (1626–34) e infine 70 per quello francese (1634–39). Le lettere rappresentano uno strumento fondamentale per la conoscenza della vita e dell'attività intellettuale del filosofo calabrese, quasi un percorso autobiografico nel senso più ampio e complesso dell'espressione. Negli anni drammatici della prigionia a Napoli, una volta acquisita la possibilità di comunicare, il domenicano si rivolse ai potenti del tempo (papa Paolo V, il re di Spagna Filippo III d'Asburgo e l'imperatore Rodolfo II d'Asburgo) per spiegare la sua vicenda e ottenere il loro autorevole intervento. Risale però a questo periodo anche la prima missiva a Galileo Galilei, in occasione dell'uscita del *Sidereus nuncius* (1611). Al lungo periodo romano, trascorso per i primi due anni nel carcere dell'Inquisizione, risalgono una serie di missive che concernono i suoi contatti con il mondo curiale (papa Urbano VIII, il cardinale nipote Francesco Barberini e molti altri), ma anche con letterati e uomini di cultura. A questo periodo risale la netta presa di posizione a favore di Galilei dopo la pubblicazione del *Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo* (1632), tanto da offrirsi come suo difensore nell'incipiente confronto con la censura ecclesiastica. In seguito all'addensarsi di serie minacce da parte spagnola, dopo l'arresto e l'esecuzione a Napoli di un suo allievo sospettato di tramare una congiura, Campanella fu consigliato da Urbano VIII di riparare in Francia, dove già da alcuni anni aveva intessuto rapporti con figure di primo piano (G. Naudé, N.-C. Fabre de Peiresc e P. Gassendi). A partire dal 1634 il domenicano si trasferì quindi in Francia, prima ad Aix-en-Provence e poi a Parigi. Qui Campanella poté dedicarsi alla pubblicazione delle sue opere, dando fra l'altro alle stampe l'*Atheismus triumphatus* (1636) con dedica a Luigi XIII. È interessante sottolineare come il frate affiancò all'attività editoriale la produzione di memoriali politici a favore della monarchia francese, negli anni drammatici dello scontro con la Spagna del conte-duca di Olivares. La vastità degli interessi di Campanella e il suo uso delle svariate forme della comunicazione epistolare consentono senza dubbio di affermare che questo volume rappresenta una vera e propria miniera per gli studiosi. Scorrendo le lettere emergono numerosi elementi preziosi per la ricostruzione di figure e vicende della storia religiosa, culturale e politica dei primi quattro decenni del Seicento (ad esempio in relazione agli ambienti della Roma papale e all'Ordine domenicano). Il volume si segnala per l'accuratezza filologica e gli apparati critici che comprendono, fra l'altro, l'indicazione aggiornata della collocazione di ogni lettera, il riferimento alle prime edizioni e alle eventuali edizioni critiche precedenti.

Massimo Carlo Giannini

Olivier Poncet, *La France et le pouvoir pontifical (1595–1661). L'esprit des institutions*, Rome (École Française de Rome) 2011 (Bibliothèque de l'École Française de Rome 347), XIV, 966 S., ISBN 978-2-7283-0910-8, € 110. – Die vorliegende *Thèse de doctorat* der Universität Paris-Sorbonne beschäftigt sich mit den komplexen Beziehungen zwischen Frankreich und dem apostolischen Stuhl in der ersten Hälfte des 17. Jh. während der Pontifikate Clemens' VIII., Pauls V., Gregors XV., Urbans VIII., Innozenz' X. und Alexanders VII. Das Verhältnis zwischen den beiden Mächten war seit dem Mittelalter durch Spannungen geprägt auf Grund der staatskirchlichen Tendenzen in Frankreich und der Prärogativen der französischen Könige. Deren Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse, v. a. die Vergabe von Präbenden war durch das Konkordat von Bologna 1516/17 gestärkt worden. Das Jahr 1595, mit dem die Studie einsetzt, bildet eine Zäsur im Verhältnis zwischen Rom und Paris, da die durch die dynastische Krise in Frankreich und die Sukzession Heinrichs von Navarra aufgetretenen Spannungen durch die Aufhebung der Exkommunikation des neuen Monarchen offiziell beendet wurden. Gleichwohl blieb der Antagonismus im Bereich von Kirche und Religion bestehen, da der Suprematieanspruch des Papstes *in ecclesiasticis*, d. h. gerade bei der Pfründenvergabe (an geeignete Personen), durch das Konzil von Trient gestärkt worden war. Die Geschichte der Beziehungen zwischen dem allerchristlichsten König und dem Papst ist gerade deshalb in jener Epoche der fortgeschrittenen katholischen Konfessionalisierung eine Geschichte des Kampfes um die kirchliche Jurisdiktion (wobei jeder Pontifikat durch seine spezifische Frankreichpolitik eigens zu beurteilen ist). Die Studie verfolgt die Entwicklung bis zum Jahr 1661, das wiederum mit dem Regierungsantritt Ludwigs XIV. eine Zäsur darstellt, dessen Politik zu einer neuen Qualität der Spannungen zwischen dem französischen Hof und der Kurie führen sollte. Die Rahmendaten dieser Arbeit wurden also bewußt und sinnvollerweise aus französischer Perspektive heraus gewählt und nicht unter Berücksichtigung der Zäsuren der Papstgeschichte (Pontifikatsbeginn/-ende). – In einem ersten Teil (Kap. I–IV) werden die juridischen und administrativen Grundlagen der Vergabe von größeren Präbenden in Frankreich erörtert und dabei die Rolle der beiden Protagonisten (Papst, König) in Theorie und Praxis beleuchtet. Im zweiten Teil werden die Vorgänge in Rom im Zusammenhang mit der Vergabe französischer Pfründen untersucht: die Aktivitäten der französischen Diplomatie und der Kardinalprotektoren (Kap. V), Postwesen, Bankiers, Agenten, Prokuratoren (Kap. VI), die Vorgänge im Konsistorium (Kap. VII) und in der *Congregazione concistoriale* (Kap. VIII), die Rolle weiterer Akteure und kurialer Dikasterien (Kap. IX). Der dritte Teil beschäftigt sich mit der Vermittlung der päpstlichen Politik in Frankreich durch die Nuntien (Kap. X), den Grundzügen der Frankreichpolitik der Päpste und

die Problematik des Konkordats (Kap. XI) und dem königlichen Recht der Ernennung von Äbten und Bischöfen sowie der Problematik der Kommendatarabteien (Kap. XII). – Ein Quellenanhang (S. 789–808) enthält einige Dokumente zur Praxis der Vergabe französischer Pfründen. Ein weiterer Anhang enthält nützliche Listen zu zentralen Personengruppen und Themen der französisch-kurialen Beziehungen vom Ende des 16. bis in die Mitte des 17. Jh.: 1. ordentliche und außerordentliche französische Botschafter am römischen Hof zwischen 1597 und 1661 (mit Angabe der Ankunfts- und Abreisedaten sowie zu den Instruktionen und Beglaubigungsschreiben), 2. Kardinalprotektoren Frankreichs von 1595 bis 1661 (mit Daten zur Ernennung, Amtsantritt und Aktivitäten im Konsistorium), 3. nach Frankreich entsandte Legaten und Nuntien (mit Angaben zu den Beglaubigungsbreuen und Instruktionen), 4. Auditoren der Pariser Nuntiatur, 5. französische Rotaauditoren, 6. kuriale Funktionsträger, die mit der Ausstellung von Breven befaßt waren (Vizekanzler, Datare, Brevensekretäre, Memorialsekretäre etc.), 7. französische Kurienprälaten und Mitglieder der *Congrégation de Saint-Louis-des-Français*, 8. Adressaten von Breven *De non vacando*, 9. die im Konsistorium behandelten frankreichspezifischen Angelegenheiten zwischen 1622 und 1667. – Die Arbeit basiert auf einer Fülle von neuem Quellenmaterial. Neben den einschlägigen Pariser Beständen (Bibliothèque Nationale, Bibliothèque de l'Institut, Archives Nationales, Archives du Ministère des Affaires Étrangères, Service Historique de la Défense) und des ASV und der BAV wurden weitere römische (AS, Archivio Storico Capitolino, Archivio Doria-Pamphili) und italienische Archive (AS Ferrara, Firenze, Modena, Torino, Venezia) konsultiert. Der Band schließt mit einem sorgfältig gearbeiteten Personen- und Ortsregister. – Poncets Studie bildet eine wertvolle Ergänzung zu den Forschungen zur römischen Kurie, v. a. zum Staatssekretariat (Kraus, Jaitner), zur päpstlichen und französischen Diplomatie (Barbiche, Blet, Giordano, Jaitner, Lutz) und zur Kirchen- und Religionspolitik der französischen Krone (Bergin, Blet). Allen künftigen Arbeiten zu den französisch-römischen Beziehungen in der Frühen Neuzeit wird sie grundlegende Orientierung bieten. Der im *Avant-propos* geschilderte Aufwand, zehn Jahre nach der Verteidigung die Doktorarbeit zu publizieren, hat sich gelohnt.

Alexander Koller

Grazer Nuntiatur, 4. Band: Nuntiatur des Girolamo Portia 1595–1598, bearb. von Johann Rainer unter Mitarbeit von Christian Rainer und Elisabeth Garms-Cornides, Wien (Österreichische Akademie der Wissenschaften) 2012 (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, 2/2: Sonderreihe Grazer Nuntiatur), LI, 505 S., ISBN 978-3-7001-7139-3, € 188,80. – Johann Rainer krönt mit diesem 4. Band sein edi-

torisches Werk. Neben den 4 Bänden zur Grazer Nuntiatur sollte nicht vergessen werden, daß der Innsbrucker Historiker seine Arbeit an den Nuntiaturberichten mit einer Aktenpublikation der Korrespondenz der Kaiserhofnuntien Biglia und Delfino begonnen hatte (sie erschien im fernem 1967). Es kommt ihm somit das Verdienst zu, sowohl die 2. Reihe der Nuntiaturberichte aus Deutschland, die den Nuntiaturberichten vom Kaiserhof während der Pontifikate Pius' IV. und Pius' V. gewidmet ist, abgeschlossen, als auch die Grazer Nuntiatur begründet zu haben. Nicht nur der Bearb. hat einen Rekord aufgestellt, sondern auch der Protagonist der Grazer Nuntiatur um 1600, Girolamo Portia. Denn er blieb die überdurchschnittlich lange Zeit von 15 Jahren (1592–1606) auf seinem Posten, nicht etwa, weil man ihn in Rom vergessen hatte, sondern weil Clemens VIII. offensichtlich mit seiner Arbeit zufrieden und sich im klaren darüber war, welches enges Verhältnis zwischen dem steirischen Regenten und dem päpstlichen Vertreter vor Ort bestand und weil Portia auch über die Steiermark hinaus erfolgreich wirken konnte. Band 4 setzt mit dem Jahr 1595 ein, das eine Zäsur darstellt. Denn in diesem Jahr betreten zwei wichtige Figuren die Grazer Bühne. Erzherzog Ferdinand kehrt nach seinem Studienaufenthalt in Ingolstadt in seine Heimat zurück, um die Regierung zu übernehmen, und Nuntius Portia erhält nach mehrjähriger Tätigkeit in Süddeutschland und in der Schweiz von der Kurie den Auftrag, nun seine Residenz in der innerösterreichischen Hauptstadt zu nehmen, nicht zuletzt um die Regierungsarbeit des noch sehr jungen Erzherzogs (er war bei seiner Rückkehr 16 Jahre alt!) im Sinne der Kurie kritisch zu begleiten. Der Einfluß, den der Nuntius auf Ferdinand ausüben konnte, dürfte dem der Jesuiten gleichgekommen sein, wenn er ihn nicht sogar übertroffen hat. Das Hauptthema der Nuntiatur bildete die Durchführung der kirchlichen Reform in der Steiermark. Fakt ist, daß die Steiermark in den Jahrzehnten um 1600 konfessionell umgekrempelt wurde, wobei das ganze Spektrum des kirchlichen Reformprogramms eigentlich zum ersten Mal zur vollen Anwendung kam. Dieses Programm ruhte auf zwei Säulen: nämlich 1. die eigentliche Kirchenreform und 2. die Bekämpfung des Protestantismus (v. a. in Villach). Entscheidend sind im Grazer Fall die *longue durée* und die Nachhaltigkeit dieser Reformmaßnahmen, die über das engere Gebiet der Steiermark hinaus von hoher Bedeutung waren. Die Grazer Nuntiatur ist praktisch das Vorspiel oder wenn man so will das Laboratorium für das kirchliche Reformprogramm, das später in Böhmen greifen wird und verweist somit – über den habsburgischen Bruderzwist und die Nachfolge des innerösterreichischen Regenten Ferdinand im Reich und in den Erbländern weit über die Steiermark hinaus – auf die großen Entwicklungen der 20er Jahre des 17. Jh. in der Anfangsphase des Dreißigjährigen Kriegs. Nicht zuletzt deshalb ist die Grazer Nuntiaturkorrespondenz als erstrangige

Quelle für die österreichische, aber auch europäische Geschichte anzusehen. – Einen zweiten wichtigen Gegenstand der Berichte und Weisungen bildeten dynastische Fragen. Die Steiermark tritt in den Jahren um 1600 gewissermaßen durch erstrangige Ehekontrakte an die Seite der großen katholischen Mächte in Europa. Die verheißungsvollen Verbindungen zu Polen und Siebenbürgen (1592 bzw. 1595 angebahnt) entfalteten jedoch durch den Tod der Erzherzogin Anna und die Annullierung der Ehe von Erzherzogin Maria Christierna mit Sigismund Báthory (1598 bzw. 1599) keine längerfristige Wirkung. Größte Bedeutung hatten hingegen die Ehe von Philipp III. von Spanien mit Erzherzogin Margarethe, die zusammen mit der Eheschließung von Erzherzog Albrecht und der Infantin Isabella 1598 zur Doppelhochzeit von Ferrara führte, und die Eheschließung zwischen Erzherzog Ferdinand und der bayerischen Prinzessin Maria Anna im Jahr 1600, eine Verbindung, die die bayrisch-steirischen Beziehungen festigten und sich für den weiteren Verlauf der politischen Geschichte als folgenreich erweisen sollte. – Sehr bedeutsam für die Berichterstattung und die politischen Initiativen des Nuntius ist auch der große Themenkomplex der Osmanischen Expansion. Während des „Langen Türkenkrieges“ (1593–1606) bildete die Steiermark gewissermaßen die südliche Außengrenze des christlichen Europa. Grundsätzlich waren deshalb die innerösterreichischen Verteidigungsmaßnahmen gegenüber den Osmanen an der windisch-kroatischen Militärgrenze von großer Bedeutung nicht nur für das Reich, sondern wegen der geographischen Nähe auch für Italien. – Als weitere Themen begegnen die Aktivitäten der Uskokken, der Jurisdiktionskonflikt zwischen Innerösterreich und dem Patriarchen von Aquileja und der Rückfall von Ferrara an den Apostolischen Stuhl 1597, der zur Besetzung Ferraras durch päpstliche Truppen führte, unterstützt von Erzherzog Ferdinand und unter Mitwirkung von Girolamo Portia. In diesen Kontext fällt auch die Italienreise von Erzherzog Ferdinand. Der innerösterreichische Regent stattete dabei dem Papst im Mai 1598 in Ferrara eine Visite ab. In diesem Zusammenhang werden einige Briefe von Portia an Erzherzogin Maria als Regest wiedergegeben. – Die Texte (insgesamt 453 Schreiben) lassen sich durch die wissenschaftliche Einleitung, die Regesten, den Kommentar und das Register gut erschließen. Zusammen mit dem zeitgleich erschienenen 5. Band der Grazer Nuntiatur (bearb. von Elisabeth Zingerle, vgl. folgende Rezension) ist die Edition der Akten dieser frühmodernen päpstlichen Vertretung ein gutes Stück vorangekommen (bis zum Jahr 1602). Es bleibt zu hoffen, daß auch die folgenden 20 Jahre bis zur Aufhebung der innerösterreichischen Nuntiatur sukzessive publiziert werden können.

Alexander Koller

Grazer Nuntiatur, 5. Band: Nuntiatur des Girolamo Portia 1599–1602, bearb. von Elisabeth Zingerle, Wien (Verlag des Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2012 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, 2/2: Sonderreihe Grazer Nuntiatur), LXXXVII, 885 S., ISBN 978-3-7001-7146-1, € 199,90. – La pubblicazione del carteggio di Girolamo Portia, nunzio a Graz dal 1592 al 1607, è stata iniziata nel 2001 dal professor Johannes Rainer con un volume che raccoglie la corrispondenza dei primi tre anni di attività. Il secondo volume, relativo agli anni 1595–1598 (vedi la recensione precedente), ha visto la luce nel 2012, in contemporanea con il presente, a cura dallo stesso Autore, con la collaborazione di Christian Rainer, Elisabeth Garms-Cornides e Oswald Bauer. L'edizione del carteggio dei tre anni seguenti, 1599–1602, è stata assunta dalla Dottoressa Elizabeth Zingerle, che ha in progetto di completare, con un quarto volume, gli anni successivi fino al 1607. Girolamo Portia (1559–1612), conte di Portia, vescovo di Adria nel 1598, dopo tre anni trascorsi come nunzio nella Germania meridionale, fu nominato da Clemente VIII nunzio a Graz allo scopo di coadiuvare il giovane arciduca Ferdinando d'Austria, che avrebbe assunto ufficialmente il potere nel 1596, non appena terminati gli studi a Ingolstadt, nel rafforzare le basi del cattolicesimo nei suoi territori. – L'opera comprende un'ampia introduzione, l'edizione integrale delle lettere scambiate tra il nunzio e la segreteria di Stato per il periodo che va dal 2 gennaio 1599 al 30 dicembre 1602 corredata da regesti e note esplicative, e gli apparati, cioè l'elenco degli archivi consultati, la bibliografia (pp. 609–639) e un accurato indice dei nomi di cose, luoghi e persone. – L'introduzione propone una prima analisi delle tematiche contenute nella corrispondenza. In particolare, viene presentato lo sviluppo dei rapporti, in un periodo fortemente conflittuale, dell'Arciduca d'Austria con i Turchi (pp. V–XVIII) e con gli Uscocchi (pp. XIX–XXVIII). I dispacci del nunzio offrono molteplici informazioni circa le iniziative messe in opera per limitare l'influsso dei protestanti e accrescere la presenza cattolica, nonché procedere alla riforma della Chiesa (pp. XXVIII–XLII). Una novità per questo genere di pubblicazioni è rappresentata dalle pagine dedicate ai viaggi (pp. XLII–LIV) che, nei quattro anni presi in considerazione, comportarono per il nunzio un'assenza di nove mesi dalla sua sede istituzionale. Tale sezione si colloca in linea con i recenti indirizzi storiografici che si occupano di storia sociale. Da rilevare inoltre lo spazio dedicato allo studio delle finanze del nunzio (pp. LV–LXIV), redatto sulla base di accurate ricerche sui documenti della Camera apostolica conservati presso l'Archivio di Stato di Roma, che consentono di ricostruire puntualmente le somme versate e le modalità di pagamento. – Una serie di tabelle sinottiche (pp. 570–602) permette di seguire graficamente la consistenza dei plichi della

corrispondenza, il luogo e la data delle lettere e il giorno in cui esse vennero spedite, il mittente e il destinatario e le eventuali lacune nella trasmissione. Inoltre, mediante un'apposita numerazione, è stata ricostruita la consistenza dei 376 plichi spediti. La documentazione della nunziatura di Graz, la più breve tra le nunziature permanenti, permette così di seguire non solo le vicende di un territorio importante per le sorti cattoliche dell'impero, ma anche l'apprendistato come governante del futuro imperatore Ferdinando II. Silvano Giordano

Epistulae et acta nuntiorum apostolicorum apud imperatorem 1592–1628. Epistulae et acta Antonii Caetani 1607–1611. Pars IV. September 1608 – Junius 1609, curis Instituti Historici Bohemici Romae editit Tomáš Černušák, Praeae (Academia) 2013, XLIV, 471 pp., ISBN 978-80-200-2238-7. – Dopo oltre sessant'anni di interruzione, l'Istituto Storico Ceco di Roma ha ripreso a pubblicare la corrispondenza dei nunzi presso l'Imperatore relativa agli anni 1592–1628, durante i quali la corte imperiale risiedette prevalentemente a Praga, nel quadro di un accordo stipulato tra gli istituti storici Germanico, Austriaco e allora Cecoslovacco a Roma nel periodo seguente la fondazione di quest'ultimo, avvenuta nel 1923. Nel 1944 Zdeňek Kristen pubblicò la corrispondenza di Giovanni Stefano Ferrero (1604–1607), e tra il 1932 e il 1946 Milena Linhartová diede alla luce in quattro tomi la documentazione di Antonio Caetani dal 1607 all'agosto del 1608, più i materiali relativi alla legazione del cardinale Giovanni Garzia Millini, inviato a riconciliare i fratelli Rodolfo e Mattia d'Asburgo nel 1608. – Il presente volume continua il lavoro della Linhartová con la pubblicazione della corrispondenza di Caetani dal 1 settembre 1608 al 29 giugno 1609. Si tratta di 495 documenti scambiati tra la segreteria di Stato e il nunzio, in un momento delicato per la casa d'Austria, segnato dalle incertezze circa la successione imperiale, dato che Rodolfo II, privo di discendenza, non accennava a designare il re dei Romani. Nel 1608 scoppiò una contesa tra i due fratelli Rodolfo e Mattia (*Bruderzwist*), risolta con l'accordo di Lieben (25 giugno 1608), che assegnò a Mattia la sovranità sull'Ungheria, l'Austria Inferiore e Superiore e la Moravia, come pure il diritto di successione al trono imperiale. Il cardinale legato Millini poté solo prendere atto del fatto compiuto e lasciò Placido de Marra come nunzio presso Mattia, limitando così i territori assegnati a Caetani. La situazione critica in cui Rodolfo II si venne a trovare lo indusse a concedere ai protestanti di Boemia e di Slesia, rispettivamente in luglio e agosto del 1609, la cosiddetta *lettera di maestà*, con la quale essi ottenevano la libertà di culto. Il nunzio seguì da vicino le discussioni della dieta di Boemia, nel tentativo di bloccare le concessioni, ma il suo operato fu vano, nonostante il concerto con l'arcivescovo di Praga e l'ambasciatore spagnolo. – I documenti offrono informazioni dettagliate sulla costituzione

della Lega cattolica, un progetto iniziato nel 1603, alla cui realizzazione si giunse in seguito all'acuirsi degli scontri confessionali, culminati nella vicenda di Donauwörth e nella conseguente costituzione dell'Unione di Auhausen (14 maggio 1608), che riuniva i principi protestanti in un'alleanza difensiva. Le incertezze dei principi cattolici rispetto al progetto di Massimiliano di Baviera erano condivise dal nunzio e dalla curia romana, ma l'occupazione della città di Bruchsal nell'aprile 1609 da parte di Federico IV del Palatinato contribuì a mutare la posizione di Caetani il quale, d'accordo con l'ambasciatore spagnolo Baltasar de Zúñiga, esercitò pressioni sul cardinale Scipione Borghese e organizzò la missione segreta del cappuccino Lorenzo da Brindisi a Madrid per indurre Filippo III ad unirsi alla Lega o almeno a sostenerla finanziariamente. – L'edizione si basa sui dispacci originali di Caetani, pervenuti quasi integralmente, conservati in originale nel Fondo Borghese dell'Archivio Segreto Vaticano, mentre le lettere della segreteria di Stato si trovano sotto forma di registro o di copia in fondi diversi dello stesso archivio, eccetto un volume nel Fondo Barberini della Biblioteca Apostolica Vaticana. Nella struttura e nella metodologia il volume segue i criteri ormai collaudati e offre una documentazione di prima mano importante per seguire le vicende che portarono allo scoppio della guerra dei Trent'anni.

Silvano Giordano

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, 4. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, Bd. 5: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Ausserordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi (1631–1633), im Auftrage des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearbeitet von Rotraud Becker, Berlin-Boston (Walter de Gruyter) 2013, LIV, 977 pp., ISBN 978-3-11-027966-5, € 179,95. – Prosegue la pubblicazione del carteggio relativo alla nunziatura di Ciriaco Rocci, nunzio presso la corte imperiale dal 1630 al 1634, in continuità con il volume precedente (NBD, 4. Abt., Bd. 4, 2009), che riguarda la fase terminale della nunziatura di Giovanni Battista Pallotta e l'inizio della missione di Rocci (cfr. QFIAB 89 [2009], pp. 598–599). L'edizione riproduce la corrispondenza scambiata tra Roma e Vienna dal 6 settembre 1631 al 28 maggio 1633, poco più di un anno e mezzo, nel corso del quale furono spediti 187 plichi. – Normalmente i testi, provenienti dall'Archivio Segreto Vaticano e dalla Biblioteca Apostolica, e per Rocci anche dall'Archivio di Propaganda fide, sono riprodotti nella loro integrità, mentre vengono riassunti nel caso di ripetizioni. In apparato si segnalano le citazioni letterali o implicite ricorrenti negli studi che utilizzano la documentazione pubblicata, consentendo così di tracciare una mappa storiografica. L'introduzione descrive ampiamente le persone e l'opera dei due nunzi e l'apparato documentario su cui si fonda l'edizione. I testi sono preceduti da registi e accuratamente annotati. Chiudono il volume

l'elenco della bibliografia utilizzata e un articolato indice dei nomi. – La nunziatura di Rocci risentì del clima di freddezza stabilitosi tra Urbano VIII e Ferdinando II dopo la guerra di Mantova: il papa si rafforzò nell'idea di limitare il predominio della Casa d'Austria in Europa, mentre l'imperatore vedeva aumentare il disinteresse del pontefice verso il cattolicesimo tedesco dopo lo sbarco in Germania del re Gustavo Adolfo di Svezia. Alla corte imperiale Rocci era considerato sostenitore degli interessi francesi, accusato di rallegrarsi per i successi del re svedese contro le armi imperiali. La corrispondenza illustra la vicenda del prefetto di Roma, titolo concesso dal papa, dopo la morte del duca di Urbino (1631), a suo nipote Taddeo Barberini, che ingenerò forti conflitti di precedenza con gli ambasciatori. Controversa risulta anche la missione dell'arcivescovo di Esztergom, Péter Pázmány, inviato da Ferdinando II a chiedere sostegno, anche finanziario, dopo la sconfitta di Breitenfeld (settembre 1631). Il cardinale, rimasto a Roma nei mesi di marzo e aprile del 1632, fu accolto freddamente dal papa, che considerava la sua missione collegata alla protesta del cardinale Borja (8 marzo 1632). Le richieste di Ferdinando II furono respinte, Pázmány non fu riconosciuto come ambasciatore e si cercò di screditarlo a livello personale e nella sua qualità di primate della chiesa di Ungheria (cfr. R. Becker, *Der Skandal um den Rombesuch Kardinal Pázmáyns im Spiegel der Nuntiaturberichte des Jahres 1632*, QFIAB 92 [2012], pp. 381–429). La protesta di Borja e la missione di Pázmány sono all'origine dell'invio di tre nunzi straordinari alle corti cattoliche, nel tentativo di riconciliare la Casa d'Austria con la Francia, rassicurare Ferdinando II e Filippo IV circa la preoccupazione del papa per la situazione dell'impero e smentire l'accusa mossa a Urbano VIII di favorire la politica francese per odio alla Casa d'Austria. Girolamo Grimaldi poté constatare quanto profonda fosse a Vienna la diffidenza nei confronti della Francia, accusata di utilizzare i negoziati esclusivamente a proprio vantaggio, e l'avversione del partito filospagnolo ad ogni accordo con Luigi XIII. Il nunzio straordinario, come pure i suoi colleghi inviati a Parigi e a Madrid, non ottenne risultati, anche a causa dei suoi limitati poteri. A partire da questi avvenimenti è possibile comprendere le radici del distacco dei principi cattolici tedeschi dal tradizionale legame con Roma. Silvano Giordano

Klaus Malettke, *Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht 1648/1659 – 1713/1714*, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2012 (Handbuch der internationalen Beziehungen 3), XIX, 581 S., ISBN 978-3-506-73723-6, € 128. – Mit dem vorliegenden Bd. liegt nunmehr ein weiterer Teil des auf neun Bde. angelegten Handbuchs der internationalen Beziehungen vor, das den Zeitraum von 1450 bis 1990 abdecken soll. Gleichzeitig wird mit dieser Publikation die letzte frühneuzeitliche Lücke geschlossen (vgl.

zu den bereits erschienenen Bänden der Zeit zwischen der Mitte des 15. Jh. und der Französischen Revolution, die von Alfred Kohler, Heinz Schilling und Heinz Duchhardt erarbeitet wurden, die Besprechungen in QFIAB 91 [2011], S. 524f., 88 [2008], S. 718–720 und 80 [2000], S. 774f.). Der von Malettke verfaßte Bd. folgt dem bewährten Schema einer Teilung in einen systematischen (A) und einen chronologischen, ereignisgeschichtlichen Teil (B). Im ersten Hauptteil werden die strukturellen Gegebenheiten und Rahmenbedingungen der Epoche vorgestellt. Die internationalen Beziehungen waren in jener Zeit stark geprägt von zahlreichen kriegerischen Konflikten (S. 88–101), in denen die großen europäischen Protagonisten „mehr Kriegs- als Friedensjahre“ (S. 88) erlebten, was zu bedeutenden Veränderungen im militärischen Bereich führte (Ausbau der stehenden Heere und der Flotten, Uniformierung, Waffengattungen, Festungsbau). Charakteristisch für die Epoche war gleichzeitig, daß auf Grund der finanziellen Ressourcen die Konflikte kaum noch durch kriegsentscheidende Schlachten beigelegt wurden. Die nahezu ununterbrochen geführte Debatte zur Herbeiführung eines akzeptablen und dauerhaften Friedens beförderte neue Formen des politischen Diskurses, wobei die theoretische Konzeptualisierung (im modernen Völkerrecht, S. 39–53) und die praktische Umsetzung (internationales Gesandtschaftswesen, Friedenssicherung, Friedensverhandlungen, Frage der Mediation, S. 53–72, 101–116) Hand in Hand gingen und sich gegenseitig befruchteten. Zunehmende Bedeutung erfuhr in jener Periode auch der Bereich Öffentlichkeit (S. 72–88) durch die Zunahme der Beeinflussung und Information der Bevölkerung im In- und Ausland, um politische Maßnahmen (propagandistisch) zu untermauern. – Im zweiten Abschnitt des ersten Hauptteils werden die Akteure vorgestellt, wobei die Einteilung in Hauptakteure, „Mittelmächte“ und kleinere Mächte in bestimmten Fällen für die gesamte Länge des zu behandelnden Zeitraums diskutabel erscheinen mag, wie der Vf. selbst einräumt (S. 118f.), letztlich aber überzeugt. Zu Recht finden sich Venedig und der Kirchenstaat unter den kleineren Mächten wieder. Beide Territorien konnten nach dem Westfälischen Frieden nicht mehr an ihre einflußreiche machtpolitische Stellung in Europa vor dem Dreißigjährigen Krieg anknüpfen. Abschließend werden auch noch einige nichtstaatliche bzw. halbstaatliche Akteure behandelt, wobei hier auch die christlichen Missionen hätten berücksichtigt werden können. – Im zweiten Hauptteil wird in sechs großen Kapiteln die Entwicklung des internationalen Staatensystems chronologisch-thematisch aufgezeigt, wobei die großen Friedensschlüsse als Zäsuren fungieren (Aachen, Nimwegen, Rijswijk, Utrecht/Rastatt/Baden). Hier besticht v. a. M.s Analyse der komplexen internationalen Beziehungen zwischen 1672 und 1697 vor dem Hintergrund der massiven Expansionspolitik Ludwigs XIV. (S. 343–417). Immer wieder und sowohl im sys-

tematischen als auch im chronologischen-thematischen Teil wird der Blick auch auf die außereuropäische Staatenwelt v. a. in Asien und Afrika gelenkt. – Der Bd. schließt mit einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis und einem Personen- und Ortsregister. Bei der Bibliographie hätte noch der eine oder andere Titel genannt werden können (etwa B. Scherbaum, *Die bayerische Gesandtschaft in Rom in der frühen Neuzeit*, Tübingen 2008, vgl. QFIAB 89 [2009], S. 593f.). Insgesamt ist Klaus Malettke mit diesem Band eine bewundernswerte Darstellung und Synthese der für die europäische Geschichte so zentralen Epoche zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Ende des Spanischen Erbfolgekriegs gelungen. Alexander Koller

Veronica Biermann, *Von der Kunst abzudanken. Die Repräsentationsstrategien Königin Christinas von Schweden*, Wien-Köln-Weimar (Böhlau) 2011 (Studien zur Kunst 24), 319 S., Abb., ISBN 978-3-412-20790-8, € 39,90. – Königin Christina von Schweden ist Gegenstand zahlreicher Studien. Dass nun mit der überarbeiteten und ergänzten Habilitationsschrift von Veronica Biermann eine weitere hinzukommt, die sich den Repräsentationsstrategien der Monarchin widmet, mag daher zunächst verwundern. Die Studie begegnet diesen Zweifeln jedoch bereits im ersten von drei Teilen mit einem konzisen Fokus auf das Thema: Es geht Biermann um die Kunst der Abdankung. Dem „Rätsel Christina“ (S. 9–36) nähert sich die Autorin *nach* deren erfolgter Abdankung und Konversion. Bereits in der Einleitung macht sie klar, dass die Erwartungen, die zahlreiche hochrangige Würdenträger – und nicht zuletzt Papst Alexander VII. – in Rom an die schwedische Konvertitin stellten, rasch enttäuscht wurden. Die Königin, die in einem „an Radikalität kaum mehr zu überbietenden Schritt“ (S. 12) dem schwedischen Thron entsagte, um in die römisch-katholische Kirche eintreten zu können, ließ eine entsprechend radikale Glaubenspraxis vermissen. Weder zog sie sich in Rom in ein Kloster zurück, noch konnte man sie am Papsthof für die Rekatholisierungsprojekte der nordischen Länder gewinnen. Biermanns Ausgangsthese stellt nun erstmals die Grundannahme in Frage, dass die schwedische Königin abdankte, um konvertieren zu können. Im Gegensatz dazu geht die Autorin in ihrer Studie von der Annahme aus, dass für Christina, wenn sie den Titel als Königin weiterführen wollte (S. 13–17), nur die Möglichkeit der Konversion blieb. Biermann beginnt daher mit der Analyse des Abdankungszeremoniells, das – entgegen der meist paraphrasierenden Beschreibungen – damit endete, dass Carl Gustav der bisherigen Königin am Thronpodium den Vortritt gewährte und ihr damit die größtmögliche Rangbestätigung zukommen ließ. Biermann analysiert anschließend die visuelle Darstellung Willem Swiddes, dessen Stich die „sakrale Absonderung“ (S. 44) des Abdankungszeremoniells mit dem Mittel einer zen-

tralen Freifläche im Bild – und somit unüberwindbarer Distanz – zum Ausdruck bringen will. Das Abdankungszeremoniell ordnet sie in die innenpolitisch motivierte Sukzessionspolitik, in die Geheimdiplomatie, mit der Christina ihre Konversion vorantrieb, und in die Strategie, mit der die abgedankte Königin ihre Sakralität als geweihte Herrscherin zu erhalten versuchte, ein. Diesem Bemühen Christinas, ihre Sakralität als geweihte Herrscherin zu erhalten, widmet sich das zweite große Kapitel (S. 83–211). Hier rückt zunächst der Palast der abgedankten Königin in Rom in den Vordergrund, der zu einem Dreh- und Angelpunkt des gesellschaftlichen Lebens im Rom des 17. Jh. wurde. Biermann bezeichnet ihn als die „römische Bühne der Repräsentation“ (S. 85), was sich darauf bezieht, dass Christina die räumliche Struktur des Palazzo Riario im großen Maßstab umbauen ließ, um einen vom städtischen Raum abgetrennten Bereich rein königlicher Repräsentation zu erhalten. Der Palast am Fuße des Gianicolo ist in der bisherigen Forschung (Borsellino, Vänje u. a.) zwar auf die Bedingungen des Mietvertrags und die bescheidenen Modernisierungen hin analysiert worden, Biermann untersucht die baulichen Veränderungen jedoch erstmals im Hinblick auf ihren übergeordneten, strukturellen Charakter (S. 87–128). Sie stützt sich hierbei unter anderem auf zahlreiche Architekturzeichnungen aus der Biblioteca Apostolica Vaticana, in die Christina selbst zeichnend eingriff bzw. denen sich Wünsche der Königin entnehmen lassen, wenn sich beispielsweise am Rand der niedergeschriebene Befehl findet, eine ihrer Ideen ins Reine zu zeichnen. Im *piano nobile* arbeitet Biermann auf diese Weise heraus, dass mit vergleichsweise geringem Aufwand ein funktionaler Umbau gelang, der den repräsentativen Bedürfnissen der Königin gerecht werden konnte. Der öffentliche Charakter des Audienzsaals mit Thron sowie des Schlafzimmers unterschied sich hierbei deutlich von anderen römischen Palästen des 17. Jh. Die Umstrukturierung der Raumfolgen deutet Biermann konsequent im Sinne eines ausgefeilten königlichen Zeremoniells, mit dem sich Christina dem römischen Prinzip der Überwindung langer Strecken und in die Tiefe gestaffelter Raumfolgen anpasste (Waddy). In einem eigenen Unterkapitel konzentriert sich die Autorin schließlich auf die „Konkurrenz von Thron und Altar“, der sich Christina als nun katholische Majestät insofern anpassen musste, als der Altar im Kirchenraum den absoluten Vorrang vor dem königlichen Thron zugestanden bekam. Im unvermeidlich erscheinenden dritten und letzten Teil der Studie wird Christinas männlich codierte Kleidung ebenso aufgegriffen wie die Normverletzung durch ihre teilweise äußerst ungepflegte Erscheinung und ihre nachlässige Kleiderwahl. Aber auch ohne diese Ergänzung ist die Studie zu Repräsentationsstrategien und deren Manifestation in der barocken Architektur empfehlenswert. Der Schlussteil ermöglicht zwar den Anschluss an andere, vor allem geschlechtergeschichtliche For-

schungsarbeiten, wäre aber zur Begründung der eingangs aufgestellten These nicht zwingend notwendig gewesen. Mit Nachdruck seien daher vor allem die ersten beiden innovativen Kapitel zur Lektüre empfohlen. Britta Kägler

Ricarda Matheus, *Konversionen in Rom in der Frühen Neuzeit. Das Ospizio dei convertendi 1673–1750*, Berlin-Boston (Walter de Gruyter) 2012 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 126), 549 S., ISBN 978-3-11-029273-2, € 89,95. – Als vor knapp zehn Jahren die neuere Konversionsforschung in Deutschland mit einer Reihe von Sonderheften, Zeitschriften und Tagungen in Schwung geriet, war Ricarda Matheus auf die Bestände des 1673 in Rom gegründeten *Ospizio dei convertendi* im Vatikanischen Archiv gestoßen, das in den 225 Jahren seiner Existenz Tausende von Protestanten aus weiten Teilen Europas beherbergte. Sie ist anschließend mit einer Reihe von Vorstudien hervorgetreten, die das *ospizio* der deutschen und italienischen Konversionsforschung bekannt gemacht haben. Nun liegt seit Ende 2012 ihre Monographie vor, die 2008 an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz als Dissertation angenommen wurde. Um es gleich vorwegzunehmen: Ricarda Matheus' Studie vereint die Elemente, die ein historiographisches Standardwerk ausmachen: Es arbeitet einen großen, bislang unbekanntem Quellenbestand auf, ist ansprechend und klar geschrieben, methodisch reflektiert, übersichtlich gegliedert und garantiert aufgrund vieler Übersichten eine benutzerfreundliche Handhabung. Darüber hinaus ist die Untersuchung in den breiten Kontext der Themen eingebettet, die in der aktuellen Konversionsforschung diskutiert werden. Sechs große Kapitel strukturieren die Studie, in deren Zentrum die Analyse von 6710 Einträgen in das Register des römischen Konversionshospizes steht. Ein Problemaufriss, ein Überblick über die neuere Konversionsforschung und eine Einführung in die der Studie zugrunde liegende Quellenbasis führen zum Thema hin. Sie schaffen einen Rahmen, der Andockstellen für andere, zum Teil noch laufende Forschungen bietet: Ricarda Matheus wirft die große Frage nach den Strategien auf, mit denen der frühneuzeitliche Katholizismus versuchte, die durch die Reformationsbewegungen aufgelösten Spaltungen der Kirche einzudämmen und „Häretiker“ zurück zum wahren Glauben zu führen. Sie thematisiert diese Frage am Beispiel Roms und Italiens und zunächst mit Blick auf die Inquisition, mit dem Ergebnis, dass sich der frühneuzeitliche Katholizismus in der zweiten Hälfte des 16. Jh. vom Weg der gewaltsamen Bekehrung des Spätmittelalters löste und im Rahmen seiner Suche nach „alternativen Wegen zu Zwang und Verfolgung“ (S. 48) verschiedenste persuasive Strategien (er-)fand. Exemplarisch stellt sie anschließend das seelsorgerische Konzept des Oratorianers Filippo Neri vor. Es zeichnet sich durch eine spirituelle Komponente aus, die der Beichte und

dem Dialog zwischen Seelsorger und Konvertenden eine besondere Rolle zuzuschreiben, auf Nächstenliebe und Barmherzigkeit setzt und Freiwilligkeit, Akzeptanz, Verständnis und theologische Überzeugungsarbeit als bestimmende Elemente für eine *Conversio* fordert. Neris Konzept war zentral für die institutionelle Konvertitenbetreuung in Rom, die um 1600 mit der Gründung der *Congregazione degli Eretici convertendi* ihren Anfang nahm und von der ein direkter Weg zur Gründung des *Ospizio dei convertendi* führte. Fürsten und Adelige, die seit dem Ende des 16. Jh. besonders ins Visier der katholischen Fürsten geraten waren, gehörten nicht zum Klientel des *ospizio*, dessen Entwicklung und Finanzierung, Verwaltung, Organisation und Wirtschaftsweise die Autorin ausführlich darstellt. Es waren vielmehr aus dem Norden Europas nach Rom gereiste Angehörige eines frühneuzeitlichen Prekariats, das sich aus protestantischen Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten, Soldaten sowie Personen zusammensetzte, die am Rande adeliger Existenz anzusiedeln sind. Ricarda Matheus kombiniert statisch-quantitative Methoden der Quellenauswertung mit dem biographischen Rekonstruktionsverfahren und mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Fragestellungen, um das soziale Gefüge sowie den geographischen und religiöskonfessionellen Hintergrund der insgesamt 6003 Insassen des *ospizio* von 1671 bis 1750 aufzuschlüsseln. Darüber hinaus analysiert sie Aufnahmemodalitäten, Verweildauer sowie Hopizalltag und kommt zu einer Vielzahl interessanter Ergebnisse. Zum Beispiel: Der Höhepunkt der Konversionen ist mit 1600 Neuaufnahmen zwischen 1711 und 1720 anzusiedeln. Hinsichtlich der Altersstruktur überwogen die 21–30jährigen Konvertenden. Der Großteil der Insassen des Hopizes war ursprünglich lutherisch, kam aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation bzw. den habsburgischen Erblanden. In dem mit „Konversionsentscheidungen im Kontext“ überschriebenen vierten Teil der Studie geraten die Konvertiten und Konvertenden als handelnde Akteure in den Blick: Die Autorin spürt individuellen Aspekten in den formalisierten Aufnahmeprotokollen des *ospizio* nach und weist auf die Bedeutung des von der Forschung mehrfach betonten Zusammenhangs zwischen Konversion und Mobilität hin. Sie rückt Dispute, mediale Strategien und kontroverstheologische Fragen als zentrale Elemente für Konversionsentscheidungen ins Zentrum und thematisiert nicht zuletzt deren Zusammenhang mit individuellen Krisen. Der formalisierte Ablauf einer Konversion, deren professionalisierte Vorbereitung im Hospiz sowie die mit dem Übertritt zur katholischen Kirche verbundenen Konversionsrituale stehen im anschließenden Kapitel im Zentrum. Bestandteil der Konversionsvorbereitung waren auch Visualisierungsstrategien, die auf die praktische Bedeutung der kunsttheoretisch untermauerten Überwältigungsästhetik des Barock verweisen: Die Konvertenden wurden in die sieben Hauptkirchen Roms geführt und

so mit den wahren Bildern (*verae ikones*) der „wahren“ katholischen Kirche konfrontiert. Nach den Ideen und Plänen, welche die Gründer des *ospizio* entwickelten, um den sozialen und materiellen Nöten von Konvertiten nach ihrem Glaubenswechsel zu begegnen, und weiteren Karrieren vormaliger Hospizinsassen, fragt ein abschließendes Kapitel. Zwar vermochte es das Hospiz nicht, eine umfassende existenzsichernde Nachsorgestrategie für die Konvertiten zu entwickeln, doch beschlossen immerhin 72 Personen, ein religiöses Leben zu führen, 228 fanden eine Zukunft in militärischen Diensten, etliche kamen in adeligen oder geistlichen Höfen unter und auch das Handwerk sowie der künstlerische Bereich boten ein Beschäftigungsfeld. Insgesamt vermag es Ricarda Matheus nicht nur ein lebendiges und umfassendes Bild des *Ospizio dei convertendi* zu zeichnen, das durch die Bilddarstellungen im Anhang auch baulich anschaulich wird. Ihr kontextualisierendes Verfahren ermöglicht ferner einen umfassenden Einblick in das Wesen der Konvertitenfürsorge in Rom in der Frühen Neuzeit. Die genau konturierte Gruppe der Konvertenden des *ospizio*, die nun erstmals fassbar ist, wird sowohl von adeligen und gelehrten Konvertiten abgegrenzt, wie sie etwa Lucas Holstenius betreute, als auch gegenüber jüdischen Zwangskonvertiten im frühneuzeitlichen Rom. Wenn Ricarda Matheus abschließend die Ergebnisse ihrer eindringlichen Forschungen mit dem Konfessionalisierungsparadigma konfrontiert, dann verweist dies nicht zuletzt auch auf die Leistungsfähigkeit der neueren Konversionsforschung: Sie besteht darin, auf breiter Quellenbasis fußende Ergebnisse hervorzubringen, die es erlauben, Leerstellen zu beleuchten, die das Konfessionalisierungsparadigma hinterlassen hat und deren apodiktische Theoreme zu relativieren.

Eric-Oliver Mader

Christiane Reves, *Vom Pomeranzengängler zum Großhändler? Netzwerke und Migrationsverhalten der Brentano-Familien im 17. und 18. Jahrhundert*, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2012 (Studien zur Historischen Migrationsforschung 23), 369 S., ISBN 978-3-506-77107-0, € 39,90. – Der Handel als „unerschöpfliche Quelle des Reichtums“ (S. 291) steht ganz im Zentrum der Studie von Christiane Reves, die bereits 2005 als Dissertation an der Universität Würzburg angenommen wurde. Sie zeichnet anhand verschiedener Familienzweige der Brentanos aus der Region Menaggio-Tramezzo am Comer See Migrationsbewegungen frühneuzeitlicher Händlergruppen nach, wobei sie methodisch vor allem der Tradition der Historischen Migrationsforschung folgt. Nach Anmerkungen zur Quellengrundlage und zu ihren Auswertungsmöglichkeiten ist die Arbeit in acht größere Kapitel und zwei Themenkomplexe gegliedert. Um ein Gesamtbild rekonstruieren zu können, stellt Reves zunächst konsequent die Brentanos als Händler in den Mittelpunkt, in-

dem sie ihnen gleichsam über die Alpen in die nördlichen Wirtschaftszentren folgt und dabei Ausgangsbedingungen und Migration als Prozess beschreibt und kontextualisiert (Kapitel 3 bis 7). In einem zweiten Teil wendet sie sich schließlich der Integration am Zielpunkt zu, indem sie die Konkurrenz am Frankfurter Markt anhand von Konflikten erfasst, die das Warenspektrum der italienischen Brentanos und Auseinandersetzungen mit bereits niedergelassenen Händlern einschließen (Kapitel 8). Die Ergebnisse einer umfassenden Netzwerkanalyse werden schließlich präsentiert, wenn es um Integration und (neue) Netzwerke in der Reichsstadt Frankfurt geht. Einleitend betont Reves, dass nicht eine *einzelne* Familie namens Brentano im Vordergrund ihrer Untersuchung stehe, sondern vielmehr ein erfolgreicher „Händlerclan“ (S. 24) zu betrachten sei. Dieser müsse von insgesamt mindestens vier Ahnenreihen ausgehen, dessen Familienzweige sich getrennt voneinander entwickelten. Allen Brentanos gemeinsam sei jedoch, dass die Familien keineswegs als altes, vermögendes Handelsgeschlecht gelten, das bereits auf gewachsene Netzwerke zurückgreifen konnte. Nicht einmal zu den zahlreichen anderen Händlerfamilien vom Comer See wie z. B. den Guaita, Cetti, Giulini, Bolza, Vaccano, Luoni, Piazzoli oder Salici schienen engere Kontakte zu bestehen. Stattdessen zeigt die Studie im Detail, dass die Brentanos in ihrer Heimat zur sozialen Oberschicht (S. 66–75) zählten und welche Bedeutung für die Handelsgeschäfte ihrem engen Familienverband zukam (S. 75–92). Als Folgen der Integration gelingt es Reves überzeugend darzustellen, inwiefern der steigende Wohlstand der Familien, aber auch die gelingende Integration dazu führten, dass diese ursprünglich enge Verbindung zur Herkunftsregion am Comer See abnahm und damit auch der familiäre Zusammenhalt zunehmend an Bedeutung verlor (S. 327f.). Sie bezieht sich hierbei wiederholt auf Prozessakten aus dem Institut für Stadtgeschichte (StA Ffm) und versteht es im Sinne einer dichten Beschreibung (Geertz) den Konflikten zwischen Frankfurter Bürgern, anderen italienischen Handelshäusern und innerfamiliären Konflikten nachzuspüren. Dass der wiederholt vorgebrachte Vorwurf Frankfurter Händler, die Brentanos würden ihre Gewinne aus Zuckerbäcker-Handel und als „Würzkrämer“ lediglich wieder über die Alpen nach Süden tragen, zeigt an dieser Stelle, welche Entwicklung die Generationen verschiedener Brentanos durchlaufen hatten, bis sie sich in Frankfurt und im benachbarten Kurfürstentum Mainz kulturell und politisch so engagierten, dass den alteingesessenen Bürgerfamilien der Wind aus den Segeln genommen war. Christiane Reves hat in zahlreichen Archiven recherchiert und eine quellengesättigte Studie vorgelegt. Warum auf Vergleiche mit Händlerfamilien und deren Migrationsverhalten beispielsweise im südöstlichen Alten Reich verzichtet wurde (hier wäre z. B. auf Augsburg und Nürnberg zu verweisen), mag mit der ohnehin bereits sehr umfangreichen

Quellenlage begründet sein. Warum eine Studie, die explizit auf Netzwerkanalysen gründet, jedoch ohne ein Personenregister auskommt, bleibt hingegen unklar. Zumindest ein Orts- und Personenregister wäre wünschenswert gewesen, um beispielsweise über die Brentanos hinaus Vergleiche mit anderen Händlerfamilien, aber auch anderen Berufsgruppen vornehmen zu können.

Britta Kägler

Britta Kägler, *Frauen am Münchner Hof (1651–1756)*, Kallmünz/Opf. (Lassleben) 2011 (Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte 18), X, 623 S., Abb., ISBN 978-3-7847-3018-9, € 48. – In den vergangenen Jahren hat die Erforschung deutscher Fürstenhöfe einen ungeheuren Aufschwung erfahren, und auch die Zahl der Studien zur Rolle der Frau bei Hof nimmt stetig zu. Dennoch stellen Untersuchungen zu Frauen am kurfürstlichen Hof zu München bislang ein Forschungsdesiderat dar. Zum Schließen dieser Forschungslücke trägt nunmehr das Buch von Britta Kägler, ihre 2008 an der Ludwig-Maximilians-Universität München vorgelegte Dissertation, bei. Käglers Ziel ist es, die Handlungsspielräume der Frauen am Münchner Hof von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jh. zu beleuchten (S. 7). Dabei beschränkt sie sich keineswegs nur auf die Kurfürstinnen und Prinzessinnen, sondern erweitert das Sample um Amtsträgerinnen bis hin zur Küchengehilfin und Wäscherin. Damit hebt sich Kägler erfrischend von einer Vielzahl publizierter Studien zur Hofforschung ab, die sich in erster Linie auf hochadlige Akteur/innen konzentrieren. Zu Gute kommt ihr dabei das für den Münchner Hof bzw. die dort agierenden Frauen vorhandene, äußerst umfangreiche Quellenmaterial, das sich hauptsächlich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München befindet. Daneben konnte Kägler insbesondere auf Material aus italienischen Archiven wie dem Archivio di Stato di Firenze und dem Archivio di Stato di Venezia zurückgreifen. Die Quellen selbst erstrecken sich von Besoldungsbüchern und Rechnungen über Instruktionen und Hofordnungen bis hin zu Korrespondenzen und Gesandtschaftsberichten. Etwas eigenwillig erscheint dabei die von Kägler vorgenommene Zuordnung der Gesandtschaftsberichte zu den Quellen privater Provenienz. Ausgangspunkt der Betrachtungen ist das ‚Frauenzimmer‘, und zwar sowohl in seiner räumlichen als auch sozialen Bedeutung. Auf Grundlage der Besoldungsbücher analysiert Kägler zunächst die gesellschaftliche Struktur des Frauenzimmers, um dann nacheinander Amtsträgerinnen, Prinzessinnen, Kurfürstinnen und Mätressen und deren jeweilige Handlungsspielräume in den Blick zu nehmen (Kapitel 4 bis 6). Anschließend fokussiert die Autorin die Organisation und Interaktion bei Hofe und kontrastiert die an weibliche Hofangehörige gerichteten normativen Ansprüche mit der höfischen Praxis (Kapitel 7 bis 9). Der Autorin gelingt es dabei, die unter-

schiedlichen und häufig durch Brüche gekennzeichneten weiblichen Handlungsoptionen (S. 302) prägnant und anschaulich nachzuzeichnen. Dies gilt für die Einflussmöglichkeiten einer fürstlichen Mätresse am Münchner Hof, die dort – anders als in Frankreich – nicht den Status einer *Maitresse en titre* hatte und auch nur begrenzt in Konkurrenz zur Kurfürstin treten konnte, wie auch für die Funktion einer Prinzessin als „kulturelle Vermittlerin“. Ebenso thematisiert Kägler Konflikte und Grenzen, denen sich die Frauen bei Hofe ausgesetzt sahen. Letztlich kommt die Autorin zu dem Schluss, dass sich den Frauen bei Hofe zwar nur ein enger persönlicher Bewegungsspielraum bot, sie aber dennoch über weit reichende politische, religiöse, soziale und kulturelle Handlungsoptionen verfügten (S. 479). Abgerundet wird die Untersuchung durch ein arbeitsaufwendiges, fünfzig Seiten umfassendes Verzeichnis der Amtsträgerinnen am Münchener Hof in den Jahren 1632–1776, sowie ein Personen-, Orts- und Sachregister. Aus Sicht der Rezensentin kritisch anzumerken sind dagegen die Zahl und der Umfang der Fußnoten, die insbesondere in den Eingangskapiteln den Lesefluss beeinträchtigen. Insgesamt betrachtet ist es ein Verdienst der Autorin, die lange vernachlässigte Rolle der Frau(en) am Münchener Hof kompakt darzustellen. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Studie eine wertvolle Lektüre für alle, die sich mit der Residenz- und Hofforschung – auch über den bayerischen Raum hinaus – beschäftigen. Stefanie Walther

Orietta Filippini, *Benedetto XIII (1724–1730). Un papa del Settecento secondo il giudizio dei contemporanei*, Stuttgart (Hiersemann) 2012 (Päpste und Papsttum 40), 427 S., ISBN 978-3-7772-1211-1, € 158. – Benedikt XIII. gilt als Papst, der seine Frömmigkeit lebte und von der weltlichen Regierung des Kirchenstaates überfordert war. Das kaum infragegestellte Bild ist an den Standards bemessen, die für die Beurteilung eines Pontifikats gelten. Per se und qua Legitimation des Amtes ist es fast unmöglich, das Wirken eines Papstes zu beurteilen. Insofern galt es schon immer, Modi zu finden, die ihn in menschliche Maßstäbe rückten. Wie ein solcher Prozess funktionieren kann, untersucht Orietta Filippini, indem sie die Konstruktion der Erinnerung an Benedikt XIII. rekonstruiert. Geleitet wird die Untersuchung von einer Fragestellung, die grundsätzlichere Aussagen zulassen soll: Welchen Regierungsstil pflegte Benedikt XIII. nach Maßgabe der verschiedenen Erinnerungen? So möchte F. auch erfassen, welche Rolle und Funktion dem „idealtypischen“ Nepotismus des 17. Jh., wie er durch die mikropolitischen Studien der Reinhard-Schule herausgearbeitet wurde, als Analysekatgorie für das 18. Jh. zukommt. Das Pontifikat Benedikts XIII. galt als letzter Exzess des 1692 durch Papst Innozenz XI. eigentlich abgeschafften Nepotismus. Die Rekonstruktion F. führt sie zu dem Ergebnis, dass nicht mehr der Kardinalstaatssekretär, son-

dern der Memorialensekretär – in Person des später der Vorteilsnahme und der Bereicherung angeklagten und verurteilten Nicolò Coscia bei der Selektion dessen, was den Papst an Informationen und Eingaben erreicht, eine entscheidende Rolle spielte. Der Regierungsstil Benedikts XIII. basierte nicht auf verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern auf der Installation eines für das 18. Jh. typischen „Günstlingsministers“. Dieser Zusammenhang prägte die Wahrnehmung seines Politikstils durch die Umwelt und auch die Produktion von Erinnerung. Das vernichtende Urteil, das nicht über den Papst, sondern seine engsten Mitarbeiter aus Benevent gefällt wurde, war auch Reflex eines, so F., sozialen Gefälles. Dieses prägte nicht nur die Beziehung zwischen dem noblen Orsini-Papst und seinem Günstling Coscia, sondern auch die Haltung des kurialen Umfeldes, das sich gegen die beneventanischen „Emporkömmlinge“ absetzte: ein Mechanismus, der Abstammung über Verdienst stellte und den auch ein Voltaire noch beklagte. Dass das Verdienst Coscias und der Beneventaner durchaus zweifelhaft war und von den Zeitgenossen so erinnert wurde, das führt F. durch die Lektüre und Analyse eines Kaleidoskops von Quellen vor, das von Rechtsakten aus dem Orsinischen Familienarchiv, Berichten im Zusammenhang der angestrebten Heiligsprechung oder satirischen Schriften über politisch-theoretische Memoranden, Erzählungen oder Briefen bis hin zu diplomatischen Einschätzungen reicht. Schade ist, dass sich dieser komplexe Quellenfundus in den Anmerkungen versteckt und nicht in einem Anhang unter „ungedruckten Quellen“ aufgeführt wird. Der Quellenreichtum wie auch die umfangreichen und ausführlichen Zitate, durch die der Leser von F. oft nur durch kurze kommentierende Bemerkungen geleitet wird, geben ihm einen exzellenten Einblick in die Erinnerungskultur der Zeitgenossen. Für eine Rekonstruktion der Konstruktion von Erinnerung würde man sich aber eine ausführlichere Anbindung der Quellen an ihren Entstehungszusammenhang wünschen. Der von F. praktizierte Quellenpluralismus verwischt, dass nicht jede Zeitzeugenaussage äquivalent ist: Die Kanäle und Modi der Meinungs- und Erinnerungsproduktion sind durchaus von Bedeutung. F. ist sich dessen bewusst, hier schreibt eine Kennerin für Kenner, weshalb vieles, was für den unbefangenen Leser informativ wäre, unter den Tisch fällt. Welche Stellung etwa die Orsini von Gravina im römischen Familiengefüge hatten oder erreichen wollten, kurz: welche Intentionen die eine oder andere Gruppe, der eine oder andere verfolgte, wenn er sich erinnerte, wie er sich erinnerte, ist für die Konstruktion von Erinnerung und ihre Rekonstruktion von Interesse, nicht zuletzt auch, um zu verstehen, wie „Mikropolitik“ im 18. Jh. funktioniert.

Beate Mehlin

Cornel Zwierlein, *Der gezähmte Prometheus. Feuer und Sicherheit zwischen Früher Neuzeit und Moderne*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2011 (Umwelt und Gesellschaft 3), 433 S., Abb., ISBN 978-3-525-31708-2, € 49,95. – Der „gezähmte Prometheus“ ist Programm: Cornel Zwierlein, zurzeit senior research fellow an der Harvard University, hat mit seiner 2011 von der Ruhr-Universität Bochum angenommenen Habilitationsschrift einen entscheidenden Beitrag zur Versicherungsgeschichte der Vormoderne geleistet. Während sich die geschichtswissenschaftliche Forschung seit den 1980er Jahren verstärkt der Entwicklung von Sozialversicherungen wie beispielsweise Kranken-, Unfall- und Haftpflichtversicherungen zugewendet hat, greift Zwierlein die Feuerversicherungen heraus. Die Sozialversicherungen entstanden im 19. Jh. in Folge der zahlreichen Arbeiterunfälle in den entstehenden Industrienationen, die Feuerversicherungen lassen sich hingegen sowohl mit Blick auf ihre Entstehung als auch mit Blick auf das Versicherungsvolumen als die wichtigste Sparte privater und staatlicher Versicherungen und Kassen ausmachen. Es gelingt Zwierlein ausgehend von der Menge und der Alltäglichkeit von Stadtbränden die Entwicklung der Feuerversicherungen diachron nachzuvollziehen. Er greift hierzu bis ins 15. Jh. zurück (S. 50–59), auch wenn der Schwerpunkt in den darauffolgenden Jahrhunderten liegt. Trotz des langen Zeitraums gelingt es, in einem Grundlagenkapitel auch eine „Brandcharakteristik Deutschlands und Österreichs“ (S. 78) zu entwickeln, die das Bedrohungspotenzial der Stadtbrände in seiner ganzen Breite vor Augen führt. Mit den deutschen und österreichischen „Städtebüchern“, die von Erich Keyser 1939 initiiert wurden, liegt ein Werk vor, das eine Erfassung der großen Stadtbrände im deutsch-mitteleuropäischen Raum von der Makro- bis hin zur Mikroebene ermöglicht, weil nicht alle erfassten Daten ideologisch von der NS-Volksgeschichte durchdrungen sind. Von besonderem Wert ist das „Städtebuch“ für die Brandstatistik, weil es nicht nur die Reichsstädte, sondern erstmals auch die „kleinen und kleinsten Städte“ berücksichtigt. Allerdings schränkt Zwierlein zu Recht ein, dass die Angaben zu den Stadtbränden, die er den Städtebüchern systematisch entnehmen konnte, einige Unwägbarkeiten enthalten. So sind die kargen Informationen häufig vage gehalten – beispielsweise „die halbe Stadt wurde zerstört“ (S. 81) – und fehlende Kohärenz der Datenerfassung ergibt sich daraus, dass zahlreiche Stadtarchivare, Regional- und Lokalhistoriker gemeinsam an den Städtebüchern arbeiteten. Dass Stadtbrände auch in Friedenszeiten Angsterscheinungen mit gesellschaftlicher oder politischer Relevanz nach sich ziehen konnten, zeigen die quantitativen Ergebnisse: ca. 8200 Großbrände in 1964 Städten kann Zwierlein nachweisen. Besonders hohe Brandaufkommen sind schnell mit kriegsbedingten Feuerausbrüchen in Verbindung zu bringen. Interessanter ist dagegen, dass die Brandanzahl nicht vor den 1370er

Jahren signifikant wurde und die absolute Zahl von Bränden erst ab dem Jahr 1870 deutlich zurückging (S. 82). Wie sich der Umgang mit der Gefahr vom 14./15. Jh. bis zum 19. Jh. veränderte, ist Gegenstand eines eigenen Kapitels zur Wahrnehmung der Gefahr (S. 120–155). So gelingt es Zwierlein herauszuarbeiten, dass die Primärangst vor Feuer/Brand nicht nur ein Begleiter der kollektiven Brandbekämpfungsanstrengungen war, sondern zugleich auch einer ihrer Motoren. Appelle an die Nächstenliebe und moralische Verantwortung jedes Einzelnen waren trotz der visuellen Unterstützung durch Flugblätter und Kupferstiche (als illustrierende Beigaben zu Bittbriefen oder im Kollektenwesen) Versuche, größere, aber damit auch abstraktere, unpersönlichere Risiko- und Solidargemeinschaften zu bilden als die gewachsenen Solidargemeinschaften. Zwierlein arbeitet auf breiter Quellengrundlage die Notwendigkeit eines verstärkten „Emotionalitätsdiskurses“ heraus, vollzieht die Genese eines modernen Katastrophenbegriffs nach und reflektiert die Wege von Innovationswissen, das sich vor allem im Norden Europas in einer methodisierten Brandvorsorge etablierte. Anhand der Einzelfallstudien zu Bombay, Hamburg, der nicht modernisierbaren orientalischen Stadt Istanbul und dem überschnell wachsenden amerikanischen New York zeigt Zwierlein schließlich, wie unterschiedlich das Brandrisiko sowie Vorsorge- und Versicherungsmaßnahmen sein konnten und dass zwischen Gefahren-, Solidar- und Risikogemeinschaften unterschieden werden müsse, wenn man sich den vormodernen Versicherungsgesellschaften annähern wolle. Obwohl das Prinzip der Prämienversicherung im späten Mittelalter in Italien entstanden war, blieb der katholische Kulturraum in den nachfolgenden Jahrhunderten der Nachsorge verhaftet, während sich der entscheidende Wandel hin zu einer „öffentlich-staatlichen institutionellen versicherungsförmigen Struktur“ (S. 244) sich im protestantischen Norden Europas vollzog. In seiner dicht geschriebenen Studie gelingt es Zwierlein, anhand der vormodernen Brandgefahr und ihrer Schadensnachsorge ein umfassendes Bild der Geschichte von *human security* zu entwickeln, das zahlreiche Anknüpfungspunkte für interdisziplinäre Forschungsfelder bietet.

Britta Kägler

Gabriele B. Clemens/Malte König/Marco Meriggi (Hg.), Hochkultur als Herrschaftselement. Italienischer und deutscher Adel im langen 19. Jahrhundert, Berlin-Boston (Walter de Gruyter) 2011 (Reihe der Villa Vigoni 25), VI, 340 S., ISBN 978-3-11-023569-2, € 89,95. – Spätestens seit dem 1981 erschienenen Buch „The Persistence of the Old Regime“ von Arno Mayer stellt sich die internationale Adelsgeschichte die Frage, wie es dem Adel im 19. Jh. gelang, seine Stellung als politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Machtfaktor zu bewahren und in der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘ „oben zu blei-

ben“ (Rudolf Braun). Dieser Frage hat sich auch ein von Gabriele B. Clemens, Malte König und Marco Meriggi herausgegebener Sammelband verschrieben. Die Herausgeber verfolgen das Ziel, den deutschen und italienischen Adel im langen 19. Jh. komparativ zu betrachten. In einer „Kulturgeschichte des Politischen“ (S. 3) soll dabei v. a. die Hochkultur als ein „wichtiges ideologisches Herrschaftsinstrument“ (S. 2) untersucht werden. Nicht zuletzt beabsichtigen die Beiträge, „über den jeweiligen nationalen Forschungsstand zu informieren und neue Perspektiven zu diskutieren“ (S. 3). Die Aufsätze lassen sich in vier Rubriken einteilen: Der erste Teil resümiert die bisherige Forschung zum deutschen und italienischen Adel. Heinz Reif gewährt detailreiche Einblicke in die deutsche Geschichtsschreibung zum Adel, während Marco Meriggi einen instruktiven Überblick über die italienische Adelsgeschichte bietet. Der zweite Teil des Sammelbands widmet sich der klassischen Politikgeschichte. Gian Carlo Jockey hebt die regionale Vielfalt des italienischen Adels hervor und vertritt die These, der italienische Adelsliberalismus sei für die hohe Präsenz Adliger in staatlichen Führungspositionen des jungen Nationalstaats verantwortlich gewesen. Den italienischen und deutschen Adelsliberalismus behandelt auch Christof Dipper. Er weist auf die Unterschiede der verschiedenen Adelsliberalismen hin und zeichnet nach, wie sie im modernen Verwaltungsstaat an Einfluss verloren. In ähnlicher Perspektive betrachtet Hartwin Spenkuch die ersten Kammern beider Länder. Er versteht sie eher als „Indikatoren unterschiedlicher Systeme und politischer Kulturen“ denn als ihre Ursachen (S. 119). Im dritten und größten Teil wird der eigentliche Gegenstand des Buchs behandelt: die Herrschafts- und Machtausübung des Adels durch kulturelle Mittel. Paola Magnarelli, Alfio Signorelli, Daniela Felisini und Ines Heisig untersuchen, welche Strategien und Medien der italienische und deutsche Adel nutzte, um im lokalen Bereich der Stadt den zunehmenden Verlust seiner rechtlichen Privilegien soziokulturell auszugleichen. An Beispielen wie Residenzen, Vereinen, Mäzenatentum und Philanthropie wird anschaulich gezeigt, wie der Adel durch Kultur das Stadtleben beherrschte und seine gesellschaftliche Position bewahrte. Dabei schottet er sich meist nicht ab, sondern bildete in „adlig-bürgerlichen Elitenkompromisse[n]“ (S. 8) eine städtische Notablenschicht mit aus. In diesem Kontext zeigen Silvia Cavicchioli und Gabriele B. Clemens, wie Erinnerung und Geschichte in Form von Memorialliteratur, Familiengeschichten oder Genealogien dazu genutzt wurden, um die Besonderheit des Adels in der Gegenwart zu legitimieren. Der vierte Teil hebt sich ein wenig vom Rest der weiteren Beiträge ab: Christiane Coester beschreibt den ausgebliebenen Kulturtransfer zwischen Deutschland und Frankreich anhand einer deutsch-französischen Adligen am Anfang des 19. Jh. Florian Schönfuß, Marko

Kreutzmann und Ewald Frie betrachten an unterschiedlichen Beispielen, welche Strategien der deutsche Adel nutzen konnte, um im Kampf ums ‚Obenbleiben‘ zu bestehen oder zumindest ein totales Absinken – etwa durch Armut – zu verhindern. Insgesamt behandelt der Band interessante Aspekte der soziokulturellen Herrschafts- und Machtausübung des Adels, die es v. a. in Deutschland noch genauer zu erforschen gilt. Leider kommt der Vergleich meist etwas zu kurz.

Michael Seelig

Aldo Cazzullo, *Viva l'Italia! Risorgimento e Resistenza*. Perché dobbiamo essere orgogliosi della nostra nazione, Milano (Mondadori) 2011 (Frecce), X, 157 S., ISBN 978-88-04-60328-3, € 18,50. – Italien durchlebte in den 1970er Jahren mit terroristischen Anschlägen schwierige Zeiten. 1978 entführten und ermordeten Aktivisten der Roten Brigaden den ehemaligen christdemokratischen Ministerpräsidenten Aldo Moro. Ein Jahr nach dem Höhepunkt der Gewalttaten erschien ein Lied des jungen römischen Sängers Francesco De Gregori mit dem Titel „Viva l'Italia!“. Darin zeichnet er ein positives, friedliches Bild des italienischen Vaterlands, kritisiert seine Landsleute für deren Gleichgültigkeit gegenüber allem Öffentlichen und fordert sie dazu auf, auch unbequemen Wahrheiten der eigenen Geschichte ins Auge zu sehen. Gute 30 Jahre später befindet sich Italien wieder in einer Krise. Gleichzeitig bieten die 150-Jahrfeiern 2010/11 dem Land aber die Möglichkeit, an die positiven Werte und Ereignisse der gemeinsamen Geschichte zu erinnern. Deshalb ist es kein Zufall, wenn De Gregori, mittlerweile einer der bekanntesten italienischen Liedermacher, ein Vorwort für das neue Buch des liberalen Journalisten Aldo Cazzullo – früher *La Stampa*, jetzt *Corriere della Sera* – verfasst hat und dabei mit seinem Lied dem Buch den Titel vorgibt. Denn auch Cazzullo will unbequeme historische Wahrheiten der Geschichte Italiens im 19. und 20. Jh. ansprechen. Vor allem aber will er, wie der Untertitel unmissverständlich präzisiert, anhand des Risorgimento und der Resistenza zeigen, „warum wir auf unsere Nation stolz sein müssen“. Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel: In der thesenstarken Einleitung, dem ersten Kapitel, denkt Cazzullo über Italiens Helden und die Erinnerung bzw. das Vergessen nach. Dem Untertitel des Essays entsprechend konzentriert er sich dabei auf die beiden zentralen Ereignisse der Resistenza und des Risorgimento. Erstere zeichnet er in den Jahren 1943–1945 als italienischen Bürgerkrieg. Im Zusammenhang mit der Geschichte der Resistenza müsse man anerkennen, dass erstens vor allem deutsche Historiker die Verbrechen Deutscher in diesen Jahren auf dem Apennin erzählt hätten, dass zweitens der Mythos des „Duce buono“ und der „partigiani cattivi“ relativiert werden müsse und dass drittens der Faschismus und die Resistenza historisch differenziert zu erzählen seien, ohne dabei die faschistischen Ver-

brechen in Libyen, in Äthiopien und die Kollaboration bei der Deportation italienischer Juden zu vergessen. Neben der Resistenza sei auch das Risorgimento außer Mode gekommen, weil es als Sache der Liberalen gelte und weder der Lega Nord, noch den Kommunisten, noch den Katholiken genehm sei. Darüber vergesse Italien aber stets, dass das Risorgimento mit dem Ende des *Ancien Régime* und der absoluten Monarchien sowie dem Beginn der Bürgerrechte und der repräsentativen Demokratie in Italien zusammenfalle. In den Kapiteln zwei bis vier erzählt Cazzullo dann differenziert, wenn auch zugespitzt und konzentriert auf ausgewählte Ereignisse, die italienische Nationalgeschichte des 19. und 20. Jh. Freilich läßt er das Risorgimento erst 1848 beginnen und dabei die wichtige Zeit von der Französischen Revolution bis dahin vollkommen außen vor. In seiner personenbezogenen Darstellung tauchen verschiedene Akteure wie Cavour und Viktor Emanuel II., Studenten, die Armee, die Republikaner in Rom von 1849, Garibaldi und Mazzini, süditalienische Einigungsgruppen und Frauen auf. Das im Vergleich zu den beiden anderen inhaltlichen Abschnitten etwas kurz geratene dritte Kapitel zum Ersten Weltkrieg nutzt Cazzullo, um diesen als erste richtige Kollektiverfahrung der Italiener zu präsentieren und um zu verdeutlichen, dass Italien nun den Zustand eines rein geographischen Begriffs überwunden hatte. Das vierte Kapitel zur Resistenza spricht zentrale Aspekte der jüngeren historischen Forschung und der umstrittenen italienischen Erinnerungskultur an, erwähnt aber den Widerstand gegen den Faschismus seit dessen Anfängen 1919, auf den Italiener guten Grund hätte, stolz zu sein, mit keinem Wort. Cazzullo behandelt aber immerhin die fehlenden Kriegsverbrecherprozesse in Italien nach 1945 gegen Deutsche und Italiener sowie den Beitrag von Frauen, Soldaten und Offizieren, Priestern, Kommunisten und Monarchisten zur Resistenza. Er verschweigt auch die Kollaboration der Faschisten in der Republik von Salò mit dem Nationalsozialismus nicht und unterstreicht, dass Italiener nicht nur vom Schicksal der Juden ab 1943 wussten, sondern sogar teils zu deren Verfolgung und Deportation aktiv beitrugen. In seinem letzten Kapitel äußert sich Cazzullo zur Gegenwart und Zukunft Italiens. Zum ersten Mal in der 150-jährigen Geschichte sei Italien von innen bedroht – paradoxerweise, denn nie sei das Land durch Sprache, Kultur, Lebensstil und nicht zuletzt durch das Fernsehen stärker vereint gewesen als heute. Was nun folgt, liest sich wie eine aktuelle Mängelliste Italiens: der Separatismus der reichen Lega Nord, das Misstrauen gegenüber allem Staatlichen, die Liebe zu einem folkloristischen Patriotismus, die Mühe, sich in der Vergangenheit zu erkennen, das europaweit schlechteste Bildungswesen ohne exzellente Hochschulen und mit Eliten, die ihre Stellung nicht dem Verdienst, sondern lediglich persönlichen Beziehungen verdanken. Trotz dieser Kritik sieht Cazzullo in den 150-Jahrfeiern eine gute Gelegenheit,

um einen positiven Patriotismus der Italiener und ihren Stolz auf Geschichte, Kultur und Literatur zum Ausdruck und gleichzeitig die Lega und andere spaltende Stimmen in Verlegenheit zu bringen. Denn die Idee Italien sei wesentlich älter als die nationale Einheit und finde sich schon bei Dante und Petrarca angelegt. Es ist vermutlich kein Zufall, dass ein in Piemont geborener Italiener einer jüngeren Generation, die keine persönlichen Erfahrungen mit der Resistenza mehr aufweist, ein solches Buch geschrieben und den Mut gefunden hat, seinem Land sozialkritisch den Spiegel vorzuhalten. In den zahlreichen Jubiläumsfeiern 2010/11 zeigte sich das Land in einer großen Vielfalt an lokalen Aktionen und Veranstaltungen aus der Mitte der Gesellschaft stolz auf die gemeinsame 150-jährige Geschichte. Staatspräsident Giorgio Napolitano jedenfalls dürfte – wie viele (selbst-)kritische Italiener – großen Gefallen an Cazzulos Gedanken finden, sofern er das Buch gelesen hat. Jens Späth

Francesco Di Palma, *Liberaler Sozialismus in Deutschland und Italien im Vergleich. Das Beispiel Sopade und Giustizia e Libertà*, Berlin (Metropol) 2010, 360 S., ISBN 978-3-940938817, € 24. – Vergleichende und beziehungs-geschichtliche Studien zur italienischen und deutschen Geschichte in der Zeit des Faschismus und des Nationalsozialismus erfreuen sich seit einigen Jahrzehnten einer ungebrochenen Beliebtheit. Hingegen finden sich methodisch ähnlich angelegte Arbeiten über Gruppen und Bewegungen des Widerstands deutlich seltener. Erfreulich ist deshalb, dass Francesco Di Palma in seiner Ende 2007 an der Freien Universität Berlin abgeschlossenen Dissertation den liberalen Sozialismus anhand der Beispiele der deutschen sozialdemokratischen Partei im Exil (Sopade) und der italienischen Organisation *Giustizia e Libertà* (GL) aufgreift und in vergleichender Perspektive deren Geschichte und Beziehungen sowie die im Untergrund entworfenen Wiederaufbauprogramme in den 1930er Jahren mit einem Ausblick bis 1945 untersucht. Nach einem ausführlichen Blick auf die Geschichte des organisierten Sozialismus in Deutschland und Italien seit ihren Anfängen um 1848 bis 1929 (Kapitel 2) behandelt das dritte Kapitel die Jahre bis zum Ende des Spanischen Bürgerkriegs. Dabei kommen die jeweiligen Faschismusinterpretationen, der revolutionäre Auftakt der Widerstandstätigkeit, die politischen Debatten und Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Partei und mit anderen Parteien sowie der Spanische Bürgerkrieg als „letzte praktische Hoffnung auf den Umsturz der Diktaturen“ (S. 146) für den internationalen Antifaschismus zur Sprache. In den Kapiteln vier und fünf beleuchtet Di Palma einerseits die soziale Struktur und die Netzwerke von Sopade und GL, andererseits unter „Ideengeschichte und Transfer“ zentrale Programmbegriffe wie Liberalismus und Marxismus, Revolution, Planwirtschaft, Autonomie und Föderalismus, Wider-

stand und Freiheit. Dabei kann er zeigen, dass Sopade und GL personell wie ideell durchaus entwicklungsfähige Gruppierungen waren, die sich intensiv mit der Suche nach einem dritten Weg „zwischen Tradition und Moderne, Kontinuität und Bruch mit der Vergangenheit“ (S. 333) auseinandersetzten. In diesen Spagat fügen sich u. a. die Ablehnung einer Einheitsfront mit den Kommunisten zur Wahrung der eigenen Identität und das feste Bekenntnis zu demokratischen und zivilgesellschaftlichen Werten ebenso ein wie das Eintreten für eine lokale Selbstverwaltung als Mittel zur Überwindung des Kapitalismus und gesamteuropäische Konzepte. Ferner werden durch den Vergleich einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Sopade und GL deutlich: So maß die Sopade bei den Faschismusinterpretationen ökonomischen Fragen deutlich mehr Gewicht bei als die GL, während letztere das Thema Erziehung betonte. Hatten nahezu alle Mitglieder beider Parteien journalistische Erfahrungen in der sozialistischen Publizistik gesammelt, so besaß doch die Mehrheit der GL-Aktivist*innen einen bürgerlichen Hintergrund, während in der Sopade Personen proletarischer Herkunft mindestens gleich stark repräsentiert waren. Auf der Suche nach einem modernen Marxismus hoben beide Parteien traditionelle humanistische Werte des aufgeklärten Europa wie Demokratie und Menschenrechte hervor. Wichtige Impulse für einen solchen „humanen, nicht hierarchischen Sozialismus“ (S. 345) kamen von den sozialistischen Parteien und Theoretikern Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens, wie Di Palma vor allem im fünften Kapitel anklingen lässt. Die gewählte Mischung aus chronologischer und thematischer Konzeption ist gewiss keine einfache. Wiederholungen bleiben dabei nicht aus, etwa wenn auf S. 156 zum dritten Mal die Gründung von GL 1929 angesprochen wird. Hilfreich und nützlich zur Orientierung sind daher die jeweiligen Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels – auch wenn diese teils länger und quellengesättigter ausfallen als manche Teilkapitel zuvor. An vielen Stellen hätte man sich mehr Belege, Verweise und Quellenzitate gewünscht, insbesondere auf und zu archivalischen Dokumenten aus den verwendeten und in der Einleitung benannten (S. 19f.) sowie weiteren Nachlässen (z. B. Erich Ollenhauer). Ferner hätten im Inhaltsverzeichnis und in der Einleitung prominent platzierte Begriffe wie „Generation“ und „Netzwerk“ stärker analytisch genutzt und früher erläutert werden können. Trotz der genannten Kritikpunkte besteht Francesco Di Palmas Verdienst zweifellos darin, die traditionelle Geschichtsschreibung zum liberalen Sozialismus in Deutschland und Italien durch eine vergleichende und transnationale Perspektive mit neuen Fragestellungen bereichert zu haben. Er liefert vertiefende Erkenntnisse über das Verhältnis von Sopade und GL, veranschaulicht dabei den Zusammenhang von Tradition und Dynamik und ruft das föderalistische Denken im Hinblick auf die Exilpolitik und weniger bekannte

Zeitschriften wie die „Europäischen Hefte“ als „journalistischer Ausdruck einer, wenn auch nur ideellen, Übereinstimmung zwischen Sopade und GL“ (S. 347) in Erinnerung. Weitere Forschungen zu sozialistischen Parteien und Bewegungen im 20. Jh. sollten daran anschließen. Jens Späth

Gennaro Acquaviva/Luigi Covatta/Angelo Molaioli (a cura di), *Cento e venti anni di storia socialista*, prefazione di Riccardo Nencini, Firenze (Polistampa) 2012, 292 S., Abb., ISBN 978-88-596-1135-6, € 25. – Die Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung feiert derzeit ein Jubiläum nach dem anderen: 110 Jahre *Labour Party* 2010, 150 Jahre SPD bzw. Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins 2013, 140 Jahre Internationale Arbeiterassoziation 2014 (Erste Sozialistische Internationale), 110 Jahre Gründung der *Section Française de l'Internationale Ouvrière* 2015 und eben 120 Jahre Geschichte des Sozialismus in Italien 2012. Schon am Titel des zuletzt genannten Jubiläums zeigt sich eine italienische Besonderheit: Die 1892 als *Partito dei Lavoratori Italiani* in Genua gegründete und ein Jahr später in *Partito Socialista* umbenannte italienische Arbeiterpartei hatte nicht durchgehend Bestand, sondern kollabierte in der Krise des italienischen Parteiensystems in den 1990er Jahren und übernahm erst wieder 2009 als Splitterpartei den historischen Namen. Wie heterogen sich die Geschichte von 120 Jahren sozialistischer Ideen in Italien heute präsentiert, das zeigen eindrücklich die 21 Stiftungen und Organisationen, die sich in einem Komitee zusammengetan haben, um unter Federführung der *Fondazione Socialismo* und der Zeitschrift *Mondoperaio* rechtzeitig zum offiziellen Gründungsdatum im Sommer 1892 eine neue Publikation vorzulegen. Das mit einem Vorwort des aktuellen PSI-Vorsitzenden und Senators, Riccardo Nencini, eingeleitete Buch erinnert in Form und Inhalt stark an die sozialistischen Almanache früherer Jahrzehnte. Dementsprechend bietet es keine neuen wissenschaftlichen Studien und Erkenntnisse, sondern versteht sich vielmehr als – ein hervorragend gebildetes – Nachschlagewerk zum Thema Sozialismus und Italien. Zwei der drei Herausgeber eröffnen den in fünf Teile gegliederten Band mit knappen historisch-politischen Reflexionen zur spannungs- und kurvenreichen Geschichte des Sozialismus in Italien. Gennaro Acquaviva, ein enger früherer Mitarbeiter Bettino Craxi, und Luigi Covatta, Herausgeber der traditionsreichen, von Pietro Nenni 1948 begründeten Zeitschrift *Mondoperaio*, werfen im ersten Teil einige Schlaglichter auf 120 Jahre sozialistischen Wirkens in Italien, nicht ohne am Ende auf die Krisensituation des Landes heute und die Aktualität sozialistischer Gedanken hinzuweisen. Der zweite Teil, zugleich der umfangreichste Beitrag, stammt aus der Feder des dritten Herausgebers, des Journalisten und Publizisten Angelo Molaioli. Er präsentiert auf mehr als 100 Seiten ein Thema,

das hervorragend in viele aktuelle Studiengänge, Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs passen würde: die politische Kommunikation des PSI von 1892 bis 1992. Hierbei gelingt es ihm eindrucksvoll, seine These zu bestätigen, wonach der PSI mit seiner bildhaften Kommunikation und Propaganda einen nachhaltigeren Eindruck im politischen Bewusstsein Italiens hinterlassen hat als die nach Wählerstimmen und Finanzen mächtigeren Kommunisten. Auch wenn er die Thematik bei weitem nicht erschöpfend behandelt und die Bildpropaganda nicht bis ins Detail ausleuchtet, so lädt seine Darstellung doch zu weiterführenden Studien geradezu ein. Die ungefähr gleich starken drei letzten Teile des Bandes, bearbeitet von Carlo Correr und Andrea Marino, vereinen zahlreiche Daten, Fakten und Namen: zunächst zu den Wahlergebnissen samt Listen der PSI-Abgeordneten und -Senatoren von 1892 bis 1994, dann zu den PSI-Parteitagungen im selben Zeitraum und schließlich zur Chronik des italienischen Sozialismus, die bis 2012 reicht. Besonders nützlich erscheint die zuletzt genannte Rubrik, weil sie auch eine Auswahl herausragender Quellen im Wortlaut enthält. Insgesamt handelt es sich um eine gelungene und auch optisch überzeugende Publikation zur 120-jährigen Geschichte des italienischen Sozialismus. Ihren Wert als Einführung oder Nachschlagewerk für der Materie unkundige und jüngere Leser wird lediglich etwas durch das Fehlen eines Registers und einer Auswahlbibliographie zur vertiefenden Lektüre geschmälert. Hierzu wird man weiter auf die einschlägigen Synthesen und Spezialstudien von Paolo Mattera und anderen zurückgreifen müssen. Jens Späth

Michael Hirschfeld, Die Bischofswahlen im Deutschen Reich 1887–1914. Ein Konfliktfeld zwischen Staat und katholischer Kirche vom Ende des Kulturkampfes bis zum Ersten Weltkrieg, Münster (Aschendorff) 2012, 1003 S., ISBN 978-3-402-12963-0, € 69. – In seiner unter der Ägide von Joachim Kuroпка verfassten Habilitationsschrift untersucht Michael Hirschfeld sämtliche Bischofswahlen bzw. Bischofsernennungen im Deutschen Kaiserreich nach Ende des Kulturkampfes, mithin in einer Periode, die gemeinhin als Zeit der zunehmenden Entspannung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und der wachsenden Integration der Katholiken interpretiert wird. Das Ziel ist bei 100 Ernennungen mit ihren meist umfassenden und auf zahlreiche (vor allem, aber nicht nur, staatliche) Archive verteilten Quellenbeständen dabei, was den Umfang angeht, ehrgeizig gesteckt. Es löst aber auch ein Forschungsdesiderat ein, insofern man zwar bislang bereits etwa durch Norbert Trippen über die Bedeutung des Kölner (analog auch des Breslauer) (Erz-)Bischofssitzes für die preußische Kirchenpolitik und die damit einhergehende intensive Einflussnahme informiert war, ein Gesamtüberblick, der einen Vergleich mit weniger bedeutsamen preußischen Bischofssitzen und anderen Bundesstaaten ermög-

licht, aber bislang gefehlt hat. So ist ein Werk entstanden, das „auch Handbuchcharakter besitzen sollte“ (S. 7), dessen Fragestellung aber primär auf die Ziele und Strategien der staatlichen Stellen, der ortskirchlichen Instanzen und der päpstlich-vatikanischen Politik geht und dabei nach Einfluss und Erfolg dieser Faktoren fragt. Nach der Exposition der Fragestellung und einer Skizze der Geschichte der Bischofsernennungen, die nicht ohne Anachronismen und tendenziöse Wertungen auskommt (im 4. Jh. sei ein „Staatskirchentum“ eingeführt worden, S. 17; im Frühmittelalter seien die Bischofssitze zunehmend weltlich instrumentalisiert worden, so dass der Papst außen vor geblieben sei, dann sei nach dem Wormser Konkordat 1122 dem Papst (!) die Einsetzung der Bischöfe anheim gestellt, S. 18; die geistliche Territorialherrschaft sei in der Frühneuzeit pervertiert, die Reichskirche dekadent geworden, S. 20f.; im Syllabus 1864 seien 70 (!) Zeitirrtümer verurteilt worden (S. 28)), behandelt Hirschfeld nacheinander die Ernennungen in Preußen, Elsass-Lothringen, Baden, Hessen-Darmstadt, Württemberg, Bayern, Sachsen und Oldenburg. Im Einzelnen bringt die Arbeit zahlreiche interessante Ergebnisse und viele Details über Personen und Sachverhalte, die man bislang noch nicht kannte; auf diese Weise wird sie sich als Fundgrube für zahlreiche weitere Forschungen zu den Führungspersonen der deutschen katholischen Kirche im behandelten Zeitraum erweisen. Was die größeren Linien angeht, so ist bemerkenswert, dass der preußische Staat durch die Gutachten der Ober- und Regierungspräsidenten genaue Kenntnisse über die Kandidaten erwerben wollte, um dann über das königliche Vetorecht diejenigen ausschließen zu können, die entweder als national unzuverlässig – hier schlug in der Regel eine parteipolitische Betätigung für die Zentrumsparterie negativ zu Buche – oder als extrem kurialistisch und integralistisch galten. Da die Oberpräsidenten freilich häufig Protestanten und unzureichend über innerkirchliche Verhältnisse informiert waren, waren sie auf Informationen und Informanten aus den Kapiteln angewiesen, die sich zumindest nicht in allen Fällen fanden. Eine überragende Rolle, hier kann Hirschfeld die bisherige Forschung bestätigen, fiel dabei am Ende des Kulturkampfes und noch weit darüber hinaus dem Breslauer Kardinal Georg Kopp (dort Fürstbischof 1887–1914) zu. Erst im Gewerkschaftsstreit verlor er an Ansehen bei den staatlichen Stellen. Hatten die Bischofswahlen für die staatlichen Stellen erhebliches Gewicht, so war man auch an der Ernennung der Weihbischöfe interessiert, konnte freilich bei diesen sehr viel weniger Einfluss ausüben. Im Laufe der Zeit scheinen Einwände gegen Kandidaten auf der staatlichen Mittelebene dann doch im Interesse einer außenpolitischen Verständigung mit dem Papsttum zumindest in Preußen häufig hintangestellt worden zu sein. Die Strategie der Domkapitel bei der Aufstellung der Kandidatenlisten bestand hingegen meist darin, Personen aus dem Kapitel selbst zu

präsentieren, extrem ultramontane Kandidaten, die etwa in Rom studiert hatten, aber von vornherein außen vor zu lassen. So konnten sich Germaniker fast nur in Limburg und Fulda durchsetzen. Doch auch Geistliche, die als extrem „staatsloyal“ galten, hatten kaum Chancen, etwa der Freiburger Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus, der dem Verfasser als „liberale[r] Kirchenkritiker“ (S. 815) gilt. Eine Konsequenz des Zusammenspiels der beteiligten Instanzen war, dass in der Regel gemäßigte Kandidaten, die bei keiner Seite wirklich Anstoß erregten, zur Bischofswürde gelangten. Den Einfluss der Nuntien in München schätzt Hirschfeld wegen ihrer häufigen Fluktuation und ihrer meist mangelnden Sprachkenntnisse mit wenigen Ausnahmen (Agliardi, Aiuti) bis zur Modernismuskrise als relativ gering ein. Erst im Zeichen des päpstlichen Antimodernismus hätte man unter Kardinalstaatssekretär Merry del Val ab 1906 begonnen, bewusst das Wahl- und Ernennungsgeschehen kirchenpolitisch zu beeinflussen. Territorienvergleichend lässt sich konstatieren, dass die Freiheit in Preußen tendenziell höher war als in den südwestdeutschen Staaten, in denen das Staatsgebiet im Prinzip mit einem einzigen Bischofssitz zusammenfiel; besonders in Hessen-Darmstadt sei es zu einem erheblichen staatlichen Dirigismus gekommen. Für die preußische Regierung waren besonders die Grenz- und Randgebiete mit gemischten Bevölkerungsgruppen sensibel und von besonderem nationalem Interesse. Durch das königliche Nominationsrecht nahm Bayern eine Sonderstellung ein. Hier spielten informelle Netzwerke der Regierung und des Herrscherhauses eine bedeutendere Rolle, während eine geringere (formelle) Aktenflut produziert wurde. Auch dadurch bedingt sind die Ausführungen zu den bayerischen Diözesen knapper und sporadischer ausgefallen, so dass hier doch einige Ergänzungen und alternative Wertungen möglich wären. Aufs Ganze gesehen hat Michael Hirschfeld einen ebenso umfangreichen wie bedeutsamen Beitrag zum Staat-Kirche-Verhältnis und der kirchlichen Führungsebene im späten Kaiserreich geschrieben. Die These, dass auch nach 1887 durch die staatliche Ingerenz ein spannungsreicher Konfliktzustand vorgeherrscht habe, vermag dabei aber nur sehr eingeschränkt zu überzeugen, setzt sie doch ahistorisch voraus, dass die Wahrnehmung staatlicher Interessen letztlich eine Verletzung innerkirchlicher Rechte darstelle. Dies wurde aber die längste Zeit in der Geschichte anders gesehen und in der Wahrnehmung von rechtlichen und politischen Möglichkeiten waren staatliche Instanzen auch die Sachwalter der ortskirchlichen Interessen der Gläubigen als Staatsbürger. Spannungen bedeuten hier noch keinen anormalen Kriegszustand. Lohnender wäre es wohl gewesen, die schlagwortartig gebrauchten Etiketten wie „ultramontan“, „liberal“, „Staatskatholik“ etc. in ihrer differentiellen situativen Verwendung und historisch-genetischen Entwicklung noch einmal zu reflektieren.

Klaus Unterburger

Klaus Heitmann, *Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, Bd. II: Das kurze zwanzigste Jahrhundert (1914–1989). 1. Italien gegen Deutschland: der Erste Weltkrieg*, Heidelberg (Winter) 2012 (*Studia Romanica* 170), 303 S., ISBN 978-3-8253-6034-4, € 60. – Die vorliegende Monographie ist die dritte einer Reihe, die sich mit italienischen Deutschlandbildern auseinandersetzt und nicht mit dem Deutschlandbild, wie der Titel suggerieren möchte. Das gibt es natürlich nicht, da die Rezeptionsgeschichte immer von den Dispositionen der jeweiligen Autoren abhängt. Während die ersten beiden Bände der imagologisch-komparatistischen Synthese den Zeitraum von der Antike bis zum Ende des langen 19. Jh. umfassen, ist der vorzustellende erste Teilband dem kurzen 20. Jh. gewidmet. Der Herausgeber und Kommentator konzentriert sich diesmal auf rund 300 Seiten auf den Ersten Weltkrieg, wobei man sich fragt, mit wie vielen Bänden dann das Unternehmen für das 20. Jh. zu Ende geführt werden wird. Zeigten sich im zweiten Band des Unternehmens schon zahlreiche negative Klischees bezüglich der deutschen Politik, Kultur und Wissenschaft, so überwiegen nach Ausbruch des Krieges Hetzschriften und Schmähreden auf alles Deutsche oder Germanische. Vorgestellt werden unter fortlaufender Nummerierung (wobei häufig auf den zweiten Band verwiesen wird) Deutschlandbilder vor allem von Politikern, Wissenschaftlern, Journalisten und Künstlern sortiert nach politischen Profilierungen, Motiven und Topoi, jeweils mit kurzen einführenden Kommentaren, woraufhin großzügig aus den vorzustellenden Schriften im Original zitiert wird. Wieder bietet der Autor ein äußerst interessantes Kaleidoskop oder Quellenlesebuch, wobei dem Leser diesmal die Freude an der Lektüre gründlich vergehen dürfte, da die Deutschlandbilder durch Hass, Propaganda, Kriegsrhetorik und überschäumenden Chauvinismus völlig verzerrt sind. In anderen kriegsführenden Ländern dürfte es sich im Übrigen sehr ähnlich verhalten. Die Gruppe der „Germanofili“ findet anscheinend in Zeiten des Krieges wenig Gehör, ihr widmet Heitmann das letzte umfangreiche Kapitel, wobei sich in dieser Gruppe so angesehene Persönlichkeiten wie Benedetto Croce befinden. Eine kritische Bemerkung sei noch aus historiographischer Perspektive erlaubt. Die Thesen Fritz Fischers zur Kriegsschuldfrage sind keineswegs Gemeingut der historischen Forschung geworden (S. 101).
Gabriele B. Clemens

Patrick Ostermann/Claudia Müller/Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Der Grenzraum als Erinnerungsort. Über den Wandel zu einer postnationalen Erinnerungskultur in Europa*, Bielefeld (transcript) 2012 (*Histoire* 34), 253 S., ISBN 978-3-8376-2066-5, € 29,80. – Der Band verknüpft Überlegungen hinsichtlich von Geschichtsmuseen und Gedenkorten mit Analysen historischer Erinnerungstopoi und geschichtspolitischer Instrumentalisierungen. Die nord-

östlichen Grenzregionen Italiens, Südtirol und Friaul-Julisch Venetien, stehen im Mittelpunkt, flankiert von Beispielen etwa zur Gedenkstätte des Kriegsgefangenenlagers Zeithain in Sachsen, zum Schlachtfeld des deutsch-französischen Krieges 1870/71 bei Woerth-en-Alsace und zu einem Museumsprojekt zu italienischen Migranten in Frankfurt/Main. Die Hg. möchten Grenzräume als durch die unterschiedlichen Erinnerungskulturen bedingte Verräumlichung von „Selbst- und Fremdzuschreibungen, Freund- und Feinbilder[n]“ (S. 12) verstanden wissen. Zwischen Trient und Triest liegen etwa 250 Kilometer Luftlinie, und dennoch gilt es in Julisch Venetien eine ganz andere Geschichte zu erzählen, eine verwickeltere und auch in der Gegenwart noch um einiges virulenter als in Südtirol, wie die Autoren zeigen. Es ist bedauerlich, dass kaum ein Vergleich zwischen der einen und der anderen Grenzregion versucht wird. Mit Jože Pirjevec's Überblick über die slowenische Sicht auf die Triester Geschichte tun sich die Herausgeber, alle Italien-Spezialisten, einleitend etwas schwer (S. 15). Man muss offenbar kein ethnischer Italiener sein, um nicht nur die kosmopolitische Geschichte Triests, dieser als *città italianissima* konstruierten Stadt, zu akzeptieren, sondern auch, dass sie für die slowenische Geschichte bis weit in das 20. Jh. zentral war. Pirjevec schreibt indes kaum etwas, was nicht auch kritische italienische Autoren schrieben, im Band vor allem Luigi Cajani und Francesco Fait. Auch Christiane Liermann bestätigt mit ihrer Synthese der Demontage des italienischen *Resistenza*-Mythos, mit welcher eine Durchtränkung der italienischen politischen Kultur mit faschistischen Versatzstücken einherging, die Thesen des slowenischen Historikers aus Triest. Kann man Südtirol und Friaul-Julisch Venetien stimmig im Sinne einer post-nationalen Erinnerungskultur thematisieren, ohne den Nationalstaat Italien als Referenzrahmen wirklich zu verlassen? Um geeignete Vergleichsobjekte zu finden, hätte man nicht bis ins Elsaß, nach Frankfurt oder Sachsen schauen müssen – große europäische Dimensionen finden sich im Grenzraum selbst. Das Museum zum Ersten Weltkrieg in Kobarid/Caporetto beispielsweise, meistbesuchtes Museum in Slowenien, macht seit Jahren vor, wie man eine inklusive Kriegsgeschichte didaktisch aufbereitet – es erhielt dafür 1993 den Museumspreis des Europarates. Patrick Ostermann beschreibt die Modernisierung des *Museo Storico Italiano della Guerra in Rovereto* (S. 100) – schade, dass er keinen vergleichenden Blick über die Grenze wirft. Camillo Zadra und Anna Pisetti, Direktor und pädagogische Kuratorin desselben Museums, fragen „Welche Erinnerungskulturen oder -formen an den Ersten Weltkrieg gibt es heute in Europa?“ (S. 113) – das nahe Kobarid fällt ihnen nicht ein. Auch das räumlich unmittelbare Nebeneinander von italienischer, durch Berlusconi und Co. stark nationalistisch-exklusiv eingefärbter Geschichtspolitik hinsichtlich der *foibe* und slowenischer anti-faschistischer

Gedenkkultur im Karstdorf Basovizza/Bazovica bei Triest hätte man sich innerhalb *eines* Beitrags problematisiert gewünscht. Studierende der Universitäten Regensburg und Rijeka erarbeiteten als Ergebnis einer Exkursion zum Thema „Grenzräume der Kriegserinnerung“ eine Webseite (http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_III/Geschichte/istrien/index.html) mit Informationen zu diesen und anderen Erinnerungsorten. Die Hg. haben durchaus Recht: Grenzräume sind besonders europäisch – als Ort der „ertragenen Differenz“ im Sinne Hans Joas'. Ihr Sammelband bietet interessante Einsichten, bleibt thematisch-konzeptuell aber bestenfalls eklektisch. Sein eigentliches Manko ist, dass er trotz der Blicke auf die Minderheiten italozentrisch konzipiert ist und dadurch in die Falle tappt, die er zu umgehen sucht.

Sabine Rutar

Alcide De Gasperi, *Scritti e discorsi politici*. Edizione critica. Vol. II: Alcide De Gasperi dal Partito popolare italiano all'esilio interno, 1919–1942, a cura di Mariapia Bigaran e Maurizio Cau, con un saggio introduttivo di Giorgio Vecchio, Bologna (il Mulino) 2007, 3 Bde., 3025 S., ISBN 978-88-15-12085-4, € 130; vol. III: Alcide De Gasperi e la fondazione della democrazia italiana, 1943–1948, a cura di Vera Capperucci e Sara Lorenzini, con un saggio introduttivo di Guido Formigoni, Bologna (il Mulino) 2008, 2 Bde., 1962 S., ISBN 978-88-15-12640-5, € 98; vol. IV: Alcide De Gasperi e la stabilizzazione della Repubblica, 1948–1954, a cura di Sara Lorenzini e Barbara Taverni, con un saggio introduttivo di Pier Luigi Ballini, Bologna (il Mulino) 2009, 3 Bde., 2922 S., ISBN 978-88-15-13095-2, € 140. – Anzuzeigen sind die drei abschließenden Teile einer editorischen Großtat: der kritischen Ausgabe der politischen Schriften und Reden des Vaters der christlichen Demokratie in Italien, Alcide De Gasperi. Der anlässlich des 50. Todestages De Gasperis, 2004, vom Rat der Autonomen Provinz Trient gefaßte Entschluß, mit dieser Edition einen neuen Zugang zu Leben und Werk De Gasperis wissenschaftlich zu erschließen, kommt damit in erstaunlich kurzer Zeit und in nichtsdestoweniger außergewöhnlicher Qualität zur Vollendung. Unter der Leitung eines wissenschaftlichen Komitees, koordiniert von Paolo Pombeni, sowie organisatorisch getragen von der *Fondazione Bruno Kessler* arbeiteten führende italienische Zeithistoriker und De Gasperi-Experten zusammen, um auch abgelegene publizierte Texte und Reden bzw. bisher noch gar nicht veröffentlichte Stücke zusammenzustellen, zu kommentieren und im Rahmen weitausegreifender Einführungen zu kontextualisieren. – Nachdem bereits 2006 die beiden Auftaktbände erschienen waren, die De Gasperis frühe Aktivitäten als Lokalpolitiker im habsburgischen Trentino, als Reichsratsabgeordneter und Publizist in den Jahren zwischen 1911 und 1918 dokumentieren (vgl. Andreas Gottsmann in

QFIAB 87 [2007], S. 609–611), folgten im Jahresrhythmus die drei weiteren, sich an den Großphasen der politischen Entwicklung De Gasperis orientierenden Teile der Edition: Band II (in drei Teilbänden) deckt die längste Phase im politischen Leben De Gasperis ab, die Jahre des „Partito Popolare Italiano“ und der inneren Emigration (1919–1942); Band III (in zwei Teilbänden) widmet sich der zentralen Rolle De Gasperis in den Entstehungsjahren der italienischen Republik, 1943–1948, und Band IV (drei Teilbände) dokumentiert die letzte Lebensphase und den Höhepunkt der Laufbahn De Gasperis seit den Aprilwahlen und dem „fünften Kabinett“ des Ministerpräsidenten vom Mai 1948 bis zu seinem Tod am 19. August 1954. Damit liegt nun auf 10000 Seiten die Essenz des politischen und publizistischen Wirkens De Gasperis vor und dürfte fürderhin den Ausgangspunkt jeglicher wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Zentralfigur trentinischer, italienischer und europäischer Politik des 20. Jh. bilden. – „Edizione critica“ bedeutet weder philologisch-kritische Edition im strengen Sinn noch vollständige Edition *aller* Texte und Reden De Gasperis. Das Eine wie das Andere wäre ob der schieren Masse in dieser kurzen Zeit nicht zu leisten gewesen. Alle Stücke werden mit genauem Nachweis der Provenienz bzw. des bisherigen Publikationsortes wiedergegeben, mit einem sehr nützlichen, den Inhalt zusammenfassenden Kopfregeest versehen und behutsam inhaltlich kommentiert. Daß dies auf dem neuesten Forschungsstand geschieht, versteht sich angesichts des wissenschaftlichen Niveaus der Bearbeiter von selbst. Zahlreiche Stücke sind neu aus diversen, im wesentlichen italienischen Archiven erhoben (hier v. a. zu nennen das private Archivio Alcide De Gasperi, das Archivio storico dell’Istituto Luigi Sturzo, aber auch die italienischen staatlichen Archive); besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht der fast 800 Seiten umfassende Band IV, 3, mit hunderten von bisher noch nirgends publizierten Archivadokumenten über De Gasperi in der internationalen Politik der Jahre 1948–1954. Hier wird ein ganz neues Corpus, gerade auch zur Frühgeschichte der europäischen Integration bereitgestellt, das die Rolle des italienischen Ministerpräsidenten und Außenministers unterstreicht und in vielen Details neu beleuchtet. Die fremdsprachigen Dokumente sind durchweg im Original, mit Übersetzung ins Italienische wiedergegeben. Alle Bände sind durch chronologische Verzeichnisse der Dokumente sowie Personenregister erschlossen. Leider fehlen Sachregister ebenso wie zumindest eine zusammenfassende Bibliographie der De Gasperi-Literatur. Beides hätte eine Edition vom Anspruch der vorliegenden noch erheblich aufgewertet, aber natürlich die Bearbeitungszeit sicher in die Länge gezogen. Ausweislich des dem letzten Band (IV) beigegebenen, das Gesamtwerk erschließenden „Repertorio generale dei documenti in ordine cronologico (1901–1954)“ sind schätzungsweise zwei Drittel der nachgewiesenen Dokumente in der vorlie-

genden Edition publiziert. Private Aufzeichnungen De Gasperis wurden in die Edition nicht aufgenommen. – Zum Konzept gehört die ausführliche historiographische Einordnung der edierten Dokumente durch ausgewiesene Kenner der Materie; die Edition liefert die Interpretation ihrer Dokumente gleich mit. Das mag ein puritanischer Editor zurückweisen, muß jedoch grundsätzlich als Leistung gewürdigt werden. Denn die umfangreichen Einführungen in der Stärke je ca. zweihundertseitiger Monographien aus der Feder von Giorgio Vecchio (Vol. II), Guido Formigoni (Vol. III) und Pier Luigi Ballini (Vol. IV) sind in der Tat von eigener, hoher Qualität und zeugen im übrigen von der Selbstlosigkeit der Autoren, hätten sie doch problemlos als selbständige Publikationen vertrieben werden können, während sie hier in den Dokumentengebirgen der schweren Bände fast zu versinken drohen. – Giorgio Vecchio stellt seine Einführung zu Band II (1919–1942) unter das Leitthema „Die Niederlagen eines Politikers aus Berufung“. Die Erfahrung anhaltender politischer Enttäuschung bei gleichzeitigem Beharrungsvermögen bildet den Interpretationsrahmen für seine Darstellung De Gasperis in jener mehr als zwanzigjährigen Phase, gekennzeichnet vom Sieg des Faschismus, der Auflösung des PPI, schließlich der Verhaftung De Gasperis und seinem erzwungenen Rückzug in die innere Emigration, ins „Exil“ der Vatikanischen Bibliothek, die ihm über Jahre hinweg einen Schutzraum – wenn auch unter ökonomisch prekären Bedingungen – bot. Als Konstanten der Persönlichkeit De Gasperis werden identifiziert: seine im Kern unzerstörbare „politische Natur“, sein früh ausgebildetes und über sein gesamtes Leben hinweg sich kaum veränderndes politisches Koordinatensystem, seine „beneidenswerte Kohärenz“ (II, 13), bei gleichzeitig pragmatischem, nie ideologischem Politikstil. So habe sich De Gasperi gezwungenermaßen ins Private zurückgezogen, sei aber gleichwohl stets Politiker geblieben. Die Dokumente jener Jahre – ihrerseits wiederum eingeleitet von kürzeren, stärker auf die Charakteristik der publizierten Quellencorpora bezogenen Einführungstexten der bearbeitenden Editoren – gliedern sich in Anlehnung an die biographischen Zäsuren in zwei große Abschnitte: Trentinische und italienische Politik in den Jahren der „ersten Nachkriegszeit“, 1918–1926 (De Gasperi als Publizist für die Zeitschrift „Il nuovo Trentino“, 1918–1926, De Gasperi und der PPI, 1919–1925, schließlich De Gasperi als Parlamentarier in Rom in den Jahren 1921–1926), sowie die Zeit der „inneren Emigration“, 1927–1942. In diesen langen Jahren sah sich De Gasperi vor allem auf historisch-politische Schriftstellerei beschränkt, die er oftmals unter Pseudonym für unterschiedlichste, in der Regel katholische Organe, etwa das deutsche „Hochland“ ausübte. Hier ist ein reicher Ertrag von Aufsätzen zu entdecken, nicht nur historischer und gesellschaftstheoretischer Natur über das Verhältnis von Kirche, Religion und Staat, über päpstliche Soziallehre (hier be-

sonders hervorzuheben die umfangreiche Studie von 1931 über die Entstehungsgeschichte von *Rerum Novarum*), katholische Politik und Parteien in verschiedenen Ländern, sondern zum Teil auch von hoher aktueller Brisanz – wie der über die Haltung des deutschen Protestantismus zu der sich etablierenden NS-Herrschaft von 1934 (II, 1909ff.). Diese Beiträge vermitteln einen intimen Einblick in die politische Gedankenwelt und zeigen gleichzeitig die Weite des geistigen Horizonts des späteren Begründers der christlichen Demokratie in Italien auf. Um einen Überblick über den Reichtum der von De Gasperi behandelten Themen zu erhalten, sollte stets das „Repertorio generale“ mit herangezogen werden, da die ans Ende der jeweiligen Bände gestellten Dokumentenverzeichnisse etwas schwerfällig zu handhaben sind. Der Block der Jahre des „inneren Exils“ wird fortgesetzt mit der Dokumentation der in vierzehntägigem Rhythmus von De Gasperi unter dem Pseudonym „Spectator“ für das vatikanische Organ „L'illustrazione Vaticana“ verfaßten Chroniken der Hauptereignisse der internationalen Politik, einem Panoptikum der Weltpolitik der Jahre 1933 bis 1938, zusammengestellt und kommentiert durch den katholischen Politiker und gesellschaftspolitischen Denker De Gasperi (Bd. II/3). Herausgeber Maurizio Cau erkennt in dieser Kommentierung nicht immer „besonders originelle Positionen“ (II, 1507), sondern das in der Zeit übliche Weltbild eines katholischen italienischen Politikers mit starker Affinität zu den politischen Positionen des Hl. Stuhls. Dies umfaßt selbstverständlich einen tiefen Antikommunismus ebenso wie die Ablehnung des Nationalsozialismus mit seiner rassistischen ideologischen Basis. Deutlich bringt De Gasperi seine Distanzierung vom rassistischen Antisemitismus zum Ausdruck, während im Umgang mit Positionen des religiös bzw. sozio-ökonomisch motivierten Antijudaismus Spuren jener von Giovanni Miccoli als „autodifesa“ bezeichneten, zur Apologetik und Selbstabschottung tendierenden Haltung der Kirche gegenüber den jüdenfeindlichen Gewaltexzessen der Zeit zu finden sind. – Den Abschluß der Edition zu den Jahren bis 1942 bildet die erstmals unter dem Namen ihres verantwortlichen Urhebers gedruckte umfangreiche, wahrhaft „globale“ Kompilation De Gasperis über die katholische Weltpresse, die seinerzeit anonym als Katalog zur „Weltausstellung der katholischen Presse 1939“ im Vatikan erschienen war (II, 2781–2949). In der Phase des Zusammenbruchs des italienischen Faschismus ergriff De Gasperi sofort die Gelegenheit, an der politischen Neugestaltung Italiens mitzuwirken, in den zunächst illegalen *Comitati di Liberazione Nazionale* (CLN) und als treibende Kraft einer neuen katholischen politischen Partei, der *Democrazia Cristiana* (DC), deren erste Organisationsformen im Untergrund seit 1942 entstanden. Die Jahre der „transizione“, 1943–1948, beschreibt in seiner Einführung zu Bd. III Guido Formigoni. Dabei wird De Gasperi als jetzt „siegreicher“ Politiker

in der Führungsrolle auf dem Weg zum neuen, demokratischen italienischen Staat gezeichnet. Themen sind zunächst die Entstehungsgeschichte der *Democrazia Cristiana* als demokratischer, katholischer, jedoch nicht klerikaler Massenpartei, das schwierige Verhältnis zu den Vertretern anderer, zumal kommunistischer und sozialistischer politischer Richtungen in den CLN, De Gasperis erste Amtszeit als Außenminister unter den Ministerpräsidenten Bonomi und Parri und schließlich der eigene Eintritt ins Amt des Ministerpräsidenten am 10. Dezember 1945 an der Spitze einer sehr großen Koalition der CLN-Parteien. Der Weg zur neuen italienischen Verfassung über Konstituante und Referendum nimmt ebenso breiten Raum ein wie die ersten außenpolitischen Schritte De Gasperis, sein Verhältnis zu den Vereinigten Staaten, die „Westanbindung“ via Marshallplan, sowie schließlich der Bruch mit der Linken. Am Ende dieses Abschnitts steht der triumphale Wahlsieg vom 18. April 1948, mit der absoluten Mandatsmehrheit der DC im Parlament. Darin sei, so Formigoni, De Gasperis konsequente, vor allem gegen die kommunistische Bedrohung gerichtete Politik belohnt worden und seien „die wesentlichen Voraussetzungen der inneren Stabilisierung“ gelegt worden, auf deren Basis Italien den Weg in eine parlamentarische Demokratie des „westlichen Typus“ beschreiten konnte (III, 146). De Gasperi habe mit diesem Abschluß der „transizione“ endgültig die Statur des „Staatsmannes“ gewonnen. – Die Dokumente des dritten Bandes folgen dieser Agenda, indem sie zunächst De Gasperis Beiträge in den legislativen (Consulta nazionale, Assemblea costituente) und exekutiven Organen (Comitato centrale di liberazione nazionale, Consiglio dei sei, Consiglio dei ministri) in den Jahren der „transizione“ und schließlich seine Rolle für die Frühgeschichte der DC illustrieren. Zwei Drittel des zweiten Teilbandes dieses Blocks umfassen Materialien zur Außenpolitik der Jahre 1944–1948. Wie in der bereits angesprochenen Folgedokumentation zur Außenpolitik in den Jahren 1948–1954 wurden von der Bearbeiterin Sara Lorenzini die einschlägigen italienischen staatlichen und privaten Archive mit außenpolitischen Beständen durchforstet, so daß auch hier zahlreiche bisher unbekannte Stücke zur Geschichte der Einbindung Italiens in das in diesen Jahren neu entstehende europäische Staatensystem und seine Organisationen präsentiert werden können. – Der Wahlsieg vom April 1948 führte De Gasperi auf den Höhepunkt seiner politischen Laufbahn. Der abschließende Band der Edition steht unter dem Thema „Stabilisierung der Republik“ und versammelt die Parlamentsreden De Gasperis aus den Jahren 1948 bis 1954 sowie seine Redebeiträge im Ministerrat, abgedruckt nach den Ministerratsprotokollen. Ein weiterer Block dieses Teils der Edition stellt Schriften, Reden und Interviews des Ministerpräsidenten und DC-Parteiführers außerhalb der engeren Regierungsarbeit zusammen. Den Schluß bildet die umfangreiche Dokumentation

zur Außenpolitik, unter dem Titel „De Gasperi zwischen atlantischer Allianz und Europäischer Verteidigungsgemeinschaft“. Die Einführung von Pier Luigi Ballini, „De Gasperi und der Aufbau der Demokratie (1948–1954)“, vermittelt ein detailreiches Bild nicht nur der inneren Entwicklung Italiens in jenen Jahren, sondern auch der unter der Regierungsführung De Gasperis an der Spitze sogenannter „zentristischer Koalitionen“ erreichten Einbindung seines Landes in die westlichen Bündnis- und Wirtschaftssysteme, hier v. a. zu nennen NATO (1949) und Montanunion (1951). Europäische Stabilitäts- und Sicherheitspolitik als Lebensversicherung gegen die kommunistische Bedrohung bewegten De Gasperi ebenso sehr wie die innere Ausgestaltung der italienischen Demokratie (Reform des Wahlgesetzes von 1953) und der Ausbau der gesellschaftlichen Reichweite der DC, etwa im Verhältnis zu den katholischen Gewerkschaftsverbänden und der starken, aber klerikal dominierten „Katholischen Aktion“. Über Fragen der Ausrichtung katholischer Parteipolitik, etwa durch eine stärkere Reaktivierung des Popolari-Gründers Don Luigi Sturzo, entstanden in den letzten Lebensjahren De Gasperis auch von diesem bedauerte Differenzen mit dem Vatikan. Als offene Wunde im Verhältnis zu den Alliierten wie auch zum kommunistischen Nachbarn Jugoslawien empfand De Gasperi die anhaltend ungelöste Triest-Frage. Trotz aller politischen Erfolge und ungeachtet der internationalen Anerkennung des „Staatsmannes“ De Gasperi – wofür zum Beispiel seine Wahl zum Präsidenten der Versammlung der Montanunion 1954 zeugt –, gelang der DC 1953 die Wiederholung des Wahlerfolges von 1948 nicht. De Gasperi scheiterte im Juli 1953 mit dem Versuch, erneut eine Regierung zu bilden, und zog sich anschließend auf die Parteiarbeit und den Einsatz als „elder statesman“ für europäische Belange zurück. Besonders am Herzen lag ihm das Projekt der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ (EVG). Ohne die europäische Einigung, äußerte er im März 1954 Adenauer gegenüber, fände die Welt weder zu Stabilität noch zum Frieden; die Europäische Union und speziell die Europäische Verteidigungsgemeinschaft bildeten die sicherste Garantie auch für die Unabhängigkeit und Integrität der nationalen Territorien (IV, 193). Das sich anbahnende Scheitern des EVG-Vertrags in der französischen Nationalversammlung verfolgte der bereits schwerkranke De Gasperi noch mit großer Sorge; die entscheidende Abstimmung am 30. August 1954 erlebte er nicht mehr. Am 19. August war er gestorben. „Mit De Gasperi verband mich eine aufrichtige Freundschaft“, schrieb Adenauer in seinen „Erinnerungen“ (Bd. III, S. 259). „Er war durchdrungen von der großen historischen Verpflichtung, die das gemeinsame christlich-abendländische Erbe den Völkern Europas auferlegte. Italien hatte als einer der ersten europäischen Staaten die Notwendigkeit des gemeinsamen Weges erkannt ... De Gasperi ist zu früh gestorben.“ Der jetzt abgeschlossenen Edition zu Ehren dieses „großen

Europäers“ mit seinen Wurzeln in einer eminent „europäischen Region“, dem Trentino, haftet natürlich auch der Charakter eines Denkmals an. Hier ist ein Erbe dokumentiert, ein Kernstück europäischer Christdemokratie, die geistige und politische Hinterlassenschaft der wichtigsten politischen Gestalt der italienischen Nachkriegsgeschichte. Auch wenn diese Nachkriegsgeschichte, wenn Leben und Werk Alcide De Gasperis seit langen Jahren so breit erforscht und in letzte Winkel hinein durchleuchtet sind wie dasjenige Adenauers oder Robert Schumans, so fehlte doch bisher noch dieser zusammenfassende Block der „*Scritti e discorsi politici*“, fehlte eine Art „Röhndorfer Ausgabe“ für De Gasperi. Ältere, kleinere Zusammenstellungen werden durch sie nun abgelöst, die Rezeption De Gasperis über den Zugriff auf seine eigenen Äußerungen wird auf eine neue, breite Basis gestellt. – Die große Edition steht also durchaus für einen Qualitätssprung. Ob die Verantwortlichen darüber nachgedacht haben, den analytischen Zugriff auf die Texte über neuere Methoden EDV-gestützter Schlagwortsuchen durch die gleichzeitige Bereitstellung einer digitalen Variante der Edition zu verbessern, ist nirgends ersichtlich. Bemerkens- und in den Augen des Rezensenten auch lobenswert ist jedenfalls die Entscheidung den traditionellen, „analogen“ Typus der in Buchform gedruckten Edition beizubehalten. Ungeachtet aller unbestreitbaren Vorteile tendiert die digitale Form doch dazu, eine zentrale Technik kulturwissenschaftlicher Erkenntnisbildung verkümmern zu lassen. Denn indem das Digitale den punktuellen Zugriff begünstigt, geht der Sinn für die Breite, das Gleichzeitige, die Kontexte, die Kohärenzen aber auch Inkohärenzen des Quellenmaterials verloren, der beim Blättern und Lesen in den gedruckten, wie hier voluminösen Bänden geradezu „haptisch“ gefördert wird. Thomas Brechenmacher

Maria Framke, Delhi – Rom – Berlin. Die indische Wahrnehmung von Faschismus und Nationalsozialismus 1922–1939, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2013, ISBN 978-3-534-25499-6, € 79,90. – Die Autorin konfrontiert den Leser zunächst mit einem Interview vom 31. Juli 1938, in dem der spätere erste Premierminister des unabhängigen Indien, Jawaharlal Nehru, gegenüber dem Korrespondenten der „*Rudé Právo*“ erklärt hatte, in Indien gebe es keine Faschisten. Framke stellt sich die Aufgabe, diese Behauptung zu hinterfragen und die Einstellung der „englischsprachigen antikolonialen Öffentlichkeit“ (S. 17) zum Faschismus und Nationalsozialismus zu rekonstruieren. In den Fokus rücken der „Indische Nationalkongreß“ (INC), die „Hindunationalisten“ und die sog. „bengalische Intelligenzija“, deren Presseerzeugnisse systematisch ausgewertet werden. Weitere wichtige Quellen der Arbeit stellen die publizierten Werke und unveröffentlichten Privatpapiere der untersuchten indischen Autoren, die Unterlagen des INC und der nationalistischen

schen Partei „Hindu Mahasabha“, sowie Aktenbestände des italienischen Außenministeriums, des Nachlasses von Giovanni Gentile und die „India Office Records“ der British Library dar. Ihre Auswertung ergibt ein heterogenes Bild, das den ausschließlich antifaschistischen Deutungsanspruch Nehrus bzw. der Führungsspitze der Kongreßpartei deutlich relativiert. Generell wurden nämlich Faschismus und Nationalsozialismus unter dem Aspekt debattiert, ob sie eine brauchbare Alternative zum britischen Modell der parlamentarischen Demokratie und liberalen Wirtschaftsordnung sein könnten, ob sie den Dekolonisationsprozeß befördern und Perspektiven für den indischen Nationsbildungsprozeß anzubieten hätten. Die indischen Diskussionsbeiträge waren daher stark vom eigenen kolonialen Erfahrungshorizont geprägt. Den eklektischen Zugang der Rezeption, die die Umgestaltung von Staat und Gesellschaft in Italien und Deutschland primär daran gemessen hat, ob einzelne Bereiche dieser Neuordnung für die Entwicklung eines indischen Nationalstaats brauchbar erschienen, verdeutlicht die Autorin an fünf Politikfeldern, die zugleich die Hauptteile der Arbeit darstellen: Zunächst werden die Austauschbeziehungen in den Bereichen Kultur und Wissenschaft beleuchtet. Sowohl Italien als auch Deutschland vergaben Stipendien an indische Studierende, die nach ihrer Rückkehr ein positives Bild von Faschismus respektive Nationalsozialismus verbreiten sollten. Im zweiten Hauptteil wird die kontroverse indische Wahrnehmung der Jugend- und Bildungspolitik von Faschismus und Nationalsozialismus analysiert. Anschließend werden Rassismus und Antisemitismus beleuchtet. Die indischen Rezipienten sahen sich mit der Tatsache konfrontiert, daß wichtige Vertreter der nationalsozialistischen Rassenlehre wie Alfred Rosenberg und Hans F. K. Günther zwar eine hohe arische bzw. indogermanische Vergangenheit der Inder konzidierten, zugleich aber auch von der Minderwertigkeit der zeitgenössischen Bewohner des Subkontinents überzeugt waren. Dies rief in Indien heftigen Widerspruch hervor, der sich weniger gegen die Rassenlehre und -politik an sich als gegen die Einordnung der Inder richtete. Der Antisemitismus wurde bis 1938 neutral oder sogar entschuldigend kommentiert, dann gab es vermehrt kritische Stellungnahmen. So nahm zwar die verbale Solidarität mit den Juden zu, doch sollten diese in Indien keineswegs uneingeschränkt aufgenommen werden. Im vierten Hauptteil werden die wirtschaftspolitischen Maßnahmen behandelt, die unter den indischen Rezipienten auf erhebliche Zustimmung stießen. Auf die Intellektuellen aus Bengalen z.B. übte das Modell des korporativen Staates eine besondere Anziehungskraft aus. Kritik rief hingegen die Autarkiepolitik hervor, die in Indien nicht praktikabel sei. Daß die Außenpolitik Italiens und Deutschlands in der zweiten Hälfte der 30er Jahre stark kritisiert wurde, verdeutlicht der fünfte und letzte Hauptteil am Beispiel des Abessinienkriegs und der Sudetenkrise.

Der Expansionismus der beiden Mächte wurde vor dem Hintergrund des britischen Imperialismus diskutiert. Dabei stellte sich die Frage nach dem Zusammenhang von Faschismus und Imperialismus und im abessinischen Fall nach antikolonialer Solidarität. Insgesamt und variierend nach Politikfeldern fanden sich in Indien neben kritischen auch viele mit Italien und Deutschland sympathisierende Meinungen. Dabei „wurde Italien viel stärker als Deutschland als Vorbild für den sich formierenden indischen Nationalstaat wahrgenommen.“ (S. 308) Offen bleibt, wie repräsentativ die aus dem „nationalen Medium“ (S. 18, Anm. 12) der Presse rekonstruierten Stimmen für das politische Bewußtsein jener Jahre nun tatsächlich waren. Das liegt aber nicht an den inhaltlich ausgezeichneten Darlegungen der Autorin, sondern an der Schwierigkeit der Materie.

Michael Thöndl

Lucia Ceci, *L'interesse superiore. Il Vaticano e l'Italia di Mussolini*, Roma-Bari (Laterza) 2013 (Storia e Società), XI, 338 S., ISBN 978-88-581-0779-9, € 22; Alberto Guasco, *Cattolici e fascisti. La Santa Sede e la politica italiana all'alba del regime (1919–1925)*, Bologna (il Mulino) 2013 (Testi e ricerche di scienze religiose. Nuova serie 50), 575 S., ISBN 978-88-15-24520-5, € 40. – Die Forschung zum italienischen Faschismus als Schlüsselepoche der nationalen wie internationalen Geschichte erfreut sich jenseits aller Moden und Konjunkturen ungebrochener Aktualität. Dies gilt ebenso für die Erforschung der Beziehungen zwischen katholischer Kirche und Faschismus. Die Historiographie profitiert hier von neuen Fragestellungen und Debatten der Faschismusforschung, wie sie etwa den Rassismus, die faschistischen Kriege oder Probleme des Konsenses in der italienischen Gesellschaft betreffen. Neue Möglichkeiten, weit über die engere Sphäre der Ausleuchtung kurialer Politik hinaus, eröffnete überdies die in den Jahren 2003 bis 2006 erfolgte Freigabe umfangreicher kirchlicher Aktenbestände aus dem Pontifikat Pius' XI. Seit längerem überwunden ist die Fixierung der Forschung auf einige wenige Themen, in erster Linie die Lateranverträge. Als obsolet können Deutungen kirchlichen Verhaltens in einer simplen Dichotomie von Faschismus und Antifaschismus gelten, in denen die Kirche nur als Erfüllungsgehilfin des Regimes bzw. als dessen Opfer oder Widerlager erscheint. Hervorgehoben werden nun vielmehr die Ambivalenzen und Widersprüche der wechselseitigen Beziehungen, längerfristige Kontinuitäten wie im kirchlichen Selbstverständnis und in den Beziehungen zwischen Hierarchie und Laien, die die Definition kirchlicher Interessen und das Handeln katholischer Würdenträger maßgeblich bestimmten, sowie die Binnendifferenzen innerhalb des Katholizismus und des Regimes und die Verschiebungen im Verhältnis zwischen kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Akteuren. Die zwei hier besprochenen Bände sind ge-

wichtige Beispiele für die Erträge der aktuellen Forschung. Lucia Ceci, eine renommierte Expertin kirchlicher Zeitgeschichte, die unter anderem durch ihre Studien zur Rolle des Katholizismus im italienischen Kolonialismus hervorgetreten ist, hat eine souveräne, gut lesbare Synthese auf dem neuesten Forschungsstand vorgelegt. Ihren Fokus richtet sie auf die Beziehungen zwischen dem Vatikan und den Spitzen von Bewegung bzw. Regime. Als zentrale Fragen erörtert sie die Positionierung und den Umgang der Kirchenführung mit drei eng miteinander verbundenen Kernfeldern faschistischer Ideologie und Politik: Nation, Rasse und Krieg. Ihren zeitlichen Bogen spannt sie weit über herkömmliche Periodisierungen und zeitliche Einschränkungen hinaus, von Predappio bis Dongo: Ein erstes umfangreiches Kapitel handelt vom heftigen Antiklerikalismus des jungen Mussolini und geht dann auf die „Nationalisierung“ des italienischen Katholizismus im Ersten Weltkrieg ein. Das Buch schließt mit einem kurzen Kapitel über das Verhältnis von katholischer Kirche und der *Repubblica Sociale Italiana*. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Cecis steht Achille Ratti, dessen Pontifikat ungefähr zwei Drittel der Studie gewidmet sind. Thematisiert wird vor allem die kirchliche Perspektive, auch wenn immer wieder die faschistische Sichtweise eingebracht wird. Ceci unterstreicht die Nähe der „politischen Theologie“ Pius' XI., die das Projekt des Papstes einer Rückeroberung der von den Kräften einer säkularen Moderne bedrohten Gesellschaft prägte, zum autoritären, antiliberalen und antidemokratischen Denken der Faschisten. Der Vorrang der Werte von Autorität, Ordnung und Gehorsam bahnte einem Einvernehmen der Kirche mit den zunächst rabiat antikatholischen Faschisten den Weg und ermöglichte die Unterstützung des autoritären Kurses des Regimes durch die Kirche. Der Vatikan entschied sich früh gegen eine Opposition gegen das Mussolini-Regime und setzte vorrangig auf die Gewinnung bzw. Wahrung kirchlicher „Freiheiten“ als „interesse superiore“. Der Rücktritt Luigi Sturzos vom Amt des Generalsekretärs des *Partito Popolare* auf den Druck Mussolinis hin, den die Kirchenleitung mit eben der Formel vom „höheren Interesse“ begründete und dem bald die Aufgabe der Partei durch die Hierarchie folgte, stellte nur eine Station in der Annäherung zwischen Kirche und Regime dar. Dessen Motive und Grenzen rekapituliert Ceci, die sich mehr für das „Schweigen“ Pius' XI., im Äthiopienkrieg und gegenüber den Rassengesetzen Mussolinis, als für dasjenige seines Nachfolgers interessiert, auf eindringliche Weise. Selbst mit der Krise des Jahres 1931, kurz nach Abschluss der Lateranverträge, hatte der Vatikan seine Hoffnungen, den Faschismus von innen zu „katholisieren“, nicht aufgegeben. Erst seit 1937, mit der wachsenden Verständigung Italiens mit NS-Deutschland, begann die grundsätzliche Entfremdung Pius' XI. vom Regime die jedoch keineswegs von der Kurie und seinen engsten Vertrauensleuten mitgetragen wurde.

Pius' Kritik am Regime und am Rassismus Mussolini-Italiens und Hitler-Deutschlands wurde durch den primär auf Ausgleich und die Bewahrung kirchlicher Freiräume bedachten Pacelli-Papst zensiert. Aber auch bei Pius XII. sieht Ceci eine Entwicklung, die von einer „überparteilichen“ Haltung, der überkommenen Erklärung des Krieges als Folge des Abfalls von Gott, hin zur Berufung auf die universale Geltung der Menschenrechte und damit in eine, freilich mittelbare, Verurteilung der faschistischen Diktaturen führte. Trotzdem hatte der Vatikan große Mühe, den Charakter des faschistischen Vernichtungskrieges anzuerkennen. Während die bolschewistische Kriegführung deutlich als imperialistischer Klassenkrieg verurteilt wurde, hielt sich der Heilige Stuhl mit einer Anprangerung des nationalsozialistisch-faschistischen Krieges stark zurück. Die Lektüre der Studie Guascos zum Verhältnis zwischen Katholischer Kirche und Faschismus von den Anfängen der Bewegung bis zur „totalitären Wende“ Mussolinis Anfang 1925 bestätigt, erhellt und vertieft in vielerlei Hinsicht die Befunde Cecis. Guasco, ein junger Historiker an der *Fondazione per le scienze religiose Giovanni XXIII* in Bologna, hat als erster die vatikanischen Bestände zur Frühgeschichte des Faschismus umfassend ausgewertet. Seine Darstellung hat er durch eine umfangreiche Dokumentation publizierter und vor allem archivarischer Quellen ergänzt. Obgleich seine Analyse vor dem Beginn der Politik der *Conciliazione* schließt, kann man sie auch als eine „andere“ Vorgeschichte der Lateranverträge lesen. In einem umfangreichen systematischen Kapitel umreißt Guasco die Grundzüge vatikanischer Politik im Pontifikat Pius' XI., das Projekt einer defensiv wie offensiv angelegten Rekonfessionalisierung der italienischen Gesellschaft und die grundlegenden Ambivalenzen im Umgang mit der faschistischen Bewegung, die die Kirchenführung, im Unterschied zu katholischen Antifaschisten wie Sturzo, nicht prinzipiell ablehnte, sondern in einen an sich „guten“, die gesellschaftliche und staatliche Ordnung verteidigenden, und einen „schlechten“, d. h. kirchenfeindlichen, gewalttätigen Faschismus schied. Solche Mehrdeutigkeiten lassen sich auch bei der kirchlichen Differenzierung zwischen einem verwerflichen rassistischen Antisemitismus und einem prinzipiell akzeptablen, traditionell gefärbten Antijudaismus finden. Letzterer kam selbst noch in Pius' XI. vom Vatikan zurückgehaltener gegen den Rassismus gerichteten Enzyklika *Humani generis unitas* zum Ausdruck. Guasco untersucht vor allem zwei Fragen im kirchlichen Umgang mit der faschistischen Herausforderung: zum einen die Hilflosigkeit gegenüber faschistischer Gewalt – insbesondere in Guascos Analysen vatikanischer Reaktionen auf die Lage in den von der faschistischen Offensive besonders betroffenen Diözesen und im Verhalten nach der Ermordung Matteottis werden das Unverständnis und die massive Verkennung deutlich, mit der die Kirchenführung der Gewaltoffensive des Faschismus be-

gegnete; zum anderen die den von der Kirchenführung gegen Laien und einen Teil des Klerus durchgesetzten Grenzziehungen zwischen „Politik“ und „Religion“, die auf ein illusorisches Arrangement mit dem Regime hinausliefen, der Kirche jedoch letztlich die über die Zäsuren von 1943/45 gerettete privilegierte Position in Folge der *Conciliazione* erbrachte. Nach dem Ende des faschistischen Regimes gab es weder von kirchlicher Seite noch in der weiteren italienischen Öffentlichkeit ein Interesse an der Aufarbeitung der vielfachen Verstrickungen von Kirche und Faschismus. Die Studien von Ceci und Guasco zeigen, wie sehr sich die Situation mittlerweile gewandelt hat. Und sie unterstreichen nachdrücklich, wie ertragreich die kirchliche Zeitgeschichte für die historische Faschismusforschung sein kann. Martin Baumeister

L'Archivio della Nunziatura Apostolica in Italia, vol. I (1929–1939). Cenni storici e inventario, a cura di Giovanni Castaldo e Giuseppe Lo Bianco, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2010 (Collectanea Archivi Vaticani 82), XXII, 920 S., Abb., ISBN 978-88-85042-76-6, € 45. – In der Reihe der gedruckten Inventare zu Beständen des Vatikanischen Geheimarchivs ist der erste Band zum Archiv der Apostolischen Nuntiatur beim italienischen Staat erschienen. Er umfaßt das Jahrzehnt von 1929 bis 1939, von der Einrichtung der Nuntiatur, unmittelbar nach der Ratifikation der Lateranverträge am 7. Juni 1929 bis zum Tod Papst Pius' XI. am 10. Februar 1939, mit dem die Reihe der freigegebenen Akten des Geheimarchivs derzeit endet. Das Amt des ersten Nuntius bekleidete fast 24 Jahre lang, bis 1953, Mons. Francesco Borgongini Duca, ein gebürtiger Römer, dessen Werdegang in der kurialen diplomatischen Laufbahn zunächst auf den Posten des Sekretärs der *Congregazione degli Affari Ecclesiastici Straordinari* geführt hatte. In dieser Eigenschaft war Borgongini Duca maßgeblich an der Ausarbeitung des Laterankonkordats beteiligt gewesen, eine Aufgabe, deren erfolgreiche Bewältigung ihn in den Augen des Papstes für die Übernahme der Nuntiatur qualifiziert hatte. Borgongini Duca gilt denn auch (wie andere kuriale Spitzendiplomaten in jener Zeit) als Vertrauter Pius' XI.; die sehr knapp gehaltene Einleitung von Luca Carboni weist dem Nuntius allerdings durchaus auch ein Eigengewicht zu, das in der behandelten Periode darin gelegen habe, nach einem Ausgleich zwischen den extrem gegensätzlichen und je auf eigene Weise „unbeugsamen“ Charakteren des Papstes und des „Duce“ zu vermitteln. Der „direkte Draht“ zum Papst scheint auf der anderen Seite das Verhältnis Borgonginis zum Staatssekretariat unter Kardinal Pacelli weniger positiv beeinflusst zu haben. Um die Beziehungslinien zum faschistischen Staat noch weiter zu komplizieren, kamen schließlich die unklar definierte Rolle des Jesuitenpaters Tacchi Venturi hinzu, der bei diversen heiklen Gelegenheiten als kurialer Sondergesprächspartner

Mussolinis fungierte, sowie die Anwesenheit auch des italienischen Botschafters beim Heiligen Stuhl in Rom, die ihrerseits einen in der diplomatischen Welt einzigartigen direkten Austausch der gegenseitigen Gesandten am gleichen Ort ermöglichte. Die Einführung in das Inventar spürt indessen diesem Beziehungsgeflecht und seiner Bedeutung für das Verhältnis des Heiligen Stuhls zum italienischen Staat in der hoch spannungsreichen Phase zwischen 1929 und 1939 nicht im Detail nach, sondern beschränkt sich auf einige Andeutungen. Als die drei „Hauptkrisen“ jenes Jahrzehnts werden der Konflikt um die Katholische Aktion (1931), die Frage der Haltung des Heiligen Stuhls zum Äthiopienkrieg (1935/36) sowie der Konflikt über die Rassengesetzgebung (1938/39) identifiziert. Wer allerdings im Inventar selbst systematisch nach den Dokumenten zu diesen drei Krisen im Nuntiaturarchiv sucht, sieht sich sogleich mit einer gewissen Schwerfälligkeit konfrontiert, die einerseits im Ordnungsprinzip des Archivs selbst, teils aber auch in der Struktur des Inventars gründet. Leider verzichtet das überaus detaillierte, fast 150 Seiten umfassende Namen-, Orts- und Institutionenregister auf die Verzeichnung von Sachbetreffen. Während die Äthiopienfrage über den Ortseintrag „Etiopia“, die Katholische Aktion immerhin über das Institutionen-Lemma „Azione Cattolica“ anzusteuern ist, wird es im Fall der Rassengesetzgebung schwieriger: als Sachbetreff (*leggi razziali*) erscheint sie ebensowenig im Register wie etwa die Stichworte „ebrei“, „matrimoni misti“ oder „razzismo“. Vielleicht wäre es benutzerfreundlicher gewesen, dem eingangs aufgeführten Kurzverzeichnis der „buste“ mit seinen oftmals wenig aussagekräftigen Titeln wie „Ministeri“, „Corpo Diplomatico“, „Nazioni“ auch einen Überblick über die einzelnen Unterfaszikel beizugeben. Wer sich allerdings zu den einschlägigen Faszikeln seines Interesses durchgeblättert hat, findet – und hier liegt die eigentliche, entsagungsvolle Hauptleistung des Inventars – die jeweiligen Inhalte penibel verzeichnet, entweder in Regestenform oder vielfach gar in wörtlichen Auszügen aus den Aktenstücken. Auch hier ließe sich über einzelne Gewichtungen streiten (so z. B. im Nationenfaszikel „Germania“, aus dem über fast zwei engbedruckte Seiten hinweg Auszüge zur Frage der Seelsorge für italienische landwirtschaftliche Saisonarbeiter in Deutschland referiert werden), wie überhaupt die Prinzipienfrage aufgeworfen werden könnte, ob es zur Aufgabe des Archivars zählt, Inventare mit inhaltlichen Zitaten aus den Akten anzureichern. Denn so oder so wird der Wissenschaftler zuletzt stets mit dem Bestand selbst arbeiten müssen, den das Inventar lediglich benutzerfreundlich aufschließen soll. Unabhängig von solchen Debatten leistet das vorliegende Inventar wertvolle Dienste und wird hinkünftig zu den unverzichtbaren Kompendien für Jeden zählen, der sich mit dem Verhältnis von Heiligem Stuhl und Italien in den 1930er Jahren befaßt.

Thomas Brechenmacher

Assunta Esposito, *Stampa cattolica in Alto Adige tra fascismo e nazismo. La casa editrice Vogelweider-Athesia e il ruolo del canonico Gamper (1933–1939)*, Roma (Aracne) 2012 [gedruckt 2013] (Storia Contemporanea/13. Collana diretta da Valentina Sommella), 191 S., ISBN 978-88-548-5421-5, € 12. – Die deutschsprachige katholische Presse Südtirols stand in den dreißiger Jahren unter besonderer Beobachtung der faschistischen Behörden. Wochenzeitungen wie „Dolomiten“ und „Volksbote“, die zum Verlag Tyrolia gehörten, der 1926 seinen Namen in Vogelweider abwandelte und von dem Kanoniker Michael Gamper geleitet wurde, gehörten mit ihren 14 000 bzw. 26 000 Exemplaren zu den auflagenstärksten katholischen Organen in Norditalien – gerade im Vergleich mit der italienischsprachigen katholischen Presse in Padua, Genua, Udine, Turin oder Mailand. Interessant an der Studie sind insbesondere die Elemente, die den Entscheidungsprozeß in Rom und das Verhältnis zwischen Peripherie und Zentrum beleuchten. Dabei kommt zum einen das Bild eines Diktators im Palazzo Venezia zum Vorschein, der – als Referenzperson des Klerus auch in Südtirol und im Trentino – durch persönliche „Gnadenakte“ seine Macht steigern konnte, aber gleichzeitig nicht in die lokale Repressionspolitik der Präfektur in Bozen eingriff, so daß sich das Bild einer gewissen Schaukelpolitik zwischen Rom und der Peripherie ergibt. Die permanente und kapillare Überwachung von Land und Leuten durch die faschistische Geheimpolizei und ihren Spitzelapparat ist als basso continuo sichtbar. Die herangezogenen Quellen stammen ganz überwiegend aus den römischen Archiven (ital. Außenministerium, Zentrales Staatsarchiv, *Azione cattolica*, Vatikanisches Geheimarchiv), die nicht durch südtiroler, deutsche oder österreichische Archivbestände ergänzt werden. Das Schwergewicht der Darstellung liegt vor allem auf dem „Unglücksjahr“ 1935, als sich der Verlag auf Druck des Präfekten Mastromattei zum Jahresende von „Vogelweider“ in „Athesia“ umtaufte und eine Reihe von obrigkeitlichen Restriktionen das Gampersche Verlags- haus beeinträchtigten – auch wenn dank des Konkordats ein argumentativer Hebel gegeben war, um die Weiterexistenz einer deutschsprachigen katholischen Presse für die Zwecke der Pfarreien einzufordern. Aus der Nachkriegs- sicht wurde nicht der im Februar 1934 vermutlich von Faschisten oder Irredentisten gelegte Brand, der sowohl in den Magazinen wie in den Büroräumen der Vogelweider-Buchhandlung in Bozen enorme Schäden anrichtete, als das größte Unglück gesehen, sondern die vielfältigen Restriktionen des Jahres 1935, die die Existenz des Verlags zu gefährden schienen. Verschärft wurde die Situation durch die Volksabstimmung an der Saar, deren positive Rezeption im deutschsprachigen Südtirol zu gewalttätigen Reaktionen der intransigenten Faschisten führte, allen voran des Parteisekretärs Tallarigo, der sich aber mit Präfekt Mastromattei überwarf. Der quellenmäßige interessanteste Teil der

Darstellung betrifft Gampers „römische Gönner“: Welche Rolle spielte die Kurie für die Selbstbehauptung des Verlagshauses, der Buchhandlung und der Zeitschriften in den dreißiger Jahren? Aus den ergänzend herangezogenen Akten des Vatikans wird deutlich, daß die Bischöfe in Brixen und Trient stets in engem Kontakt mit der römischen Kurie standen, aber sie kannten einen noch effizienteren direkteren Weg, um vom faschistischen Regime etwas zu erreichen: die persönliche Eingabe an den Diktator selbst. Den beschritt der Brixener Bischof Geisler – auf Anraten kurialer Behördenvertreter wie Pizzardo und Borgongini Duca, die beide annahmen, daß eine diplomatische Eingabe über die italienische Botschaft beim Heiligen Stuhl weniger wirksam sein würde –, als er Mussolini inständig bat, die Anordnung zur Schließung der Buchhandlung Vogelweider, die der Kommissarische Präfekt in Bozen mit der Begründung verfügt hatte, die Buchhandlung sei ein Zentrum nationalsozialistischer Propaganda, wieder aufzuheben. Kardinalstaatssekretär Pacelli ließ diesen Vorwurf sofort und diskret durch den Gouverneur der Vatikanstadt, Camillo Serafini, vor Ort prüfen. Bischof Geisler konnte den Vatikan beruhigen. Er warf gleichzeitig die Frage der kulturellen und linguistischen Selbstbehauptung auf, um die Spannungen zwischen identitätsbewußtem lokalem Klerus und repressiver italienischer Obrigkeit zu erklären. Es war bezeichnend, daß Geisler auch auf die Rückkehr der Bevölkerung an der Saar in die „große deutsche Familie“ hinwies. Nach der Schließung der Vogelweider-Buchhandlung hatte Geisler offenbar – der kuriale Entscheidungsprozeß wird von der Vf. nicht eindeutig rekonstruiert – die Empfehlung der Kurie gar nicht erst abgewartet, sondern selbst entschieden, sich an Mussolini zu wenden. Die bischöfliche Supplik an den Regierungschef war von Erfolg gekrönt. Zugleich wurden einige Priester, die von polizeilichen Überwachungsmaßnahmen betroffen waren, vom „Duce“ begnadigt. Unabhängig von den Entscheidungen in Rom fuhr der Präfekt in Bozen aber fort, die Südtiroler deutschsprachige Presse einzudämmen: unter Verweis auf die Papierrationierung in Italien, eine Folge des Äthiopienkriegs, wurden vier Vogelweider-Zeitschriften, deren Adressaten aus den Titeln unschwer abzulesen sind, eingestellt: „Die Frau“, „Jugendwacht“, „Der kleine Postillon“ und der wissenschaftlich-kulturell orientierte „Schlern“. Erneut erfolgten bischöfliche Eingaben aus Brixen und Trient direkt an Mussolini, um diese Maßnahme rückgängig zu machen, wobei flankierend die Kurie um diplomatische Unterstützung gebeten wurde. Vf. bestätigt indirekt die bisherigen Forschungen zur repressiven faschistischen Entnationalisierungspolitik in Südtirol, auch wenn die einschlägige deutschsprachige Forschungsliteratur im Gegensatz zur Memorialistik kaum Erwähnung findet und auch so mancher italienische Titel fehlt. Daß sich Gampers an die Positionen des Präfekten Mastromattei wieder annähern konnte, als die Frage der

Optionen die Südtiroler Gesellschaft spaltete und ein Wegzug für die Deutschland-Optanten den dauerhaften Verlust ihrer Heimat zu bedeuten schien, ist nur ein scheinbarer Widerspruch und vielleicht eher ein Beleg dafür, daß der Kanonikus nicht die Sympathien für den Nationalsozialismus hatte, die ihm bzw. seinen Presseorganen in Spitzelberichten der römisch-faschistischen Behörden (deren Inhalte selbst von der faschistischen Polizei in Frage gestellt wurde, wie Vf. an dem Benuzzi-Bericht zeigen kann) mitunter nachgesagt wurden.

Lutz Klinkhammer

Victoria C. Belco, *War, Massacre, and Recovery in Central Italy, 1943–1948*, Toronto-Buffalo-London (University of Toronto Press) 2010, 574 S., ISBN 978-0-8020-9314-1, \$ 99. – Wie konnten sie weiterleben nach der Erfahrung von Krieg, Okkupation und Massakern an ihren Familienangehörigen durch die deutschen Truppen? Diese Frage stellte sich nicht nur der Priester Polvani, der die Massakeropfer von San Pancrazio und Castelnuovo dei Sabbioni zu beerdigen hatte, sondern auch die Vf. bei der Analyse einer Vielzahl kleiner Gemeinden in der Provinz Arezzo in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende. Die Kampfhandlungen endeten in der Toskana mit dem deutschen Rückzug im Sommer 1944, doch zuvor hinterließen Wehrmacht und Waffen-SS eine Blutspur, die in der Provinz Arezzo besonders stark war. In einer dichten Beschreibung der alltäglichen Probleme des Wiederaufbaus werden die dabei involvierten Institutionen beschrieben, die Situation in der Landwirtschaft und die der *mezzadri* in der überwiegend agrarisch strukturierten Provinz, Wohnraumbeschaffung, Proteste und Streiks, ferner Phänomene des sozialen Wandels, vor allem aber das Problem der großen Arbeitslosigkeit in der Provinz, das nur zum Teil über öffentliche Aufträge und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen durch die Behörden (Präfecten, Polizeipräsidenten) gelöst werden konnte. Die Geschichte der Arbeit in Italien in den Jahren nach dem Krieg ist, so die Vf., eine Geschichte der *Arbeitslosigkeit* und der Versuche, sie zu beenden. In der öffentlichen Verwaltung konkurrierten Hunderte von Arbeitslosen um fünf Stellen. Dafür waren Rangfolgen zu erstellen, die wiederum Kategorisierungen der Menschen verlangten: die Teilnahme am Krieg und der Grad des erfahrenen Leids wurden zum Gradmesser für die (geringe) Intensität staatlicher Versorgung. Dieser Kampf um Anerkennung und Beschäftigung spaltete die Gesellschaft statt sie zusammenzuschweißen: Unterschiede zählten, nicht Gemeinsamkeiten. Immerhin konnten Familienangehörige von Opfern des Massakers von Civitella in der Kommunalverwaltung eine Stelle finden, nicht so hingegen ein Frontheimkehrer, der angab, erst an der „libysch-äthiopischen (sic!) Front“, dann in Rußland „seine Pflicht als Soldat und Italiener“ getan zu haben. Dennoch seien die Toten der Massaker – so die Vf. mit resümierenden,

offenbar auf ein englischsprachiges Publikum abzielenden Einsprengseln zu den Problemen der italienischen Kriegserinnerung – nicht genügend geehrt und erinnert worden. Während die Massaker auf lokaler Ebene zu Diskussionen um Verantwortlichkeiten auf Seiten des Widerstands führten (und die Gemeinde Civitella nicht den militärischen Ehrenorden anstrebte, sondern einen des zivilen Opfermuts), konnte auf nationaler Ebene eine gemeinsame Kriegserinnerung herausbilden, die die „Nazi-Barbarei“ zum unbestrittenen kleinsten gemeinsamen Nenner erhob. Die Existenz des „Schrancks der Schande“ habe jedoch bewiesen, wie gering das Bemühen um strafende Gerechtigkeit auf nationaler Ebene gewesen sei. Die auf ausgedehnten Quellenrecherchen nicht nur zentralstaatlicher Provenienz, sondern auch in zahlreichen Lokal- und Vereinsarchiven beruhende und mit einer umfangreichen Bibliographie versehene Studie kommt dennoch zu wenig überraschenden Ergebnissen. Daß der Zweite Weltkrieg in weit stärkerem Maß als frühere Kriege auf die Zivilbevölkerung dramatische und traumatische Wirkungen gehabt habe, ist seit langem unbestritten und der lokale Rahmen bestätigt dies unter Heranziehung einer Vielzahl von Einzelschicksalen. Die Probleme des Wiederaufbaus, des weiteren Umgangs mit den Kriegserfahrungen, mit dem erlebten Tod von Familienangehörigen, mit Bombenangriffen, Vergewaltigungen, Entbehrungen: all diese Phänomene waren in nahezu jedem europäischen Staat, der eine nationalsozialistische Besatzung erfahren hatte, präsent. Sie bestanden aber auch für die deutsche Bevölkerung selbst. Warum gerade in Italien eine solche nationale Opfer- und Märtyrererinnerung entstehen konnte und doch gleichzeitig die konkrete Hilfe für die Opfer eher dürftig ausfiel, diese Frage erhält nur indirekt eine Antwort (z. B. über Hinweise auf das lange Weiterbestehen von Flüchtlingscamps wie dem in Laterina). Das lokale Beispiel demonstriert jedoch, wie stark die Zuschreibung von Bedeutung an bestimmte Ereignisse und eine Heraushebung bestimmter Kriegsoffer mit der Entwicklung der italienischen Nachkriegsgesellschaft bis heute verwoben ist. Die Anerkennung der Opfer nationalsozialistischer Massaker war in der Provinz Arezzo mit der Verleihung der „zivilen Ehrenmedaille“ von 1963, wie gezeigt wird, nicht abgeschlossen. Insofern stellt sich jedoch auch die Geschichtsschreibung, die darüber handelt, in den Dienst einer Gedenkarbeit und Arbeit an der nationalen Kriegserinnerung. Dieses Buch mit seiner Empathie für die Opfer der Massaker (welche Befehle, so die Vf., könnten je ausreichend erklären, warum Frauen und Kinder in Civitella, San Pancrazio und Castelnuovo weggeschickt, in Cornia jedoch ermordet worden waren) ist nicht nur eine Rekonstruktion der Probleme des Wiederaufbaus und der Genese einer Kriegserinnerung, sondern zugleich ein Monument für die Leiden der zivilen Kriegsoffer der Provinz Arezzo. Von einem Ansatz wie dem Carlo Gentiles (Wehrmacht

und Waffen-SS im Partisanenkrieg, Paderborn 2012), der sich darum bemüht, die Spezifika einzelner Massaker sowie die Intentionen und mentalen Prägungen bestimmter Täter zu analysieren, könnte es gar nicht weiter entfernt sein. Lutz Klinkhammer

Tommaso Piffer, *Gli alleati e la Resistenza*, Bologna (il Mulino) 2010 (Biblioteca storica), 366 S., ISBN 978-88-15-13335-9, € 28. – Seit 1945 stehen die Alliierten in den Memoiren ehemaliger italienischer Widerstandskämpfer wie auch im größeren Teil der italischsprachigen Sekundärliteratur immer wieder unter Anklage. Bewußt hätten sie den Widerstandskampf besonders der politisch linksstehenden Gruppen boykottiert und die Resistenza absichtlich unzureichend materiell unterstützt. Dabei hätten sie eine langfristig ausgerichtete antikommunistische Strategie verfolgt. Seit den achtziger Jahren schrieben einige Autoren immer wieder gegen diese Anschuldigungen an (Elena Aga Rossi, *Alleati e resistenza in Italia*, in: *Problemi di storia della Resistenza in Friuli*, Bd. 1, Udine 1984; Massimo De Leonardis, *La Gran Bretagna e la resistenza partigiana in Italia (1943–1945)*, Napoli 1988), mit Tommaso Piffers Arbeit liegt nun aber ein regelrechtes Plädoyer zu Gunsten der Alliierten vor. Piffer zeigt, dass es keine koordinierte alliierte Politik gegenüber der Resistenza gegeben hat und demnach auch keine koordinierte antikommunistische Strategie. Die britischen und amerikanischen Geheimdienste (SOE und OSS) – für die Kontakte zum Widerstand hinter den deutschen Linien zuständig – kooperierten untereinander selten. Generell herrschten Rivalitäten vor, und beide Institutionen verfolgten ihre eigene Politik bei der Unterstützung der verschiedenen Widerstandsgruppen. Der OSS verzichtete ausdrücklich auf diese Zusammenarbeit und weigerte sich sogar, gemischte britisch-amerikanische Missionen zu den Partisanen zu schicken, aus Angst seine Unabhängigkeit von den auf dem Gebiet des Guerillakriegs erfahreneren Briten zu verlieren. Aber selbst innerhalb des OSS verfolgten verschiedene Abteilungen und die verschiedenen von ihnen hinter der Front abgesetzten Missionen sehr unterschiedliche Ziele. Die Politik des OSS konnte so sogar dezidiert prokommunistisch sein. So kam er nicht nur zu einer Art Abkommen mit der kommunistischen Partei Italiens, sondern einige seiner hinter den Linien abgesetzten italienischen Agenten waren selbst Kommunisten. Aber auch der britische SOE zögerte nicht, die kommunistischen Garibaldiformationen zu unterstützen. Beide Organisationen interessierten sich wenig für die politische Ausrichtung der einzelnen Gruppen, sondern orientierten sich primär an deren militärischer Schlagkraft, was die Garibaldiformationen, die sich besonders kämpferisch gaben, sogar begünstigte. Sicher versorgten die Alliierten die Widerstandsgruppen oft nur unzureichend und diese Versorgung unterlag zudem starken

Schwankungen. Diese Fluktuationen waren aber nicht auf eine politisch-antikommunistische, sondern allein militärische Strategie zurückzuführen. So konzentrierten die Briten angesichts einer geplanten Alliierten Landung in Dalmatien im Herbst 1944 ihre Materiallieferungen auf die kommunistischen (!) Titopartisanen, was die Zahl der Materialabwürfe für die italienischen Partisanen zwangsläufig verringerte. Auch widrige Wetterbedingungen und schlicht schlechte Organisation seitens der Alliierten führte zu Engpässen. In diesem Zusammenhang sieht Piffer auch den berühmt-berüchtigten Aufruf des britischen Feldmarschalls Harold Alexander, in dem dieser am 13. November 1944 die Partisanen angesichts des militärischen Stillstands an der Apenninfront und dem beginnenden Winter aufforderte, eine längere Kampfpause einzulegen. Dieser Aufruf, häufig als perfider Dolchstoß in den Rücken des Widerstandes interpretiert, war allein militär-strategischen Überlegungen geschuldet. Piffer zeigt nicht nur, dass Alexander unter den führenden alliierten Generälen als Fürsprecher der Resistenza gelten kann, sondern dass die Materiallieferungen nach dem Aufruf sogar noch verstärkt wurden. Piffers Buch basiert auf einer intensiven Archivarbeit in Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Das zutagegeförderte Beweismaterial ist eindrucksvoll und meist überzeugend. Allerdings analysiert der Autor nicht immer die Quellen mit der nötigen Kritik. Eine größere Distanz zu diesen und ein noch häufigeres Überkreuzen dieser Bestände mit denen italienischer Provenienz hätte seinem Plädoyer noch mehr Gewicht verliehen.

Steffen Prauser

Amedeo Osti Guerrazzi, *Noi non sappiamo odiare. L'esercito italiano tra fascismo e democrazia*, Milano (UTET) 2010, 368 S., ISBN 978-88-02-08318-6, € 24. – In den vergangenen Jahren ist auch die italienische Armee aufgrund zahlreicher Untersuchungen zu Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg immer wieder in das Blickfeld der Historiker geraten. Arbeiten, die ganz den Streitkräften unter Mussolini gewidmet sind und über die Kriegsverbrechen hinausgehen, sind aber in Italien noch selten. Viel Raum bekommen die italienischen Streitkräfte naturgemäß bei Giorgio Rochat, *Le guerre italiane 1935–1943. Dall'impero d'Etiopia alla disfatta*, Torino 2005. Eine monographische Abhandlung ersetzt diese eindrucksvolle Zusammenfassung aber nicht. Osti Guerrazzi versucht nun mit „*Noi non sappiamo odiare*“ eine etwas eigenständige Kombination aus Monografie und Überblicksdarstellung. Einerseits untersucht er einen bis heute unbearbeiteten Quellenbestand. Als Mitarbeiter im Drittmittelprojekt „Referenzrahmen des Krieges“ zu Wahrnehmungen und Deutungen von Soldaten der Achsenmächte unter der Leitung von Sönke Neitzel und Harald Welzer und in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom rekonstruiert Osti Guerrazzi wie italienische Offiziere den Krieg und den Faschis-

mus wahrgenommen haben. Hierzu wertet er einen Teil der britischen Abhörprotokolle von Gesprächen italienischer Kriegsgefangener in britischem Gewahrsam aus. Dabei beschränkt er sich auf die höheren Offiziere, die sich im Jahr 1943 in Wilton Park in einer relativ feudalen Gefangenschaft befanden. Die Briten interessierten sich dabei für das was Generäle und Admiräle zwischen Tennis- und Krockettspiel (S. 34) zu politischen und militärischen Fragen von sich gaben. Dieser monographische Teil des Buches wird mit einer Art Überblicksdarstellung auf Grundlage der neuesten Sekundärliteratur zur Geschichte der italienischen Armee im Faschismus kombiniert. Diese eigenwillige Kombination mag erstaunen, ist aber durchaus gelungen. Der Untertitel „das italienische Heer zwischen Faschismus und Demokratie“, erscheint auf den ersten Blick angesichts der dem Buch zugrunde liegenden Primärquellen beinahe anmaßend. Durch die gekonnte Einbettung des monographischen Teils der Arbeit in den weiteren historischen Rahmen löst Osti Guerrazzi dieses Versprechen aber ein. Er arbeitet dabei einen Fragekatalog ab: So untersucht er die Rolle des Heeres im Faschismus, das Verhältnis zwischen Armee und faschistischer Miliz sowie zwischen Offizierkorps und König, die Perzeption des deutschen Alliierten seitens der italienischen Offiziere, die italienischen Kriegsvorbereitungen und die italienischen Kriegsverbrechen. Es gelingt ihm zu zeigen, dass das Verhältnis zwischen Armee und Faschismus deutlich besser war, als es in der umfangreichen Memoirenliteratur nach dem Krieg dargestellt wurde. Die Offizierskaste war nicht nur Steigbügelhalter des frühen Faschismus, sondern führte unter Mussolini immer wieder die Vorgaben der faschistischen Führung peinlich genau aus. So setzte die Armee die Rassengesetze des Jahres 1938 eins zu eins um, was in dem Ausschluss von 25 jüdischen Generälen und 81 Offizieren endete (S. 98). Osti Guerrazzi verschweigt aber auch nicht, dass viele italienische Offiziere und Generäle dann während des Zweiten Weltkriegs unter Inkaufnahme großer Risiken zahlreiche Juden vor dem sicheren Tod bewahrten. Auch unterstreicht er den deutlichen Unterschied in Quantität und Qualität zwischen deutschen und italienischen Kriegsverbrechen in Osteuropa (S. 264f.). Letztere stellt er dennoch schonungslos dar und vergleicht die italienische Kriegsführung gegen Partisanen in Slowenien und Dalmatien mit der der Wehrmacht im deutsch-besetzten Italien nach dem 8. September 1943 (S. 257; 265). Ein Vergleich, der sicher auch heute noch in Italien bei vielen als Sakrileg gilt. Für den deutschen Leser besonders interessant ist auch das Bild, dass sich die italienischen Offiziere von ihren deutschen Kameraden machten. Es überrascht nicht, dass diese als brutal, kalt (S. 213) und professionell galten. Osti Guerrazzi zeigt aber auch, dass deren Professionalität und deren Nähe zu den einfachen Soldaten die Bewunderung vieler Italiener hervorrief und sich viele gerne unter deutsches

Kommando stellten (S. 222f.). Diese positive Perzeption wurde später von den Erfahrungen bei den Rückzügen an der Ostfront und in Nordafrika verdrängt; im allgemeinen „Rette sich wer kann“ zeigten sich die Deutschen nämlich kaum kameradschaftlich. Interessanterweise warf aber keiner der Generäle, die in Nordafrika und Russland den Rückzug auf der Führungsebene miterlebt hatten, ihren deutschen Kollegen fehlende Rücksichtnahme vor. Der Slogan des deutschen Verrats sei eine Erfindung der alliierten Propaganda, resümierte der britische Abhördienst die allgemeine Meinung der Gefangenen in Wilton Park (S. 237). Den italienischen Seitenwechsel am 8. September 1943 werteten die Gefangenen dagegen als einen italienischen Verrat am deutschen Alliierten. Gleichzeitig verurteilten sie aber Mussolinis Kollaborationsregierung in Salò einstimmig und übernahmen nach ihrer Freilassung im Oktober 1943 die Führung der badogliotreuen Armee. Überraschende Feststellungen wie diese sind in Osti Guerrazzis ausgezeichnetem wie provozierenden Buch nicht selten.

Steffen Prauser

Emanuele Rossi, *Democrazia come partecipazione. Lelio Basso e il PSI alle origini della Repubblica 1943–1947*, Roma (Viella) 2011 (I libri di Viella 130), 363 S., ISBN 978-88-8834-684-2, € 30. – Es erstaunt, dass noch keine Biographie eines der bedeutendsten sozialistischen Politiker und Gründungsväter der italienischen Republik vorliegt. Die Rede ist von dem Juristen, politischen Philosophen und Vorsitzenden des *Partito Socialista Italiano*, Lelio Basso (1903–1978). Umso erfreulicher ist es, dass kürzlich zwei junge Historiker unabhängig voneinander und zeitversetzt zwei Monographien geschrieben haben, die immerhin fünfzehn entscheidende Jahre seines Lebens in den Blick nehmen. Während Roberto Colozza bereits 2010 eine politische Biographie Bassos der Jahre 1948–1958 publiziert hat, konzentriert sich Emanuele Rossi in seinem ein Jahr später erschienenen Werk auf die Gründungsjahre der italienischen Republik. Beide Arbeiten sollen im Folgenden chronologisch besprochen werden, d. h. zunächst die Dissertation von Rossi. Seine Analyse, die er als Beitrag zur politischen Parteiengeschichte in sozio-kultureller Perspektive versteht, gliedert sich in fünf chronologisch-systematische Kapitel: Zunächst verortet er das politische Wirken Bassos für den italienischen Sozialismus in der *Resistenza*, spannt dann den Bogen über die Rolle des *Partito Socialista Italiano di Unità Proletaria* (PSIUP) – wie der PSI bis 1947 hieß – als Erneuerungsbewegung für Italien, beleuchtet im dritten Kapitel Bassos Beitrag im Rahmen des PSIUP bei der Grundsteinlegung der demokratischen Republik, bevor er die Versuche seines Protagonisten für den Aufbau einer modernen und effizienten Partei untersucht und mit der Thematik Machtpolitik versus Demokratie endet. Einen besseren Titel als „Democrazia come

partecipazione“ hätte man für das Buch kaum wählen können, denn er trifft den programmatischen Kern des Demokratie- und Politikverständnisses von Basso, der auf eine „democrazia di massa“ (S. 148) mit möglichst breiter Beteiligung der gesamten Bevölkerung, insbesondere der proletarischen Schichten, setzte. In diesem Zusammenhang scheint auch der Untersuchungszeitraum mit den Jahren der Transition von der Unterzeichnung des Waffenstillstands mit den USA und Großbritannien und dem Ausscheiden Italiens aus dem Zweiten Weltkrieg am 8. September 1943 bis hin zum Inkrafttreten der Verfassung der italienischen Republik am 1. Januar 1948 und der Präsentation von Einheitslisten aus Sozialisten und Kommunisten bei den Parlamentswahlen im April 1948 bestens geeignet, um den großen Handlungsspielraum für tiefgreifende Veränderungen in der Transformationsphase zu verdeutlichen. Rossi Studie hebt sich positiv von anderen politikgeschichtlichen Arbeiten ab, indem sie mehrmals die internationalen Bezüge ins Spiel bringt (Kapitel 1.4 zur Resistenza als internationalem Klassenkampf, Kapitel 4.6 zum italienischen Sozialismus in Europa und Kapitel 5.3 zum PSI im Kalten Krieg) und sich ebenfalls den häufig vernachlässigten Personengruppen Frauen und Jugendlichen zuwendet (Kapitel 2.4). Doch nicht nur die genannten Aspekte, sondern die gesamte Untersuchung zeichnet sich durch eine beachtliche Quellen- und Literaturfülle aus, die Rossi sorgsam ausgewertet und handwerklich einwandfrei im Anmerkungsapparat verarbeitet hat. Besonders die ausführlichen Zitate unveröffentlichten Quellenmaterials stellen auch für Kenner der Materie einen großen Gewinn dar. Wer das Buch gelesen hat, bleibt allerdings ein wenig ratlos zurück, denn man weiß nicht so recht, ob man es nun als politische Biographie oder eher als Beitrag zur Geschichte des PSI unter besonderer Berücksichtigung der Figur Lelio Bassos betrachten soll. Das hängt auch damit zusammen, dass gerade in der Einleitung eine eindeutig formulierte Fragestellung und ein theoretisch fundierter Ansatz für die Analyse kaum zu finden sind. Man hätte beispielsweise deutlich mehr aus den durchaus vorkommenden Begriffen „Generation“ und „Antifaschismus“ machen können, wenn sie richtig geschärft worden wären. Ferner ist die chronologisch-systematische Gliederung des Buches nicht immer gelungen, was den Lesefluss beeinträchtigt. Anstatt des gewählten sehr komplexen Zugriffs wäre auch hier eine stärkere Konzentration und Zuspitzung einiger Sachverhalte sinnvoll gewesen, anstatt zu versuchen, möglichst alle Aspekte in großer Detailfülle auszubreiten. So bleibt letztlich auch der Schluss der Arbeit schwach, eine Zusammenfassung mit dem Versuch einer Synthese fehlt vollständig. Und so lobenswert die Handhabung des kritischen Apparats ist, so unverständlich erscheint das Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses am Ende, womit der Nutzen der Untersuchung für die weitere Forschung eingeschränkt bzw. das Arbeiten mit

dem Werk deutlich mühsamer wird. Dies ist unso bedauerlicher, als sich Rossi bei der eigentlichen Arbeit des Historikers, dem Auffinden, Lesen und Auswerten von Quellen und Literatur große Verdienste erworben und einen wichtigen Beitrag zu einer noch zu schreibenden Gesamtbiographie Lelio Bassos geleistet hat.

Jens Späth

Roberto Colozza, Lelio Basso. Una biografia politica (1948–1958), Roma (Ediesse) 2010 (Saggi), 307 S., ISBN 978-88-230-1539-5, € 18. – Auch Roberto Colozza stellt zu Beginn seiner politischen Biographie Lelio Bassos von 1948 bis 1958 erstaunt fest, wie wenig Arbeiten über Basso trotz dessen reichen politisch-kulturellen Profils existieren. Seine Teilbiographie untersucht in einer anthropologischen Perspektive auf die Politikgeschichte, wie sich Bassos Positionen innerhalb der Diskussionen des *Partito Socialista Italiano* (PSI) entwickelten. Damit stellt Colozzas Studie gleichzeitig eine Geschichte eines Jahrzehnts des PSI dar, konzentriert sich dabei aber auf das Ziel, Bassos Bemühungen um den Aufbau des demokratischen Sozialismus in Italien nachzuspüren. Dass Basso gegenüber den charismatischen populären Sozialisten Pietro Nenni und Sandro Pertini als kopflastiger Theoretiker und Intellektueller erschien, der den PSI lediglich als Instrument seines politischen Programms betrachtete, aber keinen „patriottismo di partito“ erkennen ließ, schlug sich auch in der bisherigen italienischen Historiographie nieder, die Basso meist als Fremdkörper, Außenseiter und Idealisten abtat, dem ein gesunder Pragmatismus gefehlt habe und der deshalb zum politischen Misserfolg verdammt gewesen sei. Colozza hingegen untersucht gründlich Bassos politisches Programm der „alternativa democratica“ (S. 199) fernab des totalitären sowjetischen Modells auf dem Weg zum Sozialismus. Im Verlaufe der Erzählung erklärt sich mit dem Scheitern dieses Programms auch das gewählte zeitliche Ende der Untersuchung im Jahr 1958. Als besonders gelungen erweist sich die Einleitung der Studie, in der es dem Vf. gelingt, auf wenigen Seiten zentrale Momente des Bassoschen Denkens und Handelns auf den Punkt zu bringen. Hierzu zählen erstens sein Anknüpfen an den Marxismus – allerdings nicht im Sinne Lenins und der totalitären sowjetischen Linie, sondern als Verfechter jeweils national unterschiedlicher demokratischer Wege zum Sozialismus; zweitens sein Wirken für einen fortschrittlichen Konstitutionalismus und die moderne Massendemokratie, wodurch er den PSI gegen Bündnisse mit nicht wahrhaft demokratischen Parteien immunisieren wollte und die Sozialdemokraten als Verräter an der sozialistischen Sache brandmarkte; drittens seine Gegnerschaft zur Volksfront und zur Bolschewisierung des PSI, was zu heftigen Konflikten mit Nenni und Rodolfo Morandi führte, zugleich aber sein Festhalten an der Aktionseinheit mit den Kommunisten in der Hoffnung, in

der Zukunft eine Einheitspartei der Arbeiterklasse gründen zu können; und viertens seine breit gefächerten politisch-kulturellen Aktivitäten, zu denen auch eine intensive Beschäftigung mit christlichen Positionen, insbesondere mit dem Protestantismus, gehörte. Die genannten Punkte vertieft der Autor in den folgenden drei großen Kapiteln, die wichtigen Einschnitten in Bassos politischer Biographie folgen: zunächst den Jahren 1948–1951, die seine Marginalisierung innerhalb des PSI im Anschluss an die Zeit als dessen Generalsekretär umfassen; dann dem mühsamen Durchqueren der Jahre 1951–1955 am Rande des PSI; und schließlich der Rehabilitierung bis zum erneuten Scheitern seiner Suche nach der „alternativa democratica“ 1956–1958. Hierbei gefällt Colozzas Darstellung nicht nur durch seinen flüssigen Schreibstil, sondern vor allem durch den klaren Aufbau und die bewundernswert symmetrische Gliederung seiner Analyse, die konsequent der Chronologie folgt, was gegenüber verschränkten chronologisch-systematischen Arbeiten Wiederholungen vermeidet und das Leseverständnis deutlich erhöht. Die breite Quellengrundlage, die unter anderem auch wichtige Materialien über Basso aus den Beständen des *Partito Comunista Italiano* im Istituto Gramsci einschließt, verdienen ebenso positiv hervorgehoben zu werden wie die souveräne Kenntnis der Sekundärliteratur und das nützliche Namensregister am Ende. Den überaus positiven Gesamteindruck vermögen auch drei kleinere Kritikpunkte nicht zu schmälern: Hierzu zählt erstens das Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses am Ende der Studie; zweitens der etwas abrupte Schluss des Buches, an dessen Stelle der Leser sich einige abschließende Betrachtungen und zumindest einen kleinen Ausblick auf die folgenden Jahre gewünscht hätte; und drittens die deutlich ausbaufähige Aufarbeitung der internationalen Kontakte und Tätigkeiten Lelio Bassos, auch wenn an einigen Stellen im Buch Anklänge auf die intellektuelle Biographie Bassos, auf publizistische Aktivitäten in der französischen sozialistischen Presse und auf die 1956 gegründete *International Society for Socialist Studies* (ISSS) zu finden sind. Insgesamt betrachtet liegen mit den beiden Teilbiographien von Emanuele Rossi und Roberto Colozza zwei profunde Studien über wichtige Lebensabschnitte eines der wichtigsten sozialistischen Politiker der italienischen Nachkriegszeit vor. An einer Untersuchung, die die folgenden Jahrzehnte bis zum Tod Bassos 1978 als national wie international geschätzter Senator, Menschenrechtler und Wissenschaftler in den Blick nimmt, wird bereits gearbeitet. Wenn auch diese Publikation vorliegt, wird vielleicht endlich eine Gesamtbiographie der faszinierenden Persönlichkeit Lelio Bassos möglich sein.

Jens Späth

Roland Cerny-Werner, Vatikanische Ostpolitik und die DDR, Göttingen (V & R Unipress), 2011, 378 S., ISBN 978-3-89971-875-1, € 53,90. – Die Studie

befaßt sich mit dem Verhältnis, genauer gesagt: Nicht-Verhältnis des Hl. Stuhls zur DDR während des Pontifikats Pauls VI. (1963–1978) in den Jahren der sogenannten „Vatikanischen Ostpolitik“, vorangetrieben vor allem durch die Reisediplomatie des Erzbischofs Agostino Casaroli. Durch die Situation der deutschen Teilung stellte die DDR im Tableau der kommunistischen Staaten einen Sonderfall dar, den auch der Hl. Stuhl zu berücksichtigen hatte. Ziel der DDR war es, als souveräner Staat anerkannt zu werden, den Austausch eigener diplomatischer Vertreter mit dem Hl. Stuhl zu erreichen und vor allem, die Einheit der grenzübergreifenden Bistümer zu zerstören. Allen diesen Intentionen gegenüber sperrte sich der Hl. Stuhl trotz seiner „Ostpolitik“. Der bundesrepublikanischen Politik gelang es, wenn auch während der Zeit Pauls VI. mit zunehmendem Aufwand, ihren Alleinvertretungsanspruch geltend zu machen und den Sinn für die Notwendigkeit der Weiterexistenz der ungeteilten Bistümer als eines der letzten Garanten der deutschen Einheit auch gegenüber dem Papst wachzuhalten. Eine kritische Zäsur bildete der deutsch-deutsche Grundlagenvertrag von 1972 mit der daran anschließenden Aufnahme der beiden deutschen Staaten in die Vereinten Nationen und die KSZE. Der Hl. Stuhl zeigte sich seither zu einer leicht veränderten Wahrnehmung der DDR bereit, konzedierte die Beschränkung des Gültigkeitsanspruchs des Reichskonkordats von 1933 lediglich auf das Gebiet der Bundesrepublik, benannte die Jurisdiktions-träger-Ost der in der Bundesrepublik residierenden Bischöfe in „Administratoren“ um und veredelte schließlich den Status der „Berliner Ordinarienkonferenz“ zu dem einer „Berliner Bischofskonferenz“ (1976). Ob Paul VI., hätte er denn länger gelebt, zu einer endgültigen Neuzirkumskription der Bistümer, d. h. zur Errichtung reiner „DDR-Bistümer“ bereit gewesen wäre, muß offenbleiben. Auch für die Politik des Hl. Stuhls unter Paul VI. blieb die entscheidende Voraussetzung die Existenz eines definitiven Friedensvertrages; als solcher wurde der Grundlagenvertrag nicht angesehen. Unter dem neuen Papst, Johannes Paul II., wurden jedenfalls alle Überlegungen in Richtung einer Abtrennung der Ostteile der Diözesen auf Eis gelegt. Die Dissertation von Roland Cerny-Werner rekonstruiert die vatikanische „Ostpolitik“ gegenüber der DDR, und mehr noch die steten Bemühungen der DDR um Anerkennung durch den Hl. Stuhl detailreich, mit einem Rückblick auf „vatikanische Ostpolitik“ seit der Gründung der Sowjetunion (an sich ein umstrittenes, auf Hansjakob Stehle zurückgehendes begriffliches Konstrukt) sowie einem sehr knappen Ausblick auf das Pontifikat Johannes Pauls II. Dazu hat der Autor DDR-Quellen aus den einschlägigen Archiven (SAPMO, BStU, Staatssekretär für Kirchenfragen) herangezogen. Vor allem aber nutzte er den „Fondo Casaroli“ im Staatsarchiv zu Parma sowie die privaten Nachlaßbestände Casarolis in Bedonia, die mittlerweile in diesem Umfang nicht mehr öffentlich zugänglich sind. Hierdurch

konnte ein „halboffizieller“ vatikanischer Quellenbestand erschlossen werden: „25 laufende Meter“ Akten aus dem Privatarchiv des „Architekten der vatikanischen Ostpolitik“. Dieser Bestand stellt einerseits eine wertvolle Quelle dar, solange die vatikanischen Archive zum Pontifikat Pauls VI. nicht geöffnet sind. Andererseits liefert er eben nur einen zufälligen Ausschnitt. Methodisch reflektiert der Autor seinen Umgang mit den Casaroli-Beständen zu wenig; auch steht er diesen Quellen mitunter zu unkritisch gegenüber. So basiert z. B. das Kapitel über die „vatikanische Ostpolitik“ *avant la lettre* in weiten Teilen auf einer internen Einschätzung des Staatssekretariats, die der Autor dem Fondo Casaroli im Staatsarchiv Parma entnommen hat. Eine quellenkritische Reflexion dazu unterbleibt. In struktureller Hinsicht stellt sich die Frage, ob es nicht aufschlußreicher gewesen wäre, den Casaroli-Bestand systematisch vor dem Hintergrund des bestehenden Forschungsstands zu beleuchten und auf seine wirklich neuen Aspekte hin zu überprüfen, statt die gesamte Beziehungsgeschichte des Hl. Stuhls zur DDR umständlich aufzurollen und dadurch viele Redundanzen zum Forschungsstand zu erzeugen. Davon abgesehen enthält die Arbeit zweifellos einige überraschende Einsichten im Detail; sie gibt Anlaß, anzunehmen, daß sich Paul VI. gerade im wichtigen Jahr 1972 und motiviert durch Interventionen der Sowjetunion, stärker für die sozialliberale Ostpolitik, konkret: für die Ratifizierung der Ostverträge, engagierte als bisher angenommen (S. 336ff.). Von einer „Neubewertung“ der „Ostpolitik“ des Hl. Stuhls „in ihren Grundzügen“ zu sprechen (S. 36), dürfte jedoch zu weit gehen, denn dazu bleibt der Blick des Verfassers doch zu sehr auf die bilaterale Perspektive „Hl. Stuhl – DDR“ fixiert, die ja – wenn schon von „vatikanischer Ostpolitik“ gesprochen werden soll – doch eher nur einen aus der Sicht der Kirche randständigeren Aspekt ausmachte. Leider ist eine redaktionelle Überarbeitung des Textes unterblieben. Die exzessiv verwendete, ins Stichwortartige tendierende Spiegelstrich- und Aufzählungssyntax stört den Lesefluß ebenso wie die unzähligen, ärgerlichen Tipp- und Flüchtigkeitsfehler. Auch fehlt jegliches Register. Ein derart übereilt produziertes Buch ist kein Ruhmesblatt für einen Verlag, der Wert auf seinen Ruf innerhalb der Wissenschaft legt. Thomas Brechenmacher

Natalino Bonazza/Isabella di Lenardo/Gianmario Guidarelli (a cura di), *La chiesa di San Bartolomeo e la comunità tedesca a Venezia*, Venezia (Marcianum Press) 2013 (Chiese di Venezia. Nuove Prospettive di ricerca 1), 390 S., ISBN 978-88-6512-146-7, € 39. – Man sollte nicht glauben, daß es in Bezug auf die Erforschung der Geschichte Venedigs noch große Lücken gibt. Der vorliegende Band belegt aber, daß es in der Kirchengeschichte der Stadt noch viel zu entdecken gibt. Es hängt wohl mit der Sonderrolle der venezianischen Kirche in der Vormoderne zusammen und mit dem diese verein-

nehmenden Staatsmythos, daß in der Historiographie der Markusrepublik den politischen und ökonomischen Fragen lange der Vorzug vor den kirchengeschichtlichen gegeben wurde. Der Band geht zurück auf eine im November 2011 vom Studium Generale Marcianum und dem Deutschen Studienzentrum in Venedig organisierte Tagung und handelt von einer im geographischen und ökonomischen Herzen der Stadt gelegenen Pfarrkirche (Beitrag von Donatella Calabi) und deren besonderen Relationen zur *comunità tedesca*. Es gab allerdings in der Stadt nie eine „Sondergemeinde“ der Ansässigen mit „deutschem Hintergrund“, wenn auch in frühneuzeitlichen Quellen, besonders mit Bezug auf die Protestanten (Beitrag von Michele Cassese, der nachweisen kann, daß gelegentlich sogar Bestattungen von *acattolici* in der Kirche möglich waren), von einer *Nazione Alemanna* in Venedig gesprochen wird. Gleichwohl stellte die Pfarrkirche San Bartolomeo inmitten einer Verdichtungszone deutscher Präsenz in der Stadt unbezweifelbar einen „Katalysator“ (Natalino Bonazza) für die sozialen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen zu den Deutschsprachigen dar, gab es doch muttersprachliche Seelsorger dort und Altäre landsmannschaftlich geprägter Bruderschaften. Im *Fondaco dei Tedeschi*, dem nahe der Pfarrkirche gelegenen „Kaufhaus der Deutschen“, waren seit dem frühen 13. Jh. ständig Fernhändler aus deutschen Landen als Gäste untergebracht; seit spätestens 1392 unterhielten die Nürnberger Händler eine Sebaldsbruderschaft in San Bartolomeo; im Jahre 1504 wurde einem Regensburger und seinen Genossen eine Rosenkranzbruderschaft bestätigt, für die Albrecht Dürer sein berühmtes Rosenkranzfest malte. Andrew John Martin lotet die Grenzen bei der Identifizierung der zahlreichen dort abgebildeten Personen aus und stellt die interessante These auf, daß der neben Kaiser und Papst vermißte Doge Leonardo Loredan vielleicht in den Rosen präsent sein könnte, die auch sein Wappenbild zierten. Mit einem spektakulären Fund zur Sebaldsbruderschaft kann Thomas Eser vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufwarten, wo es gelungen ist, ein Rechnungsbuch mit Einträgen von 1465–1514 durch Ultraviolettphotographie wieder lesbar zu machen (in Auszügen im Dokumentenanhang reproduziert und transkribiert; auch zwei Kontrakte des Kaplans des Bruderschaftsaltars von 1478 resp. 1481 werden in Bild und Text geboten – allerdings ist die Transkription des deutschen Vertrags voller kleiner Ungenauigkeiten und die italienische Übersetzung der Mitherausgeberin Isabella di Lenardo teils irreführend). Neben den „Artisti – artigiani – mercanti“ im Umfeld des *Fondaco* (Beitrag von Bernd Röck zur Frühen Neuzeit) gab es auch die Verladearbeiter, die spätestens seit 1413 eine eigene Bruderschaft zu Ehren von Sankt Nikolaus in San Bartolomeo unterhielten (Silvia Pichi). Der Band geht aber nicht allein den institutionalisierten Beziehungen der verschiedenen Gruppen zu der Pfarrkir-

che nach oder ihrer Baugeschichte (Massimo Favilla und Ruggero Rugolo zum Campanile; Isabella di Lenardo zum Oratorium, der „Scoletta degli Alemanni“), sondern auch ihrer intellektuellen Ausstrahlung (Vorlesung des Mathematikers Luca Pacioli im Jahre 1508 unter Anwesenheit von fast 100 namentlich bekannten Personen, analysiert von Erin Mae Black), ihrem Musikleben (vorzüglich analysiert von Elena Quaranta unter Beigabe einer Synopse zu den noch in der zweiten Hälfte des 18. Jh. aktiven Bruderschaften) und ihren Kunstwerken (Valentina Sapienza zu Leonardo Corona; Martina Frank zu Giuseppe Pozzo). Eine besondere Bedeutung hatte San Bartolomeo als einzige direkt dem Patriarchen unterstehende Pfarrkirche (seit dem 11. Jh.) der Stadt (Davide Trivellato über Aktivitäten der patriarchalen Kanzlei; Fabio Tonizzi über Bartolomeo Zender, den letzten Vikar vor der Aufhebung der Pfarrei im Jahre 1810). Es ist zu hoffen, daß die weiteren Bände zu Kirchen Venedigs, die in der vom „Marcianum“, dem pädagogisch-akademischen Zentrum des Venezianer Patriarchats, herausgegebenen Reihe folgen sollen, ebenso interessant sein werden wie dieser (er ist mit englischen Abstracts, nützlichen Materialien, Bibliographie, Register, zahlreichen Plänen und hervorragenden Fotos üppig ausgestattet). Uwe Israel

Andrea Nanetti, *Atlante della Messenia veneziana. Corone, Modone, Pilos e le loro isole (1207–1500 & 1685–1715). Imola (Meduproject – Editrice La Mandragora) 2011 (Waves of history 1), 335 S., ISBN 978-88-7586-301-2, € 45.* – Die Dominanz im östlichen Mittelmeerraum mit der Kontrolle der Handelsverbindungen prägte die venezianische Politik vom Hochmittelalter bis ins 18. Jh. Zur Sicherung der Seeroute in die Ägäis waren neben den Stützpunkten im Adria-raum die ionischen Inseln und die Festungen Modone und Corone an der südwestlichen Küste der Peloponnes von strategischer Bedeutung. Der Autor hat sich im Rahmen eines internationalen und interdisziplinären Projekts zum Ziel gesetzt, den historischen Raum um Modone und Corone, der von den Teilungsverträgen im Lateinischen Kaiserreich bis zur osmanischen Eroberung 1500 ca. 300 Jahre und im kurzen Intermezzo des *Regno Veneto della Morea* nochmals 30 Jahre von 1684 bis 1715 unter der Verwaltung der Dogenrepublik stand, nicht unter einer primär geopolitischen Fragestellung, sondern unter kultur-geographischen, soziologischen und anthropologischen Aspekten zu untersuchen. Die – zumindest für die venezianische Zeit – gute Quellenlage, die besonderen naturräumlichen Gegebenheiten und die reichen archäologischen Funde ermöglichen die vertikale Analyse eines Mikrorums von römisch-byzantinischer Zeit bis zur griechischen Staatsgründung. Entsprechend dieser Zielsetzung werden die Ergebnisse nicht als historiographische Abhandlung, sondern als „atlante“ mit Schwerpunkt auf karto-

graphischen, geographischen und archäologischen Abbildungen präsentiert. Der Textteil ist durchgängig zweisprachig (italienisch und englisch), teilweise mit einer zusätzlichen griechischen Übersetzung. Das erste Kapitel (S. 23–63) widmet sich den Quellen. Den Ausgangspunkt bildet, in bewusster methodologischer Ausweitung des traditionellen Quellenbegriffs, die exakte Topographie des Untersuchungsraums. Die schriftlichen Quellen vor dem Ende des 12. Jh. beschränken sich im Wesentlichen auf die arabische Geographie (insbesondere die Werke von al-Idrisi und Ibn Gubayr), ab ca. 1200 sind Portolane und See- bzw. Küstenkarten überliefert, die ab dem Spätmittelalter durch Reiseberichte ergänzt werden. Ein besonderes Genre stellen die *isolarii* dar, die auf der Basis der Wissenskultur von Renaissance und Früher Neuzeit die antike Überlieferung und die Geschichte mit topographischer Beschreibung und beigefügtem Kartenmaterial verbinden. Für die sozialen, wirtschaftlichen und administrativen Aspekte ist das reiche, bereits im 13. Jh. einsetzende venezianische Archivmaterial von großer Bedeutung, das allerdings vom Autor (noch) nicht systematisch ausgewertet werden konnte. Die vielfältigen literarischen und archivalischen Quellen des 17. und 18. Jh. sind in hohem Maß propagandistischer Natur und daher einer intensiven Quellenkritik zu unterziehen. Zur Verdeutlichung werden im zweiten Kapitel (S. 63–88) ausgewählte Karten (vom 13. bis ins 18. Jh.) vorgestellt. Der methodologisch zweifelsohne interessanteste Teil ist die historische Topographie des Untersuchungsraums unter Auswertung der genannten Quellen (S. 89–160). Der folgende „Atlas“ (S. 161–288) liefert reiches geographisches, kartographisches und archäologisches Bildmaterial in bester Qualität, dem allerdings eine Kommentierung fehlt. Als Anhang ist die Reproduktion von 36 kolorierten Skizzenblättern eines *Quaderno di fortezze, coste, isole e approdi sulla rotta tra l'Adriatico e l'Egeo* (17. Jh., Venedig, Archivio di Stato, *Provveditori alle fortezze*, ex b. 43) beigefügt. Eine umfangreiche Bibliographie rundet die Arbeit ab. Das Werk besticht durch die Fülle von ausgezeichnetem Bildmaterial. Der methodologische Ansatz, die historische Topographie eines Mikroriums unter interdisziplinärem Blickwinkel zu liefern, ist zweifelsohne sehr interessant. Es bleibt allerdings festzuhalten, dass es sich im gegenwärtigen Stadium um eine Dokumentation oder Bestandsanalyse handelt, der noch die Auswertung fehlt. Es bleibt zu hoffen, dass dem „Atlas“ ein entsprechender Darstellungsteil folgt, der auf der Basis des archivalischen Materials auch die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und administrativen Aspekte beleuchtet und die „Fallstudie Modone und Corone“ in das Umfeld venezianischer Politik, Wirtschaft und Verwaltung einbindet.

Thomas Hofmann

I documenti di Liazaro notaio vescovile di Feltre e Belluno (1386–1422), a cura di Gian Maria Varanini e Carlo Zoldan, saggi introduttivi di G. M. Varanini e Donatella Bartolini, Roma (Viella) 2011 (Fonti per la storia della Terraferma veneta 28), LII, 363 S., 8 Taf., ISBN 978-88-8334-7580, € 45. – Der Notar Liazaro aus Feltre, Sohn eines Wollkammerers, war Kleriker und stand seit mindestens 1386 im Dienst des dortigen Bischofs; aus jenem Jahr stammt seine Abschrift des *Catastrum seu inventarium* mit den Besitzungen und Rechten des Bistums, veröffentlicht 1999 von Enza Bonaventura, Bianca Simonato und – schon damals beteiligt – Carlo Zoldan unter dem Titel: L'episcopato di Feltre nel Medioevo. Nun folgt sein Notarsregister, beziehungsweise was sich von seiner professionellen Tätigkeit erhalten hat. Der vorbildlichen Edition liegt der Codex im Archivio della Curia vescovile zu Feltre zugrunde. In ihm sind insgesamt 275 Stücke enthalten. Neben den vollen Texten finden sich auch einige kurze Notizen, also echte Imbreviaturen. Nicht alles stammt von Liazaro, dessen Arbeit auch hier im Jahre 1386 einsetzt. Er hat gleichfalls Kopien von Dokumenten aus der Produktion von Kollegen aufgenommen, das früheste stammt von 1348. Die Inhalte sind vielfältig, es handelt sich vorwiegend um Urkunden des Bischofs, die der Notar auszuformulieren hatte: Quittungen, Belehnungen und Verpachtungen, Bezeugungen der erfolgten Aufnahme in den Klerikerstand durch die Tonsur, des Empfangs der vier niederen Weihen, auch derjenigen zum Subdiakon oder Diakon, Übertragungen kirchlicher Pfründen usw. Liazaro stellte aber seine berufliche Fertigkeit durchaus auch Privatpersonen zur Verfügung, etwa für die Errichtung eines Testaments. Die Darbietung der Texte macht einen verlässlichen Eindruck. Sie stehen in der Handschrift nicht in chronologischer Ordnung, somit kommt ihrer zeitlichen Reihung in einem der an den Schluss gestellten Verzeichnisse erhöhte Bedeutung zu. Die sorgfältig registrierten Personen werden je nach ihren Lebensumständen auf verschiedene Listen verteilt, etwa als Kanoniker des Kathedraalkapitels, als Kleriker, als Notare, als Zeugen in Feltre, Belluno und sogar in Padua. – Dem Vernehmen nach muss die Reihe eingestellt werden, da die Förderung aus Mitteln der öffentlichen Hand ausbleiben soll. Das ist ein höchst bedauerliches Faktum. Geisteswissenschaften existieren weitgehend dank staatlichen Zuschüssen, es ist stets ein Verlust für das kulturelle Leben, wenn entschieden wird, dass diese nicht mehr zur Verfügung gestellt werden. Die Herausgeber haben sich mit dieser Reihe mannigfache Verdienste erworben. In den 28 Bänden, die seit 1988 erschienen sind, haben wichtige Quellen aus dem an historischer Überlieferung reichen Veneto Platz gefunden. Die Reihe hat ein solch ruhmloses Ende nicht verdient. Dieter Girgensohn

La Corte estense nel primo Seicento. Diplomazia e mecenatismo artistico, a cura di Elena Fumagalli e Gianvittorio Signorotto, Roma (Viella) 2012, 441 S., Abb., ISBN 978-88-8334-943-0, € 36. – Der Band enthält 12 Beiträge zur Politik und Hofkultur des Herzogtums Modena in den sechs Jahrzehnten zwischen dem Verlust von Ferrara (1598) und dem Pyrenäenfrieden (1659), der sich gut einfügt in die aktuelle Forschungsdebatte zu den frühneuzeitlichen Fürstenhöfen. Das Herzogtum Modena bildet im Kontext der italienischen Staaten im beginnenden 17. Jh. einen Sonderfall. Nach dem erniedrigenden Verlust von Ferrara an den Kirchenstaat waren die Este gezwungen, am neuen höfischen Zentrum in Modena ihr Prestige neu zu begründen. Vor diesem Hintergrund entfalteten die Herzöge Cesare und Francesco I. rege diplomatische Aktivitäten, die schließlich in den 40er Jahren des 17. Jh. zur Aufgabe der traditionellen Spanienbindung („svolta antiasburgica“ S. 24) im Rahmen der Feldzüge gegen Mailand und zur Hinwendung an Frankreich führten, die in Rom eine besondere Sichtbarkeit erfuhr durch die Übernahme der französischen Protektion durch Kardinal Rinaldo d’Este 1646. Daneben wurde ein ungeheurer Aufwand betrieben im Rahmen von Bauvorhaben, Kunstförderung, Festveranstaltungen, für die Künstler aller Disziplinen verpflichtet wurden, wobei die Este durch eine raffinierte Geschenkpraxis auch Kunstgegenstände als Mittel der Diplomatie einsetzten. Gianvittorio Signorotto und Daniela Frigo skizzieren in zwei längeren Beiträgen die politischen und diplomatischen Entwicklungen des Herzogtums der Este nach der Katastrophe von 1598, die geprägt waren vom Kampf um die Wiedergewinnung von Ferrara, Arrondierung des Territorialbesitzes durch Lehensübertragungen (Sassuolo, Correggio), Bemühungen um Prestigesteigerung im Bereich des Zeremoniells (Titelfragen), Eheprojekte etc. vor dem Hintergrund der ständig wechselnden Beziehungen zu den italienischen Nachbarn, v. a. aber zu den großen europäischen Mächten (Kaiser, Papst, Spanien, Frankreich). Barbara Ghelfi, die sich in einer rezenten Publikation mit der Kunstpatronage während der drei Jahrzehnte der Regierung von Cesare d’Este auseinandergesetzt hat (vgl. nachfolgende Besprechung), behandelt in ihrem Beitrag die Kunstgegenstände, welche Cesare zwischen 1598 und 1604 dem ständig nach Gemälden Ausschau haltenden Kaiser Rudolf II. zum Geschenk machte, nicht zuletzt um protokollarische Titel (*Illustrissimo* anstelle von *Illustre*) und lehensrechtliche Ziele (Belehnung mit Sassuolo) zu erreichen. Pierpaolo Merlin zeichnet auf der Grundlage von Quellen des Turiner Staatsarchivs die Beziehungen zwischen den Herzogtümern Este und Savoyen zwischen der Mitte des 16. und der Mitte des 17. Jh. nach, die zunächst über Jahrzehnte weitgehend reibungslos verliefen (mit dem Höhepunkt der Eheschließung zwischen dem Prinzen Alfonso d’Este und Isabella di Savoia 1608), sich dann aber während des Monferrat-

krieges (1613–1618) und nach dem Tod Isabellas (wegen Erbstreitigkeiten) verschlechterten, bevor die von beiden Höfen verfolgte philofranzösische Politik sie wieder zusammenführte. Im Mittelpunkt des Beitrags von Stefano Calonaci steht die Figur von Alessandro d'Este, des vierten Este-Kardinals, wobei seine Rolle im Konflikt mit den Pio um Sassuolo und seine Positionierung zwischen der spanischen und französischen Partei am römischen Hof näher beleuchtet werden. Mercedes Simal Lopéz befaßt sich ausführlich mit dem Aufenthalt von Francesco I. d'Este in Madrid, des am aufwendigsten vorbereiteten und durchgeführten Fürstenbesuches am Hof Philipps IV. Francesco erhielt bei dieser Gelegenheit den Orden vom Goldenen Vließ und den Titel eines spanischen Flottengenerals. Auf der Grundlage von Berichten estensischer Gesandter am römischen Hof beschreibt Sonia Cavicchioli die Suche nach einer modenesischen Stadtresidenz in Rom und die vielfältigen Interessen Francescos I. d'Este am römischen Kunstmarkt (Kunstwerke aller Art, Sänger, Instrumentalisten), unterstützt durch seinen 1644 zum Kardinal promovierten Bruder Rinaldo. In dieser Figur, die Laura Turchi untersucht, spiegelt sich der Frontwechsel des Herzogtums von der spanischen zur französischen Partei, der sich bereits während des Castro-Kriegs abgezeichnet hatte und durch die Übernahme der französischen Protektion durch Rinaldo 1646 sichtbar zu Tage trat. Einen Eindruck von den komplexen Beziehungen Modenas zum Großherzogtum Toskana zwischen 1600 und 1658 vermittelt Elena Fumagalli, wobei sie zentrale politische (Präzedenz- und Titelstreitigkeiten), infrastrukturelle (Straßenbauprojekt zur Verbesserung des Verkehrs zwischen den benachbarten Staaten), aber auch Themen des Mäzenatentums am Beispiel einiger am Florentiner Kunstmarkt erworbener Kunstwerke (v. a. liturgische Gegenstände aus Silber und Kupferstiche von Stefano della Bella) anspricht. Äußerst gespannt waren in jenen Jahrzehnten die von Alessandro Bianchi nachgezeichneten Beziehungen zwischen den Häusern Este und Gonzaga wegen zeremonieller (Präzedenz), lehensrechtlicher (Correggio) und allgemeinpolitischer (unterschiedliche Positionierung im spanisch-französischen Konflikt) Gegensätze. Raffaella Morselli und Roberta Piccinelli ergänzen dieses Tableau mit Beobachtungen zu Kontakten zwischen Modena und Mantua im Bereich der Kunstpatronage. Einen Bestandteil frühneuzeitlicher katholischer Fürstenhöfe bildete die Gruppe der Ordensgeistlichen in verschiedenen Funktionen (Beichtväter, Prediger, Erzieher, Wissenschaftler, politische Berater), deren Aktivitäten sich häufig schwierig zwischen den verschiedenen Polen (Papst, Ordensleitung, Fürst, Hofparteien) vor dem Hintergrund der disziplinarischen Maßnahmen der tridentinischen Reformen und der Ausbildung des frühmodernen Fürstenstaates gestalteten. Flavio Rurale charakterisiert in diesem Zusammenhang im letzten Beitrag dieses Sammelbandes

das Verhältnis zweier Ordensleute, des Jesuiten Girolamo Bondinari und des Minoriten Cesare Arrigoni, zum Landesfürsten und zur jeweiligen Ordensleitung bzw. zur römischen Kurie mit Hilfe des umfangreichen Bestandes *Carteggio di Regolari* des Staatsarchivs Modena. Ein Personenregister beschließt diesen umfassenden Band zur *Corte estense* in der ersten Hälfte des 17. Jh., der die internationale Forschung zu den frühneuzeitlichen Höfen und deren Außenbeziehungen zweifellos um wichtige Impulse bereichert. Alexander Koller

Barbara Ghelfi, *Tra Modena e Roma. Il mecenatismo artistico nell'età di Cesare d'Este (1598–1628)*, Firenze (Edifir) 2012, 165 S., Abb., ISBN 978-88-7970-557-8, € 16. – Für das Haus Este bedeutete das Jahr 1598 mit dem schmerzlichen Rückfall von Ferrara an den Apostolischen Stuhl eine einschneidende Zäsur. In der Folgezeit gelang es der Dynastie, in Modena eine neue Hofkultur zu entwickeln und sich allmählich von dem Trauma des Besitzverlustes zu erholen. Mäzenatentum und Kunstförderung spielten in diesem Zusammenhang eine bedeutende Rolle. Die Autorin der vorliegenden Studie behandelt diesen Aspekt für die drei Jahrzehnte der Herrschaft von Cesare d'Este (1598–1628), dem ersten Herzog von Modena und Reggio, mit dem sich die historische Forschung in der Vergangenheit nicht so intensiv auseinandergesetzt hat wie mit seinen illustren Vorgängern und Nachfolgern. Erst in jüngster Zeit traf diese Periode auf ein stärkeres Interesse unter Historikern und Kunsthistorikern (vgl. auch oben S. 565–567 die Besprechung des von Elena Fumagalli und Gianvittorio Signorotto hg. Sammelbandes). Cesare verlor 1598 nicht nur seine Hauptstadt, sondern auch einen großen Teil der Kunstschatze, die sich im alfonsinischen Trakt des Castello Estense in Ferrara befanden, und auf welche sich nun die Augen ranghoher Prälaten richteten, die im Gefolge Clemens' VIII. 1598 in Ferrara einzogen. Cesare war deshalb gezwungen, neben der Umsetzung von Bauprojekten, die dem Selbstverständnis italienischer Fürstenhöfe entsprachen, auch seine Kunstsammlungen zu ergänzen (u. a. durch die Kunstwerke aus dem Nachlaß des Kardinals Alessandro d'Este, † 1624), um die Verluste auszugleichen. – Obwohl dem Haus Este vom Papsttum eine empfindliche Niederlage zugefügt worden war, blieb Rom auch im beginnenden 16. Jh. ein wichtiger (kunst-)politischer Bezugspunkt als einzigartiger Nachrichtenumschlagplatz und Kunstmarkt, wo zahlreiche Residenten und Agenten die Interessen des Herzogs vertraten, welche im ersten von insgesamt vier Kapiteln vorgestellt werden. Dieses enthält zudem eine historiographische Bilanz der Forschungen zum Herzogtum Modena unter seinem ersten Fürsten. Das folgende Kapitel widmet sich der Umgestaltung des Kastells von Modena zu einer herzoglichen Residenz nach dem Vorbild Ferraras, den (nicht zur Ausführung gelangten) Aufträgen an Annibale Carracci und Cara-

vaggio und den estensischen Aktivitäten auf dem römischen Kunstmarkt. Neben dem Herzog wandten sich auch einige andere Familienmitglieder an die Agenten vor Ort in Rom mit entsprechenden Wünschen: Eleonora d'Este, die Schwester Cesares und Witwe des Fürsten von Venosa, der Erbprinz Alfonso und dessen Frau, Isabella di Savoia. Das Interesse richtete sich v. a. auf Gemälde und Reliquien (etwa Blutpartikel und einige Haare von Filippo Neri samt einer zweibändigen Vita und einem Gemälde des Heiligen), zudem Siegel, Musikinstrumente etc. Aber auch umgekehrt verließen Kunstwerke (Gemälde, Statuen, Medaillen, Edelsteine) Modena als Geschenke in Richtung Rom und Prag für ranghohe kuriale Prälaten und für Kaiser Rudolf II. (Kap. 3). Der Gabentransfer nach Prag sollte zusätzlich zu Geldzahlungen die rasche und zufriedenstellende Abwicklung von Lehensfragen am Kaiserhof erleichtern. Das letzte Kapitel setzt sich mit den römischen Kunstschatzen und Residenzen (einschließlich der tiburtinischen Sommerresidenz) des Kardinals Alessandro auseinander, der allerdings eine weit geringere Affinität zu Rom entwickelte als seine kardinalizischen Vorgänger Ippolito und Luigi. Er lebte viele Jahre in Modena. Gelegentlich wurde er mit diplomatischen Missionen betraut (1604 zu Rudolf II. nach Prag, 1614 zu Philipp III. nach Madrid). – Die stark auf Primärquellen (v. a. AS Modena, Carteggio degli Ambasciatori di Roma) gestützte Arbeit belegt in aller Deutlichkeit, welche enge Verschränkung zwischen der Politik und den internationalen Beziehungen des Herzogtums Modena zu Beginn des 17. Jh. auf der einen Seite und den Bereichen Kunstpatronage und Mäzenatentum auf der anderen bestand. Für einzelne Aspekte wäre allerdings die Heranziehung paralleler Aktenserien (Berichte der venezianischen, kaiserlichen, toskanischen Botschafter aus Rom), der veröffentlichten Nuntiaturberichte und Hauptinstruktionen (Clemens VIII., bearb. von Klaus Jaitner), sowie einige Arbeiten der rezenten deutschen Forschungsliteratur hilfreich gewesen, etwa die Monographie zu Ferrara (Birgit Emich) und die Studie zur diplomatischen Vertretung Bayerns am römischen Hof (Bettina Scherbaum).

Alexander Koller

Andrea Castagnetti/Antonio Ciaralli, Falsari a Nonantola. I placiti di Ostiglia (820–827) e le donazioni di Nogara (910–911), Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto medioevo) 2011 (Testi, studi, strumenti 26), XIII, 331 pp., XVII tavv., ISBN 978-88-7988-368-9, € 40. – Il volume è il frutto della collaborazione tra uno dei più affermati medievisti italiani, Andrea Castagnetti, e un più giovane ma già assai stimato paleografo, Antonio Ciaralli. In relazione a uno dei due nodi documentari citati fin dal titolo, cioè il dossier su Nogara, Castagnetti afferma: „da questa vicenda come in quella, più rilevante e assai più complessa, della selva di Ostiglia risalta la tenacia dei monaci nonan-

tolani pari alla loro abilità di falsari“ (p. 95). Un’attività, quella falsificatoria, che viene seguita nella complessità di una documentazione relativa a più fasi e più beni, in particolare tra secolo IX e X ma anche oltre: si notino, al riguardo, i riferimenti alla distinzione di Carlrichard Brühl tra „Verfälschungen“ e „Fälschungen“, adulterazioni e falsi, da parte di Castagnetti, alla nota 4 di p. 4 rimarcata anche da Ciaralli, p. 199, cui si aggiungano almeno i rimandi a Ettore Cau (alla nota 6 di pag. 199) e soprattutto, a Michele Ansani (p. 4) per il riferimento a un contributo del 2006. Inoltre, il volume lascia emergere a più riprese l’esperienza pluridecennale di Castagnetti tra le più diverse branche della medievistica: si vedano, ad esempio, le puntuali ricostruzioni delle opere di regimentazione dei fiumi e di bonifica dalla p. 107 in avanti. Si ricordi anche il solido filone di indagini dello stesso Autore sui rapporti tra uomo e ambiente, a partire dai primi anni Settanta: basti qui citare il saggio sul „palus comunis Verone“ (in: Studi medievali, ser. III, 13 (1974), pp. 363–481, ora anche su Reti Medievali, http://fermi.univr.it/rm/biblioteca/scaffale/Download/Autori_C/RMCastagnetti-Bonifica.pdf). Vi sono, purtroppo, da segnalare alcune sbavature che sembrano essere aumentate anziché diminuire con il progresso tecnologico o, forse, sarebbe più corretto dire in contemporanea all’affermazione di esso perché la responsabilità, ovviamente, non sta nei mezzi ma nella capacità dell’uomo di migliorare nella sua completezza il processo di produzione delle opere scientifiche. Sul piano editoriale, infatti, il dialogo tra i due contributi sarebbe stato migliorabile tramite puntali rimandi interni (ad esempio, alle pp. 188–189) così come non mancano i refusi (ad es. alle pp. XIII, 19, 32, 80, 84). Inoltre, ci si chiede se non sarebbe stato preferibile un invertito ordine di presentazione dei due studi, in quanto le conclusioni cui giunge un lavoro paleografico, anche e proprio laddove, come nel caso di Ciaralli, è ben capace di superare i limiti di un pur impeccabile ragionamento tecnico, è la base ineludibile del lavoro storico e ciò avrebbe forse potuto favorire l’armonizzazione tra i due contributi. Ancora, ci si sarebbe aspettati qualche considerazione in più relativamente ai produttori materiali di falsi/falsificazioni, cioè i monaci stessi, come sembrano ritenere gli autori, quanto meno come stretti ispiratori e controllori di tale operazione. Ciò aprirebbe interessanti squarci sulle relazioni tra produzione libraria, prerogativa di un monastero, e produzioni documentarie, tanto più quando si considerasse quanto poco sappiamo circa i luoghi di formazione del notariato. Va poi detto che un libro con un simile taglio rischia di rimanere pienamente comprensibile solo per quanti abbiano un’ottima conoscenza delle vicende della fondazione e del territorio analizzati, oltre che degli aspetti anche esteriori dei documenti, a meno di offrire efficaci ma articolate sintesi dello stato della storiografica e strumenti di corredo come carte, tabelle riepilogative, fac-simile della documentazione disponibile. Ma questa

della frammentazione della ricerca in diverse nicchie regionali – l'università di Verona ha prodotto senz'altro, proprio grazie a Castagnetti, un formidabile progresso sulle conoscenze di tutta l'Italia settentrionale, in particolare nord-orientale – o, al contrario, delle sintesi generali amplissime ma non sistematicamente in dialogo con tutte le diverse realtà locali, è un problema relativo, ancora una volta, non al solo libro in analisi ma al più generale stato della ricerca storica, non solo medievistica. Castagnetti, alle pp. 191–192, avverte circa il fatto che „non tutto è chiarito e forse non potrà esserlo“: questo è proprio uno degli aspetti più propri del mestiere di storico, l'inesausto lavoro di aggiornamento e il procedere più o meno ortodosso nel solco di una tradizione consegnata dai predecessori e che sarà poi trasmessa ai posteri. Ciò può addolcire in parte la considerazione dell'Autore circa l'approfondimento di tutti gli aspetti che ha visto emergere dalle vicende di Ostiglia, Nogara e gli altri beni oggetto dei documenti analizzati: questo „richiederebbe uno studio più ampio“ ma, nonostante abbia „raccolto tutta la documentazione disponibile“, Castagnetti teme „continuerà a rimanere solo un progetto“ (p. 194). Sia concesso qui di augurargli, invece, nuovi affondi su questo interessante manipolo di documenti.

Mario Marrocchi

Aron Di Leone Leoni, *La nazione ebraica spagnola e portoghese di Ferrara (1492–1559). I suoi rapporti col governo ducale e la popolazione locale e i suoi legami con le nazioni portoghesi di Ancona, Pesaro e Venezia. Tomi I–II*, a cura di Laura Graziani Secchieri, Firenze (Olschki) 2011 (*Storia dell'ebraismo in Italia* 26), XXXVIII, 1308 pp., ISBN 978-88-222-6005-5, € 120. – Questa poderosa opera di storia in due volumi è il frutto di molti anni di studi e ricerche negli archivi italiani ed europei del ferrarese Aron di Leone Leoni (1932–2010), studioso di storia non accademico, ma internazionalmente apprezzato per i suoi numerosi saggi. La comunità ebraica ferrarese intrattene, sin dalla fine del XIV secolo, un rapporto di muto interesse con la casa d'Este, signora di Ferrara, basato sull'esercizio del prestito a interesse e su pegno. Per mezzo dello strumento giuridico della „condotta“, il signore fissava periodicamente le condizioni per il funzionamento dei banchi gestiti dagli ebrei. Costoro, a loro volta, in cambio del versamento di somme pattuite al signore ottenevano un „privilegio oneroso“ – ossia a pagamento – che contemplava l'esercizio del culto e il rispetto delle festività ebraiche. In questo contesto, pur fra mille difficoltà, la comunità ebraica ferrarese ebbe modo di prosperare. Nel 1481 ser Mele da Roma poté infine dar vita a una sorta di fondazione privata che gestisse la nuova sinagoga da lui istituita. Nel 1499 il duca Ercole I d'Este concesse ai banchieri ebrei la cittadinanza ferrarese e la facoltà di acquistare immobili. Inoltre li esentò dal portare alcun segno distintivo della

loro religione. Nel 1492 l'arrivo a Genova degli ebrei sefarditi espulsi dalla Castiglia e dall'Aragona per volontà dei re cattolici Ferdinando e Isabella, fornì a Ercole I l'opportunità di invitarli a trasferirsi a Ferrara, nella convinzione che essi avrebbero contribuito allo sviluppo economico e culturale del Ducato. La patente ducale del novembre di quell'anno (confermata l'anno successivo) enumerava i privilegi di cui avrebbero goduto gli ebrei sefarditi che si fossero stabiliti a Ferrara: essi avrebbero potuto esercitare liberamente la medicina e ogni attività commerciale e mercantile (con l'espressa esclusione del prestito a interesse e su pegno in quanto riservate agli ebrei locali); inoltre avrebbero goduto dell'esenzione dai dazi al loro arrivo per i beni personali; avrebbero goduto della piena libertà di movimento e usufruito dei privilegi degli ebrei locali. L'importanza di queste concessioni era legata al fatto che i privilegi erano privi di scadenza e si estendevano ai figli e ai discendenti di coloro che si fossero trasferiti a Ferrara, nonché a tutti i nuovi immigrati provenienti dalla Penisola iberica. In sostanza gli ebrei sefarditi si trovarono a godere di una posizione più sicura rispetto a quelli ferraresi, a cominciare dall'esenzione dalle tasse che solevano imporsi agli ebrei nei territori dello Stato pontificio e nei feudi papali, com'era il caso di Ferrara. Essi poterono inoltre edificare una propria sinagoga e formare un consiglio della comunità su base elettiva. Questa prima ondata di sefarditi (per lo più medici, mercanti e artigiani) era stata preceduta peraltro dall'immigrazione di ebrei ashkenaziti provenienti dalla Germania, che avevano dato origine alla Nazione Tedesca, assimilata a quella locale dal punto di vista della legislazione ducale. La politica estense volta a promuovere l'arrivo di facoltose famiglie di mercanti di origine ebraica riprese negli anni '30 del Cinquecento con Ercole II. Questa volta furono avviati contatti con la ricca comunità di mercanti ebrei portoghesi forzatamente convertitisi al cristianesimo e noti sotto diverse denominazioni (*conversos*, *marranos* o *christãos novos*) che si erano stabiliti da un decennio ad Anversa e operavano ai più alti livelli nel commercio internazionale. Essi contavano su una vasta rete di contatti anche nei territori dell'Impero ottomano, dove si erano formate numerose comunità di ebrei sefarditi, come ad esempio a Salonico. Questo attivismo finì per alimentare l'ostilità di Carlo V, imperatore del Sacro Romano Impero e sovrano dei Paesi Bassi, timoroso che i *marranos* portoghesi di Anversa – sempre sospetti di essere rimasti legati alla fede ebraica – trasferissero ricchezze e conoscenze tecnologiche nel nemico Impero ottomano. Ciò produsse l'avvio di una politica persecutoria nei loro confronti. Tali vicende diedero modo all'intraprendente Ercole II d'Este di avviare contatti con i *marranos* di Anversa al fine di convincerli a stabilirsi a Ferrara. A tale scopo egli, nel 1534, emise un decreto che rinnovava quello a favore dei sefarditi spagnoli, con cui non si distingueva fra ebrei ed ebrei con-

vertiti. Quattro anni dopo, in seguito a una serie di complesse trattative, il duca concesse due lettere patenti destinate a Spagnoli e Portoghesi promettendo di accoglierli a Ferrara nella religione che avessero dichiarato. Ciò significava che i *conversos* avrebbero potuto tornare liberamente a professare l'ebraismo, senza correre il rischio di essere perseguiti per apostasia dalle autorità ecclesiastiche locali. Solo a partire dal 1540, fra mille peripezie, legate alla persecuzione messa in opera dalle autorità imperiali e alla difficoltà di trasferire persone, beni e denaro attraverso l'Europa, cominciarono ad affluire a Ferrara i primi *christãos novos* portoghesi. Il flusso crebbe poi notevolmente dopo che, nel 1549, Carlo V decise di espellere gli ebrei convertiti portoghesi dalle Fiandre. Nel febbraio 1550 Ercole II concesse un salvacondotto generale e perpetuo agli ebrei portoghesi e spagnoli – senza distinzione fra convertiti e non – che prevedeva la libertà di esercitare qualunque attività economica (tranne il prestito a interesse o su pegno). Il salvacondotto concedeva loro la libertà di professare la confessione religiosa (quale che essa fosse e anche se gli interessati avessero mentito circa la loro fede precedente) e gli stessi diritti dei cittadini di Ferrara. Il decreto fu peraltro accompagnato da un accordo fra il duca e i mercanti portoghesi che s'impegnarono a finanziare uno stabilimento per la produzione di panni di lana e a commercializzarne i prodotti. Ercole II adottò dunque una politica di accoglienza nei confronti dei *conversos* portoghesi che poterono ritornare all'ebraismo senza alcun pericolo. In cambio della protezione ducale, gli ebrei portoghesi e spagnoli contribuirono a sviluppare le attività mercantili nel Ducato. Il progetto di Ercole II era infatti molto ambizioso: fare di Ferrara e del vicino porto di Ancona lo snodo (alternativo a Venezia) dei traffici commerciali fra l'Inghilterra, le Fiandre e il Levante mediterraneo, sfruttando i *network* degli ebrei spagnoli e portoghesi. Il piano si basava sulla contemporanea crescita di Ancona, porto dello Stato pontificio, dove una fiorente comunità ebraica godeva della protezione prima di Paolo III e poi di Giulio III. Non mancarono peraltro segnali inquietanti come la campagna per la distruzione del Talmud scatenata dall'Inquisizione romana nel settembre 1553, cui Ercole II si piegò. Poco tempo dopo fu il capovolgimento della politica di tolleranza dei due papi e l'avvio di una vera e propria persecuzione nei confronti degli ebrei anconetani ad opera dell'intransigente Paolo IV (1555–56), a privare di un fattore essenziale i piani di sviluppo economico di Ercole II. Ciononostante il duca di Ferrara mantenne salda la sua politica di apertura. Nel dicembre 1555 egli emanò un nuovo salvacondotto diretto formalmente ad alcuni sudditi spagnoli e portoghesi di origine ebraica, ma in realtà esteso a tutti i sefarditi e ai *conversos* portoghesi che si fossero stabiliti a Ferrara, in cui venivano riaffermate la piena libertà di fede, indipendentemente dalla religione professata prima dell'arrivo in città, la possibilità di acquisire la cittadi-

nanza ferrarese (e di iscriversi alle corporazioni cittadine), nonché era concessa un'ampia autonomia giuridica e amministrativa alla cosiddetta Nazione ebraica spagnola e portoghese, vera e propria comunità autonoma di facoltosi mercanti, sotto la diretta protezione ducale. Questa volta la concessione – segno del clima almeno in parte mutato – fu accompagnata da un donativo di 1500 scudi da parte della Nazione. Di questo privilegio usufruirono molti ebrei portoghesi in fuga da Ancona. Nei decenni successivi, Ercole II d'Este rispettò le sue promesse e resistette alle costanti pressioni romane per ridurre gli spazi di libertà dei sefarditi e dei *conversos* portoghesi che erano tornati alla fede dei padri. Solo nel 1581 il suo successore, Alfonso II d'Este diede un primo giro di vite repressivo nei confronti della Nazione spagnola e portoghese. Tuttavia solo con la devoluzione di Ferrara allo Stato pontificio, nel 1598, ebbe termine il periodo di libertà e prosperità della Nazione spagnola e portoghese che fu sciolta, pur mantenendo la propria sinagoga, e i suoi componenti che non erano emigrati nell'Impero ottomano seguirono la sorte della comunità ebraica e rinchiusi nel nuovo ghetto della città. Primo indubbio merito dell'opera di Aron di Leone Leoni è l'aver coniugato l'interesse per la dimensione locale della storia degli ebrei nel Ducato di Ferrara con la dimensione europea e mediterranea. Le vicende della diaspora sefardita e della nascita della comunità portoghese e spagnola a Ferrara sono infatti inserite in un orizzonte politico, sociale, economico e culturale assai ampio che – grazie al ruolo delle reti personali e familiari messe in campo dai *christãos novos* – andò dal Portogallo all'Impero ottomano, passando per le Fiandre e l'Italia centro-settentrionale. In questo modo l'Autore è in grado non solo di fornire una notevole mole di materiali archivistici (editi nel secondo volume dell'opera) su un gran numero di ebrei sefarditi e di *conversos* portoghesi (e sulle rispettive famiglie) stabilitisi a Ferrara, ma anche di esporre in un affresco affascinante le loro tormentate esistenze condotte sempre sul filo del rasoio: persecuzioni e attività commerciali, fughe e cause ereditarie, espulsioni e rapporti con i potenti. La narrazione offre un quadro delle vicende della diaspora sefardita e portoghese molto ricco e affascinante ed è soprattutto attenta a non cadere in facili semplificazioni e generalizzazioni. L'Autore infatti sottolinea a più riprese che gli atteggiamenti religiosi dei *marranos* portoghesi devono essere studiati e analizzati caso per caso e non siano riconducibili a comodi stereotipi cari alle tradizionali e opposte letture ideologiche. Con la sua ricchezza documentaria e il suo sguardo limpido, l'opera di Aron di Leone Leoni si colloca a buon diritto come un punto di riferimento fondamentale per la storiografia sui *christãos novos* e la loro diaspora cinquecentesca.

Massimo Carlo Giannini

Andrea Gardi, *Costruire il territorio. L'amministrazione della Legazione pontificia di Ferrara nel XVII e XVIII secolo*, Roma (Istituto Storico Italiano per l'età moderna e contemporanea) 2011 (Fonti per la storia d'Italia), XV, 360 S., € 50. – Ausgangspunkt dieser Studie war die Feststellung des jungen Archivbeamten (später Professors an der Universität Udine) A. Gardi in Ferrara, dass es weder eine wissenschaftliche Karte der päpstlichen Legation Ferrara gab, noch eine Verwaltungsgeschichte dieses Territoriums, die heutigen Ansprüchen genügt hätte. Im Hintergrund muß man die oft vergeblichen Bemühungen sehen, einen *Atlante storico dell'Italia* zu schaffen. Nur zu wenigen italienischen Staaten, eigentlich nur zur Toskana, existieren historische Karten: derartige Bemühungen sind mühsam, kostspielig und verlangen jahrzehntelange Kontinuität (viele Jahrzehnte verschlang der Historische Atlas der Rheinlande zwei Drittel aller Gelder der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde). Gardi sammelte also die Quellen für das doppelte, sich gegenseitig bedingende Werk mehrerer Karten und der entsprechenden Verwaltungsgeschichte. Das dies überhaupt möglich sein konnte, hätten Kenner eher bestritten: hatten doch alliierte Bomber am 25. April 1945 das 7000 Einheiten umfassende Archiv der Legation Ferrara (1598–1860) zerstört. Aber es gelang Gardi, in über 40 Archiven (vor allem solchen der kleineren Städte des Bezirkes) die Parallelüberlieferung zu eruieren und so das Material zu sichern. Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert: 1. Kapitel: Die Kartographie. Hier liefert der Autor das Material für die Zeichnung seiner Karten, von denen die wichtigste – die Verwaltungseinteilung – im Maßstab 1:200 000 als Farbdruck beigegeben wird. Hier kann man die interne Gliederung mit ihren historischen Schichten (Kommune Ferrara, Herzogtum, dessen Neuerwerbungen, ausgegliederte Städte, Städtische Herrschaften, Feuda) zum ersten Male nachvollziehen. Diese Karte liegt lose bei und sollte in den Bibliotheken gesichert werden, denn auch Historiker unterliegen der Concupiscentia! 2. Kapitel: Die Entstehung des Verwaltungssystems in der Epoche der Kommune und des Hauses Este. 3. Kapitel: Das Verwaltungssystem der Legation in päpstlicher Zeit. Hier wird das System der Jurisdiktionen des Legaten, die Gebiete der oligarchisch regierten Stadt Ferrara, die sog. *governi di Breve* sowie *di Consulta*, die *governi di nomina ferrarese* sowie die Verwaltung der Gewässer-Eindämmung nachgezeichnet. Das 4. Kapitel „Gerarchie urbane e istituzioni comunali“ kann man als sozialgeschichtliche Anwendung der Verwaltungshistorie bezeichnen. Denn die Vergabe der einzelnen Posten erfolgte im Spannungsfeld von lokalen Adelsgruppen, unterschiedlich qualifizierten juristischen Kollegien (*dottori, notai*) und dem durchaus spürbaren Interesse einzelner Legaten, das Staatsinteresse über die Protektionswirtschaft zu stellen, besonders greifbar am Ende des 18. Jh. unter dem Legaten Francesco Ca-

rafa (1778–86). Schon 1771 hatte Clemens XIV. den Besitz der *laurea dottorale* auch für die städtischen *governatori* vorgeschrieben. Auch für die Strafrichter wurden Kenntnisse des betreffenden Rechtskreises urgiert. Es lief auf eine Art „Staatsexamen“ hinaus. Im 5. und letzten Kapitel wird die Funktionsweise der verschiedenen Verwaltungsebenen (*legati e vicelegati, governatori di Breve e di Consulta, podestà del distretto di Ferrara, giusdicenti feudali*) behandelt. Überaus deutlich wird die alles beherrschende Stellung des Legaten, der praktisch einen Vize-Monarchen darstellte und auf allen Gebieten das letzte Wort hatte, also keiner Gewaltentrennung im modernen Sinne unterlag, jedoch durch eine Fülle von Privilegien und Exemptionen beschränkt war. Sein hohes Gehalt von 6000 *scudi p. a.* bildete nur einen Teil seines Einkommens. Hinzu kamen zahlreiche Naturaldarreichungen, Handelsprivilegien, Steuerbefreiungen, werthaltige Rechte, wie z.B. den kostenlosen Transport seiner Güter durch die Stadt Ferrara. Im Zentrum standen für ihn Rechte, mit Getreide zu handeln, auch auf Kosten des Staates. Alle Institutionen machten ihm regelmäßig Geschenke usw. Aber auch auf den untersten Ebenen lebten die Ortsrichter direkt von den Amministrati: ein Lokalgouverneur in einem kleinen Hafen am Po berichtete, dass der Rückgang der Anlandungen sein Einkommen so sehr habe zusammenschrumpfen lassen, dass er seine Tätigkeit einstellen müsse. Der Staat war nicht in der Lage, seine *governatori* fest zu besolden! Zusammenfassend ist zu sagen, dass Gardi mit diesem Werk eine überaus inhaltsreiche, genaue und kritische Verwaltungsgeschichte einer der größten Provinzen des Kirchenstaates vorgelegt hat, die dennoch gut lesbar bleibt, und durch ihre vielfältige Orientierung an der gesamten italienischen Regionalhistorie auch stets den größeren Rahmen im Auge behält, in dem sich sowohl sein Gegenstand, als auch die Forschungsgeschichte bewegen. Christoph Weber

Francesca Roversi Monaco, *Il Comune di Bologna e Re Enzo. Costruzione di un mito debole*, Bologna (Bononia University Press) 2012 (Studi e memorie 13), 244 S., Abb., ISBN 978-88-7395-690-7, € 35. – Von den Söhnen Kaiser Friedrichs II. nimmt der um 1224 geborene Enzo eine prominente Stellung ein. Einerseits angeblich Lieblingssohn des Kaisers und diesem in Aussehen und Interesse für Kultur ähnlich, andererseits glückloser, vom Vater aufgebener Erbe, der nach der verlorenen Schlacht von Fossalta (1249) von den Lombarden gefangen genommen und bis zu seinem Tod 1272 in Bologna in Haft gehalten wurde. Derart plakative Eckpunkte einer historischen Verortung Enzos boten und bieten Raum für widersprüchliche Legendenbildung jenseits der politischen Aktivitäten des Staufers als König von Sardinien und kaiserlicher Legat *totius Italiae* und gründen nicht zuletzt auf seiner über zwanzig Jahre dauernden Gefangenschaft. Zur spezifischen bologneser Erinnerungs-

kultur Enzios hat die Mediävistin Francesca Roversi Monaco ein kluges und mit Blick auf ein neues Verständnis von Mittelalterrezeption durchaus innovatives Buch vorgelegt. In vier Kapiteln untersucht sie Ursachen, Hintergründe, unterschiedliche Kontextualisierungen und Funktionen, aber auch die Verdichtungen bzw. Relativierungen dieser Erinnerungen an den Stauferkönig in Bologna, der bald nach seinem Tode vom Gegner zu einer kommunalen, wenngleich nicht konkurrenzlosen Identifikationsfigur transformiert wurde. Kap. 1 skizziert mit dem Verhältnis zwischen Kaiser-, Papsttum und den oberitalienischen Kommunen die historische Rahmensituation. Kap. 2 bietet eine Biographie Enzios (1238–1272) mit Schwerpunkt auf den Jahren in bologneser Haft ab 1249, welcher bereits die zeitgenössische Chronistik wegen der ungewöhnlichen Bedingungen im Palazzo del Podestà Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dort verfügte Enzo wohl über eigene Diener und Koch, Korrespondenzmöglichkeiten, eigene Bibliothek und nicht zuletzt über amouröse Kontakte zur „Außenwelt“, aus denen später testamentarisch bedachte Kinder hervorgingen. Kap. 3 bietet eine überzeugende Analyse des Enzo-Mythos in Bologna vom 14. bis zum 18. Jh., unterscheidet verschiedene Phasen (Die Erfindung der politischen Tradition im 14. Jh.; die Wiederentdeckung des Enzo-Mythos zwischen dem 15. und 16. Jh.; populäre Spuren des Enzo-Mythos zwischen dem 16. und 18. Jh.) und differenziert deren unterschiedliche Funktionen in ausgewählten Werken der bologneser und oberitalienischen Chronistik. Je nach Standpunkt erscheint Enzo als Verursacher innerstädtischer Auseinandersetzungen (Guelfen/Ghibellinen), als ernstzunehmender militärischer Gegner der kommunalen Libertas, gegen den sich die bologneser Virtù erfolgreich durchsetzt und dessen späteren, indes erfundenen Fluchtversuch verhindert, oder gar als enger Vertrauter und Vorfahre einzelner Familien des Bologneser Stadtadels (etwa der Bentivoglio) in einer den eigenen Führungsanspruch legitimierenden Perspektive. Mit einer legendären Verbindung Enzios zur „Festa della Porchetta“ werden seit dem 16. Jh. zudem populäre Erinnerungen an die Gefangennahme greifbar. Mit Blick auf den Untertitel des Bandes überzeugt vor allem Kap. 4 (Il mito debole: Re Enzo fra XIX e XX secolo) zur letztlich mangelnden Konkurrenz- und Tragfähigkeit des Enzo-Mythos als identitätsstiftende Erinnerung für Bologna. Denn mit einer auch wirtschaftlich prosperierenden Phase für Bologna ab 1860 im neuen Königreich Italien rückte die Geschichte der Universität stärker ins Zentrum einer Neudefinition bzw. -konstruktion kommunaler Identität. Die Vf. analysiert hier die Mechanismen, Motivationen und präsentiert einzelne Akteure (z.B. Giosue Carducci) dieses Prozesses, für den die „Erfindung“ des mutmaßlichen 800-jährigen Jubiläums der Universitätsgründung im Jahr 1888 mit einer aufwändigen Feier im Beisein der Königsfamilie eine entscheidende Weichenstellung markierte. Infolgedes-

sen verlor der Enzo-Mythos zunehmend an identifikatorischer Wirkkraft, folglich an Legitimation und mutierte fortan auf anderen Wegen der Rezeption zu einem Element einer romantisierenden Neuerfindung des italienischen Mittelalters, innerhalb dessen auch Bologna seinen Enzo wieder neu definieren sollte – vor allem in Literatur und Dichtung, etwa durch die „Canzoni di Re Enzo“ Giovanni Pascolis (1908/09) – als gefangenen dichtenden König im Palazzo del Podestà, der im Kontext dieser romantisierenden Rezeption zwischen 1875 und 1910 architektonisch und künstlerisch zu einem „Erinnerungs-ort“ der Geschichte Bolognas umgebaut wurde, in dem auch die Gefangenschaft König Enzios präsentiert wurde, etwa in den Fresken Adolfo De Carolis. Der gegenüber der Universität „schwächere“ Enzo-Mythos hatte sich somit partiell als adaptionsfähig erwiesen, die einstige Konkurrenzsituation überwunden und schließlich doch noch (s)einen Platz in der bologneser Erinnerungskultur etabliert, u. a. als Element eines romantisierenden und populärer verstandenen Medievalismo, zunehmend aber auch als Objekt wissenschaftlicher Forschung in den regelmäßig in Bologna im „Palazzo di Re Enzo“, dem alten *palatium novum*, stattfindenden Tagungen, wie die Vf., im Bogenschlag zur aktuellen Enzo-Rezeption in Bologna unterstreicht. Der Band bietet am Beispiel Enzios eine überzeugende Fallstudie zur Kontextualisierung und identitätsstiftenden Funktionalisierung mittelalterlicher Geschichte, die als verhandel- und wandelbare Ressource in selektiven Traditionsprozessen als Erklärungsmodell der jeweiligen eigenen Gegenwart rekonstruiert wird; dies sagt mehr über die Zeit- und Standortgebundenheit der individuellen Geschichtsbilder ihrer Urheber als über den ohnehin von derartigen rezeptionsbedingten Überlagerungen nur schwer greifbaren historischen Enzo aus. Angesichts dieser methodisch grundlegenden Beobachtungen wünschte man sich daher noch eine intensivere Auseinandersetzung mit der deutschsprachigen Literatur zur Diskussion des Mythosbegriffes (v. a. M. Borgolte) oder mit den Ergebnissen neuer Forschungen zur Mittelalter-Rezeption. Unabhängig davon leistet der Band in seiner Bewertung der Fiktionen und deren mit Blick auf ihre Wirkung konkreten Faktizität einen wichtigen Beitrag zu einer neueren Rezeptionsgeschichte des Mittelalters wie sie von der jüngeren Forschung im interdisziplinären Zugriff seit einigen Jahren neu konzipiert wird.

Kai-Michael Sprenger

Beatrice Sordini, *Dentro l'antico ospedale. Santa Maria della Scala, uomini, cose e spazi di vita nella Siena medievale*, Siena (Fondazione Monte dei Paschi di Siena etc.) 2010 (Itinerari e proposte 16), 382 S., Abb., ISBN 978-88-8024-310-6. – Wer heute vor der prächtigen Hauptfassade des Doms zu Siena steht, der wird nicht viel Aufhebens von dem Gebäudekomplex hinter

seinem Rücken machen, es sei denn, er wird von Plakaten auf eine dort stattfindende Ausstellung aufmerksam gemacht. Die heute museal genutzten Säle, Zimmerfluchten, Kapellen, Gewölbe und Keller hinter der langen, heterogenen Fassade gegenüber dem Dom bildeten noch bis 1996 das Krankenhaus S. Maria della Scala, das auf eine neunhundertjährige Geschichte zurückblickt. Das zu besprechende Buch hat sich zur Aufgabe gemacht, die Gründung, Ausdehnung und die Arbeitsweise des sich erst allmählich von einem Hospiz zu einem Krankenhaus entwickelnden Komplexes im Mittelalter zu erzählen. Die Rekonstruktionszeichnungen zu den einzelnen Bauphasen beruhen auf sorgfältigen Archivrecherchen und Grabungsergebnissen sowie auf den wunderbaren Fresken von Domenico di Bartolo (1440–1441) und Lorenzo Vecchietta (1441), die das Alltagsleben dieser Einrichtung der öffentlichen Wohlfahrt veranschaulichen. Die schriftliche Überlieferung und visuellen Quellen fließen also in Siena reicher als sonst, und so entsteht ein dichtes Panorama zur Vielfalt der Funktionen eines mittelalterlichen italienischen Hospitals. Denn S. Maria della Scala war damals weit mehr als eine Ort der Aufnahme von Bedürftigen und Kranken. Hervorging es aus einem Hospiz der Kanoniker des Domkapitels, wurde dann aber von einer Laienbruderschaft übernommen, unter der es zu Reichtum und überregionalem Ansehen gelangte. Dabei übernahm es – analog zu ähnlichen, aber oft späteren Hospitälern dieser Größenordnung in Städten wie Florenz und Mailand – gleichzeitig Aufgaben als Pilgerherberge, Waisen- und Frauenhaus, Kranken- und Hilfsstation, Bankanstalt, religiös-spiritueller Zentrum, Altersheim und Bestattungsort. Manche Aktivitäten, die die Autorin detailreich rekonstruiert, mögen heute kurios wirken. Aber daß das Hospital aus den anfallenden Altkleidern noch Gewinn schlagen konnte, zeugt von dem organisatorischen Erfindungsgeist der Betreiber, der an den heutigen Recycling-Kommerz erinnert (S. 298ff.). Nun ist ja Siena damals eine Hochburg des Handels und Bankwesens gewesen, was auch die Geschicke von S. Maria della Scala bestimmte. Die auf ihre Autonomie bedachten, finanzkundigen Sienesen taten alles, um die Kontrolle über das reichste Hospital nicht aus der Hand zu geben. So übernahmen die *fratres* (!) von S. Maria della Scala – und dies scheint in Siena noch heute kaum zu interessieren – einige Anregungen zur inneren Organisation und zum Auftrag aus der Regel des Hospitalsordens vom Heiligen Geist in Rom (von vor 1300 stammt sogar ein – dann verworfener – Entwurf für eine *regola* für einen *ordo seu religio fratrum hospitalis beate Marie virginis gloriose ante gradus maioris ecclesie Senensis*: G. Sanesi, *L'origine dello Spedale di Siena e il suo più antico statuto*, Siena 1898, S. 67–74. Diese Schrift fehlt in der ansonsten vorzüglichen Bibliographie Sordinis). Aber sich als Orden einer auswärtigen Macht, und sei es das Papsttum, zu unterstellen, kam in Siena nicht in Frage! Die Sta-

tuten für die Hospitalgemeinschaft von 1305 legten eine straffe Hierarchie fest: Der Rektor stand an der Spitze und wurde vom Kapitel der *fratres* flankiert; der *pellegriniere* regelte den Empfang und die Aufteilung der Bedürftigen und stand den Ärzten, dem Barbier und dem Pflegepersonal vor; der *castaldo* sorgte sich um die Küche etc. Die *fratres* und Donaten waren offenbar durchgehend Laien, die beim Eintritt in die *familia* dem Hospital ihren persönlichen Besitz auftrugen, aber oft auch ihre Frauen mit in die als „Konvente“ bezeichneten Wohnbereiche der Männer und Frauen mitnahmen (wie das Zusammenleben von Eheleuten im Einzelnen aussah, darüber schweigen sich die Quellen leider weitgehend aus; S. 216, 245ff.). Wie Ordensmitglieder waren die zahlreichen Komponenten der *familia* des Hospitals, von den Waisenkindern im Ausbildungsstadium bis hinunter zu den Angestellten der unteren Ränge und den Ammen, zum Tragen des Hospitalszeichens (das eine Leiter=*scala* zeigte) oder wenigstens bestimmter Kleidungsstücke, insbesondere Haarbedeckungen, verpflichtet (S. 127, 211f.). Die Symbiose mit der Sieneser Stadtregierung, die bei der Besetzung der Rektorenstelle gehörig mitsprach, ging so weit, daß sich die Kommune beim Ankauf von Reliquien einschaltete (was wie die Kunstaufträge und die oben erwähnten Fresken als „*investimenti simbolici*“ als gut angelegtes Geld galt, S. 98) und im Gegenzug für ihr vielfältiges Engagement aber auch Zwangsanleihen und den Verkauf von Hospitalsgut verlangte (S. 88f., 97, 148). Die Anlage eines den Kranken reservierten Traktes (in S. Maria della Scala *pellegrinaio* genannt) in den Jahren zwischen 1439 und 1442 markierte die Wende vom mittelalterlichen Hospiz zum „modernen“ Krankenhaus mit eigenen Ärzten (S. 120, 186ff., 206ff.) und weitgehender wirtschaftlicher Autarkie (S. 103, 278ff.). Trotz der starken Fixierung der Hospitalshierarchie auf die Sieneser Mittel- und Oberschicht kam das Hospital wohl auch mit Blick auf die aus ganz Europa stammende Pilger-Klientel aber nicht umhin, auch einige Nicht-Italiener in die *familia* aufzunehmen. Nicht selten verdingten sich diese Auswärtigen nur für eine gewisse Zeit, bis sie wieder Mittel zum Weiterziehen hatten (S. 209). Auf weitere, kompetent erörterte Themen wie Baugeschichte und Krankendiät sei hier nur noch cursorisch hingewiesen. Insgesamt bildet der Band einen wichtigen Beitrag zur Sozial-, Kultur- und Architekturgeschichte des Hospitalswesens im Mittelalter.

Andreas Rehberg

Paolo Radiciotti, Le pergamene di Santa Maria in Trastevere. Storia del fondo ed edizione delle pergamene anteriori al 1200, in: *Mélanges de l'École Française de Rome* 122 (2010), S. 279–317. – Es ist schon etwas überraschend, wenn in den *Mélanges* eine Publikation stadtrömischer Urkunden aus dem Mittelalter erfolgt, ohne dass die meisten römischen Mediävisten

im Vorfeld davon Kenntnis hatten. Eigentlich wäre das Archivio della Società Romana di Storia Patria ein angemessener Publikationsort gewesen, aber es muss wohl gute Gründe gegeben haben, den Werdegang dieser Publikation so diskret wie möglich zu handhaben. Und in der Tat: es gibt sie, denn die Edition ist leider in nennenswertem Umfang mit Fehlern behaftet. Der Rezensent, der den Urkundenbestand im Januar 1975 noch in der Sakristei von S. Maria in Trastevere und im Juni desselben Jahres dann schon im Archivio del Vicariato am Lateran durchsehen konnte, möchte dies ohne Anspruch auf Vollständigkeit exemplarisch an drei Dokumenten aufzeigen. Dabei wird deutlich, dass Radiciotti (R.) nicht nur häufig falsch gelesen, sondern auch Probleme mit der mittellateinischen Urkundensprache hat, auch wenn man in Rechnung stellt, dass diese ihrerseits „Fehler“ gegenüber dem klassischen Latein aufweist. – Beginnen wir mit einer Urkunde vom 1. November 1027 (R., S. 292–294, Pergamena II). R. liest Z. 3 *iubeo* statt *ab eo* (*iubeo* macht nach *peto* keinen Sinn, der folgende Nebensatz mit *uti* hängt eindeutig von *peto* ab), Z. 4 *Kalixsta* statt *Kalixsti*, Z. 6 *locare co(m)m(un)i etiaque iubeatis* statt *locare committere iubeatis*, Z. 7 und öfter *in in(tegro)* statt besser *in integrum*, Z. 13 *rivum-qu(e) Galeria* statt *rivum qui vocatur Galeria*, Z. 14 *tenienta Petrus p(res)b(ite)ro* statt *teniente Petrus presbitero* (der Nominativ *Petrus* ist so im Urkundentext), Z. 17/18 *co(n) – tinat* statt *con – tineat*, Z. 23 *betura a ano una* statt *betura a vino una*, Z. 30 *adinple(re) ad vita n(ost)ra* statt *adimplead vice nostra*, Z. 30/31 *det pars in fide h(oc) s(upra) partis fidem servantis* statt *det pars infidelis partis fidem servantis*, Z. 32 *nich(i)l manead* statt *nichilominus manead*, Z. 33 *p(er) man(e)a(t)* statt *per manum*. Schon mit geringer Kenntnis der Formularsprache wäre der letzte Fehler zu vermeiden gewesen. Nun könnte bei einem Dokument ja mal etwas mit der Korrektur schief gelaufen sein. Aber die Fehler haben System. Betrachten wir die Pergamena VII (R., S. 302–303) vom 11. Oktober 1075: Z. 4 *cons(acrati) p(res)b(ite)ri eide(m) eccl(esi)ae* statt *consentientibus presbiteri eiusdem ecclesiae*, Z. 7 *concedere volu(mus) id est dom(um) terrin(eam), scand(oliciam), tegulicia unam* statt *concedere volueris, id est domus terrinea scandolicia tegulicia in integrum*, Z. 9 *c(um) om(n)ibus eide(m) infra subscr(i)p(tis) affin(itatibus) p(er)tin(ent)* statt *cum omnibus eidem infra subscriptos affines pertinentibus* (oder auch aufzulösen in *pertinentiis*), Z. 13 *sicuti usq(ue) nuncquiter* statt *sicuti ad nunc quitis* (das mittellateinische *queo* für *possum* ist R. offenkundig nicht geläufig), Z. 15/16 *ad eam vicem dim(idium) redi(t)u(m) terre vacantis* statt *ad eius vicem dimidium petium terre vacantis*, Z. 25 *tuim(us) festantibus* statt *tuis infestantibus*, Z. 26 *comp(onere) vobis pro pena d(uodeci)m auri boni libram* statt *componimus vobis pro pena dimidiam boni auri libram*, Z. 31 *Ioh(annes) q(ui)*

Urso voc(atur) statt besser *Johannes qui Urso vocor* (Johannes unterschreibt!). – Auch die stark beschädigte Urkunde vom März oder Mai 1082 (R., S. 305–306, Pergamena IX) verfestigt das gewonnene Bild, und dabei wäre in so einem Fall doch eine besondere Sorgfalt geboten gewesen. R. gibt Z. 3: *concedo trado et irrevocabi[liter spo(n)deo] une meae ch(artu)lae vendo tibi Franco, qui voc(atur) de Sere*. Der Rezensent hat seinerzeit transkribiert: *concedo trado et irrevocabi[biliter iuxta] teno[rem] mee chartulae vendo tibi Franco qui voc(aris) de Sere*. Dies mag reichen, um Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Edition aufkommen zu lassen. Ein weiteres Manko: R. geht nur von den erhaltenen Urkunden aus und berücksichtigt die kopiale Überlieferung nicht. Im Archivio del Vicariato gibt es zwei Kopialbücher mit den Signaturen 1*B (Liber Instrumentorum Reverendissimi Capituli S. Mariae Transtyberim) und 2*B (Copia simplex Instrumentorum ac Bullarum ... S. Mariae Transtyberim). Dort findet sich beispielsweise fol. 67 verso bzw. fol. 56 verso – fol. 57 recto eine nur hier überlieferte, nach dem Gegenpapst Clemens (III.) datierte Urkunde zum 6. Juni 1088 (Centius Ardini übergibt Archipresbyter Bonifilius von S. Maria in Trastevere Ländereien im Gebiet von Orciano), ebenso fol. 66 verso bzw. fol. 54 recto und verso zum 15. Dezember 1110 (Nucius Iohannes de Cantra überlässt S. Maria in Trastevere, vertreten durch Archipresbyter Bonifilius, seinen Besitz in Orciano). Auch die in der Biblioteca Apostolica Vaticana aufbewahrten Codices Latini 8044 und 8051 hat R. nur unzureichend ausgewertet, allenfalls waren sie ihm knappe Erwähnungen wert (z. B. S. 286). Dabei enthält der Vat. Lat. 8044 fol. 1 recto bis 3 verso eine ansonsten unbekannte Urkunde vom 2. Juli 1020 (Graf Guido, Sohn des Bellizo von Anguillara, verpachtet an Petrus Iohannis Actonis, Saxolinus, Ingebaldus und Paganus Actonis, den Lago di Bracciano mit allen Fischereirechten). Nach alledem wird es jetzt kaum noch überraschen, dass bei den Literaturangaben wichtige Werke fehlen. Hat R. bewusst Literatur verschwiegen oder war es „nur“ die Eile, den Druck fertig zu stellen? Diese Frage mag jeder Leser für sich entscheiden. Vergeblich sucht man jedenfalls nach Hinweisen auf Gregorovius, der aus den Vatikanischen Codices zitiert hat, oder auf vom DHI herausgegebene Werke (z. B. Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 48, S. 188–190 und S. 264). Die Publikation der Urkunden von S. Maria in Trastevere an sich war ein Desiderat, enthalten sie doch hochinteressante Informationen zur römischen Sozialgeschichte im hohen und späten Mittelalter. Es ist zu bedauern, dass der Druck in den *Mélanges* ohne angemessene begleitende kritische Redaktion stattgefunden hat und darum nur mit Vorsicht zu benutzen ist.

Rudolf Hüls

Michael Schmitz, *Pietro Cavallini in Santa Cecilia in Trastevere. Ein Beitrag zur römischen Malerei des Due- und Trecento*, München (Hirmer) 2014 (Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 33. Veröffentlichungen der Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom), 436 S., Abb., ISBN 978-3-7774-8051-0, € 135. – Die Kirche S. Cecilia in Rom liegt im Stadtviertel Trastevere in der Nähe des bedeutendsten Flußhafens der Stadt und war eine der ältesten christlichen Kultbauten Roms sowie Stations-, Titel- und Pilgerkirche. Die Wiederentdeckung der Fresken des Weltgerichts im Nonnenchor im Jahre 1900 war eine Sensation, war deren Qualität doch so hervorragend, daß sie wieder die lange vernachlässigte Figur des Malers Pietro Cavallini in den Mittelpunkt der kunsthistorischen Forschung rückte. Schmitz' Blick auf das Hauptwerk des Künstlers steht in guter Tradition der Bibliotheca Hertziana, wird es doch auch in seinem sozialen Wirkungsraum vorgestellt. Da die direkten Quellen zu dem Künstler aus Rom spärlich fließen, ist sehr viel historisches Einfühlungsvermögen und Kombinationsgabe gefordert – Qualitäten, die Schmitz in hervorragender Weise einbringt. Was interessiert den (Stadt-)Historiker an diesem Werk, dessen kunsthistorischen Verdienste gewiß besser von seinen Berufskollegen gewürdigt werden können? Wenn Rom am Ende des 13. Jh. – so Schmitz – „zu einem der führenden künstlerischen Zentren Europas“ avancierte, wenn die mittelalterliche Malerei Roms damals „ihren absoluten und letzten Höhepunkt“ erreichte (S. 43), dann wirft das für den Historiker wie den Kunstgeschichtler die Frage auf, wie sich dieser Erfolg jenseits des persönlichen Genies der beteiligten Künstler auch wirtschaftlich und sozialgeschichtlich erklären läßt. Denn daß solche Faktoren mitbestimmend waren, belegt schon das jähe Ende dieser Blütezeit, das mit dem Abzug des Papstes und der Kurie, die unbestrittenen Garanten für den Wohlstand der Ewigen Stadt, nach Frankreich (1305–1377) einsetzte. Diese Rahmenbedingungen bestimmten auch die Karriere Cavallinis, der ab 1308 sein Auskommen am Hof der Anjou-Könige in Neapel fand. Deswegen ist Schmitz' Suche nach den Auftraggebern des Malers so spannend. Die Antworten sind nicht einfach, wurden doch die meisten Freskenzyklen des Römers – nicht selten im Zuge der „Modernisierung“ der Gotteshäuser – im Laufe der Jahrhunderte zerstört; und der Brand von S. Paolo fuori le mura von 1823 tat sein übriges (S. 33f.). Der Autor erstellt eine ganze Typologie von möglichen Mäzenen für (religiöse) Kunst, die vom Papst und den Kardinälen bis zu den Bruderschaften und Laien reicht (S. 48–62). Dabei begegnet man bekannten Protagonisten der kirchlich-politischen Szene der damaligen Zeit. Erwähnt sei nur Kardinal Pietro Colonna, der möglicherweise die heute verlorenen Fresken in seiner Titelkirche S. Eustachio realisieren hat lassen (S. 58 mit Anm. 152). Während im Kap. III Cavallinis Hauptwerk in S. Cecilia in seinem

architektonischen und topographischen Kontext vorgestellt wird, ist das umfangreichste Kapitel IV den Fresken selbst gewidmet, die sich über die Weltgerichtsszene am Eingang hinaus mit alt- und neutestamentarischen Szenen auch auf die Seitenwände erstreckt hatten und die hier nach allen Regeln des Fachs nach Ausführung sowie Stil und Motivgeschichte rekonstruiert und analysiert werden. Im Vergleich zu den von Jacopo Torriti OFM geschaffenen Mosaiken in der Apsis von S. Maria Maggiore zeige sich, „daß Cavallini der in jeder Hinsicht modernere Künstler ist“ (S. 175). In Ermangelung von Schriftquellen datiert Schmitz die Fresken mit guten stilistischen Gründen in die Zeit zwischen 1298 und 1302 (S. 182). Nicht unwichtig erscheint die Spezifizierung, daß S. Cecilia kein Benediktinerkloster, wie lange vermutet wurde (S. 187), sondern vom 11.–15. Jh. eine Kollegiatkirche gewesen ist, wobei Säkular- und Regularkanoniker sich abgewechselt haben (S. 75ff.). Die Besetzung des nur zehn Mann starken Kapitels erfolgte spätestens in Avignoneser Zeit weitgehend über den Provisionsweg, also über die Kurie. Dies machte das Säkularkapitel (!) damals zu einer Heimstatt des lokal-trasteverinischen Adels. Es ist deshalb nur konsequent, daß der Autor die Frage nach dem Auftraggeber (S. 183ff. Kap. VI) auf einen Exponenten gerade dieser Schicht konzentriert. Kein geringerer als der Kardinal Giacomo Stefaneschi, der Bonifaz VIII. nahestand und dessen Familie bereits als Mäzen Cavallinis (zumal für die Mosaiken in der Apsis von S. Maria in Trastevere, S. 175, 193f.) hervorgetreten war, dürfte das kulturelle und finanzielle Format gehabt haben, diese künstlerische Leistung zu protegiere (S. 188–194). Die Vorstellung, daß die auch mit einem Hospiz und einen Palast für den Titelkardinal ausgestattete Kirche S. Cecilia in Hafennähe eine Art erste Anlaufstelle für die Rompilger war bzw. werden sollte, ist bedenkenswert, zumal wenn man Stefaneschis Verdienste um die Einführung des Jubelablasses im Jahre 1300 in Rechnung stellt (S. 191f.). Zum Glück und Nachteil zugleich gereichte es dem Römer Pietro Cavallini, daß ausgerechnet der Florentiner Künstlerkollege Lorenzo Ghiberti die Marksteine seines Œuvres der Nachwelt überliefert hat: Glück, weil eine eigenständige Kunstbetrachtung in Rom selbst erst im ausgehenden 16. Jh. aufzukeimen begann; Nachteil, weil die Florentiner – zumal Giorgio Vasari – auch weiterhin die Deutungshoheit über seine Kunst behielten, die man als der byzantinischen Maltradition (*maniera greca*) verhaftet kritisierte und hinter Giotto Primat rangieren ließ (S. 21ff.). Unentschieden ist auch heute noch die Debatte um die Verdienste der beiden Koryphäen um die Ausmalung der Basilika S. Francesco in Assisi. Schmitz sieht Cavallini in Assisi – im Gegensatz zu Giotto – nicht am Werk; vielmehr scheint sich der Römer an den neuesten stilistischen Entwicklungen, die sich in der Ausmalung des Langhauses der Oberkirche manifestieren, orientiert zu haben (S. 206–215, besonders 213). Weitere

Elemente, die auch den Historiker interessieren, sind die Beobachtungen zu Cavallinis Werkstatt und zur zunftähnlichen Organisation der Künstler auch in Rom (S. 71 ff., 83–98) sowie Schmitz' Aufmerksamkeit gegenüber der Heraldik, die seine Identifizierungsarbeit nicht selten erleichtert (S. 185, 187 ff.). In seinem nüchtern sachlichen Sprachstil bietet der Autor seine zahlreichen Entdeckungen manchmal fast en passant. So, wenn er überzeugend nachweist, daß die Apsis-Mosaiken von S. Maria in Trastevere nicht etwa eine Stifterinschrift aufweisen, sondern (dank einer überzeugenden Integration) eine Künstlerinschrift: [HOC OP. M]VS[IV. FEC]IT PETRUS [PICTOR] (S. 19 f.). Bedenkenswert ist auch die Beobachtung, daß sich die hl. Francesca Romana (1384–1440) für ihre Visionen wahrscheinlich von Cavallinis Werken in S. Maria in Trastevere und in S. Cecilia inspirieren ließ (S. 23 f.). Hervorzuheben sind abschließend auch der Exkurs zu den sonstigen Wandmalereien Cavallinis in römischen Kirchen, der sorgfältige Quellenanhang und die opulente Bebilderung des vorzüglichen Bandes.

Andreas Rehberg

Maria Luisa Lombardo, *Il notaio romano tra sovranità pontificia e autonomia comunale (sec. XIV–XVI)*, (Studi storici sul notariato italiano XV), Milano (Giuffrè) 2012, XVIII, 442 S., ISBN 88-14-15687-5, € 50. – Während die römische Notars-Überlieferung von der früheren Geschichtsschreibung wenig beachtet wurde (Notarsurkunden interessierten vor allem, wo sie Papst- oder Kaiserurkunden als Inserte enthielten), hat sich in den letzten Jahrzehnten eine ganze Generation von Historikerinnen und Historikern der – in Rom freilich fragmentarisch überlieferten – Quellengattung der Notars-Imbreviaturen zugewendet. Der Gewinn ist groß, denn diese Imbreviaturen gewähren tiefen Einblick in das „Rom der Römer“ (Isa Lori Sanfilippo), das gegenüber dem „Rom der Päpste“ überlieferungsmäßig weit im Nachteil ist. Dieser Überlieferung wird von Maria Luisa Lombardo, die mit den römischen Archivalien aufs engste vertraut und durch die Bearbeitung auch unscheinbarer Quellen (z. B. Hafenzoll, Torzoll) hervorgetreten ist, mit dieser Publikation ein wichtiger Beitrag gewidmet. Schon der Titel nennt die beiden Pole, zwischen denen sich die römische Wirklichkeit – und somit notwendig auch das Berufsleben des römischen Notars – bewegte. In zahlreichen Abschnitten entsteht ein umfassendes Bild. Herausgearbeitet werden Voraussetzungen und Ausbildung dieser Notare (darunter interessante Gestalten, die sich auch als Chronisten betätigten), was auf die Frage nach dem kulturellen Kontext, auf Ausbildung und Bildung führt (aber auch nach dem intellektuellen Gefälle fragen läßt: wie macht der Notar einem schlichten Klienten den lateinischen Text verständlich?). Analysiert werden die Kundenkreise der Notare: das ist für die Forschung immer der wichtigste Schritt, um das Material für die Sozialgeschichte einer Stadt zu erschließen. Ne-

ben der materiellen, inhaltlichen Aussage der Stücke wird aber auch – und darauf wird von der Vf. mit Recht besonderer Wert gelegt – eingehend der institutionelle, rechtliche Rahmen des Notariats behandelt. Für die praktische Arbeit des Historikers an der fragmentarischen Überlieferung hilfreich ist die Rekonstruktion und Zusammenführung bruchstückhafter Imbreviaturen (wie sie auch andere Historikerinnen geleistet haben) und die kenntnisreiche Verfolgung des Überlieferungsweges. Im Anhang wird eine Auswahl repräsentativer Stücke ediert, wie Kaufverträge, Heiratsverträge, Schiedssprüche (mit vorgeschlagenen Versöhnungssprüchen in *Volgare!*), aber auch ein Unterrichtsvertrag, ein ärztliches Gutachten, ein Inventar der eigenen Notarsimbreviaturen, und die außergewöhnlichen Notizen eines Notars zum *Sacco di Roma*. Arnold Esch

Kirsi Salonen/Jussi Hanska (Hg.), *Entering a Clerical Career at the Roman Curia, 1458–1471*, Farnham u.a. (Ashgate) 2013 (Church, Faith and Culture in the Medieval West), XII, 295 S., Abb., ISBN 978-1-4094-2839-8, £ 70. – Die Autor/innen haben sich zum Ziel gesetzt, die von Historikern wie Denys Hay und Francis Rapp vorgebrachte Kritik an der Römischen Kurie als (Mit-) Verantwortliche für die Mißstände im spätmittelalterlichen Klerus auszuräumen. Sie wollen die „Qualitätsanforderungen“ der Kirche gegenüber den Priesteramtskandidaten auf die Probe stellen. Dafür stehen ihnen eine Reihe von Quellen zur Verfügung: die Normen des Kirchenrechts und die Registerserien gleich mehrerer kurialer „Behörden“ (Apostolische Kammer und Kanzlei, Pönitentiarie, später auch die Datarie). Ihr beträchtlicher Urkunden-Ausstoß ist – was das Reich betrifft – im *Repertorium Germanicum* und im *Repertorium Poenitentiarie Germanicum* dokumentiert (jetzt für die Zeit von 1378 bis 1471, beim RPG noch darüberhinaus, auch online). Für die Autoren ist es genug der Garantie, daß die Kirche streng über die Einhaltung der Normen wachte. Dispens von der Norm sei nur einer insgesamt begrenzten Zahl eingeräumt worden. Bekanntermaßen diene das Dispenswesen nicht zuletzt der Minderung der Härtefälle, die die in vielen Kulturen zu findenden Anforderungen der körperlichen Unversehrtheit und rituellen Reinheit hervorriefen, die den Zugang zum Altardienst beispielsweise den unehelich Geborenen und körperlich Behinderten verwehrten (und sei es nur aufgrund einer entstellenden Wunde oder des Verlustes eines Gliedmaßes). Auch von weiteren weiherechtlichen Bestimmungen konnte man nur in Rom absolviert werden, z.B., wenn man von einem Bischof geweiht werden wollte, der nicht der der Heimatdiözese war (ein solches Fakt lag bei allen Weihekandidaten in Rom vor, wozu man entsprechend vom Heimatbischof autorisiert sein mußte!), oder wenn man außerhalb der vorgeschriebenen Weihetage im Jahr geweiht werden wollte. Der Papst konnte alle diejenigen von ihrer automatisch erfolgten Irre-

gularität absolvieren, die sich unter Verstoß gegen diese Vorschriften hatten weihen lassen. Und derer gab es Hunderte, wie man vor allem aus den Supplikenregistern der Pönitentiare weiß! Aus sehr einsichtigen Überlieferungsgründen ist der von Salonen bearbeitete Teil I auf diese letzteren Quellen aus dem Pontifikat Pius' II. (1458–1464) konzentriert, während Teil II die Unterlagen der Kammer (*libri formatarum*) zu den Kandidaten analysiert, die unter Paul II. (1464–1471) die Weihen an der Kurie in Rom empfangen haben. Im Rahmen einer Rezension können die Einzelergebnisse nicht detailliert referiert werden. Hervorgehoben seien einige wenige Relationen, die den Autor/innen wichtig sind, die aber auch zeigen, daß statistische Auswertungen zu solch kurzen Zeiträumen sehr problematisch sein können. So sieht Salonen eine Verbindung zwischen der Tatsache, daß überdurchschnittlich viele Gesuche (Suppliken) um Dispens vom Geburtsmakel aus Teilen Frankreichs, Deutschlands und der Beneluxländer stammten, die besonders reich an Kirchenpfründen waren, die Illegitimen die kirchliche Laufbahn erleichtern konnten (S. 49–51, 68, 101, 265). Daß ausgerechnet mehr Priester aus Norditalien vor Erreichen des Mindestalters (25 Jahre) in Rom geweiht wurden, sei ebenfalls die verständliche „answer to local needs for priests“ gewesen (S. 265). Diejenigen, die bei ihren Weihen gegen die oben genannten Vorschriften verstoßen hätten, hätten gewöhnlich „not broken the law in an extremely severe way“ (S. 266). Dabei steht außer Frage, daß die widrigen Umstände – wie z.B., wenn der notorisch absente Ortsbischof partout keine Weihetermine ansetzte – manchmal zu eigenmächtigem Handeln einluden. Auch Hanska nimmt in Teil II seine Quellen (die *libri formatarum*) gegen voreilige Angriffe in Schutz. Die Weihepraxis durch die zahlreichen, offenkundig von der Kammer ausgesuchten und autorisierten in Rom fern ihrer (oft armen) Diözesen residierenden, aber hinreichend qualifizierten Bischöfe sei regulär und kein Ausweis von Laxheit gewesen, wobei auch die vorgeschriebenen Examen (S. 195–203) zur Feststellung der Mindestvoraussetzungen (u. a. im Verständnis des Lateins und im Gesang) in der Regel ernst genommen wurden. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Trotzdem wissen beide Autoren um Mißstände, die aber mit Blick auf die gesamte Christenheit (S. 112, 137, 221) als Ausnahmen eingestuft oder anderweitig entschuldigt werden (S. 42f., 57, 68, 89, 120, 122, 162, 224). Sie gehen dagegen nicht näher auf die Klagen und Forderungen ein, die seit dem 14. Jh. allenthalben – zumal auf den Konzilien und in einigen Reformkommissionen selbst an der Kurie – zu hören waren. Die späteren (Tridentiner) Gegenmaßnahmen lassen indes die Frage zu, ob nicht schon damals der Respekt des rechtlichen Rahmens allein ausreichte. Noch heute zeigt sich immer wieder, daß nicht immer recht ist, was rechtens ist. Den beiden Autoren bleibt nicht verborgen, daß nur ein Bruchteil von denjenigen, die sich für Weihen an

und dem Zentrum der katholischen Kirche zu neuem Glanz verhalfen. Eine technisch-hydrologische Perspektive liefert den Einstieg in das hochkomplexe Verteilungssystem, welches auf Giacomo della Porta zurückzuführen ist und die einzelnen Stadtteile mit Wasser versorgte. Sie führt den Leser von dort aus zu den städtischen Brunnen, zu den Adels- und Kardinalspalästen und den großen Gartenanlagen, die von dem neuen Wasserreichtum profitieren konnten. Wenngleich dieses Leitungs- und Brunnensystem dazu führte, die Stadt weitgehend flächendeckend mit Wasser zu versorgen, sollte dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein Großteil des Wassers den reichen Kardinalshaushalten und Adelspalästen zur Verfügung stand bzw. diese das System kontrollierten. Mittels eines sozialgeschichtlichen Ansatzes zeigt sie auf, wie Wasser zum Instrument päpstlicher oder adeliger Patronage wurde und wie die Versorgung von Klöstern, Privathaushalten oder die Errichtung (halb-)öffentlicher Brunnen zum Ausdruck des sozialen Status werden bzw. der Prestigeerhöhung dienen konnte. Doch sie lässt auch die unteren sozialen Gruppen in der Wasserhierarchie nicht aus und führt den Leser zu den Arbeitsstellen der Wäscherinnen und den Trinkplätzen der Pferde. Dass das Wasserleitungssystem aufs Engste mit dem neuen barocken Straßensystem verbunden war, erläutert die Vf.in anschaulich im letzten Kapitel. Sie zeigt auf, wie die Neuerrichtung von Straßen mit unterirdischen Kanalsystemen einerseits bessere hygienische Bedingungen schaffte und somit einen Beitrag für die öffentliche Wohlfahrt leistete, andererseits auch zentral für die Erneuerung des römischen Erscheinungsbildes war, in dessen Straßen sich vormals Müll, Tierkadaver, Exkrememente angesammelt hatten. Den Ausgangspunkt ihrer Darstellung bilden stets urbanistische und hydrologisch-technische Fragestellungen, doch liegen Reiz und besondere Leistung der Studie darin, ein insgesamt sehr breites Spektrum kulturhistorischer Aspekte abzudecken, welche politische, infrastrukturelle, soziale, ökonomische, kunsthistorische und repräsentative Gesichtspunkte integrieren. Zeitgenössische Stiche, sehr gutes, erläuterndes Kartenmaterial, qualitativ hochwertige, moderne Fotos sowie eine gut strukturierte und lesbare Darstellung machen das Buch nicht nur zu einer Pflichtlektüre für die Fachwelt, sondern bereiten auch dem Romliebhaber und Laien große Lesefreude. Katherine Wentworth Rinne liefert mit ihrer faszinierenden Studie einen wichtigen Beitrag zu einem besseren Verständnis des barocken Roms und eröffnet zugleich den Blick für eine neue Lesbarkeit des heutigen Stadtbildes. Ricarda Matheus

Stefano Pagliaroli, *Una visita al monastero di Santa Maria delle Canne di Sonnino, Fossanova (Centro Studi Fossanovesi) 2011 (Palus Pompina 1)*, pp. 91, tavv. XXII, ISBN 978-88-905-93345; Stefano Pagliaroli, *Il „castellum“ di Priverno nel Medioevo, Fossanova (Centro Studi Fossanovesi)*

„Tommaso d’Aquino“) 2011 (Palus Pomptina 2), pp. 238, tavv. LII, ISBN 978-88-905-9336-9. – Non mancano in Italia i centri di studio animati da una profonda attenzione territoriale o locale, per dirla con un termine forse più utilizzato ma non sempre con accezione positiva. Il „Centro Studi Fossanovesi“ [via San Tommaso d’Aquino, 1804010, Abbazia di Fossanova (LT) paluspomptina@gmail.com] è stato fondato nel 2006 dall’Autore dei due libri „allo scopo di individuare e pubblicare i ‚documenti‘ originali della storia del nostro comprensorio“, come scrive nella premessa all’opera su Priverno (p. 7): ed è proprio sul doppio binario della profonda passione per la storia delle sue terre e di un’ampia conoscenza dei documenti ad esse relativi che la scrittura dell’Autore si dipana. Entrambi i volumi sono, infatti, strettamente legati alle fonti: basti rammentare che due terzi di quello dedicato al monastero di Santa Maria delle Canne sono occupati da una sezione in cui vengono editi dodici documenti il che, anche in un libro dalle dimensioni contenute, produce, comunque, una bella quantità di informazioni. Il più ampio libro dedicato a Priverno è, invece, una tessitura di continui rimandi e citazioni documentarie nel testo e palesa un gusto antiquario almeno tanto forte quanto la costante preoccupazione verso l’aggiornamento storiografico: se il dialogo di Pagliaroli con le fonti e con gli eruditi del passato non è sempre semplice da seguire, esso trasmette, però, senza dubbio la simpatia di chi pratica con profonda motivazione la dimensione della ricerca. L’Autore offre un’ampia messe di informazioni sia sul complesso quadro documentario relativo all’area di cui si occupa sia sulle tematiche dell’insediamento, del rapporto con l’habitat palustre e delle conseguenti attività economiche, della presenza di famiglie eminenti, del rapporto con la vicina Roma. Vanno segnalate le ricche collezioni di tavole, in massima parte riproduzioni fotografiche dei documenti ma anche con fotografie dei luoghi studiati, delle architetture, di particolari iconografici, poiché Pagliaroli non disdegna la pratica delle fonti materiali. Entrambi i volumi sono completati da indici della tavole, delle fonti manoscritte – che, soprattutto nel caso dello studio più corposo, sono state rinvenute non solo in archivi e biblioteche dell’area pontina –, dei nomi e da un indice generale e dal „congedo“ nel volume su Priverno (pp. 185–192), dal quale già si intuiscono future indagini.

Mario Marrocchi

Lluís Guia Marín, *Sardenya, una historia pròxima. El regn sard a l’època moderna, Catarroja-Barcelona (Afers) 2012, pp. 398, ISBN 978-84-92542-61-1, € 19.* – I dieci saggi che compongono l’ultimo volume dello storico della *Universitat de València* Lluís Guia Marín sono il risultato di una ricerca lunga e ponderosa. Essa mira a porre in connessione la storia della Sardegna moderna con quella del regno di Valenza ed è volta ad analizzare le isti-

tuzioni di entrambi i regni al fine di evidenziare analogie e differenze. Le riflessioni dell'A. riguardano in maniera particolare l'identità politica e culturale dei viceré incaricati del governo sardo e valenzano (saggi 1 e 7) e dei reggenti della Real Tesoreria (saggio 10) in un discorso di lungo periodo che va dalla fine del XV alla prima metà del XVIII secolo. Egli approfondisce, inoltre, il ruolo assunto dagli ufficiali regi (saggio 8) e, specialmente, dai procuratori reali all'inizio del XVIII secolo (saggio 9) quando, in occasione del cambio dinastico, diventano i protagonisti di un delicato passaggio di consegne tra gli Asburgo e i Borbone. Il mutamento dinastico dà adito a un'interpretazione problematica dell'entità della rottura rendendo, altresì, complicata l'individuazione di una (o più) linee di continuità. Tale riflessione storiografica rappresenta per lo storico valenzano un punto di particolare interesse ed egli la approfondisce in maniera specifica e dettagliata nel saggio 4, „Ruptura i continuïtat de la corona d'Aragó. L'impacte de la Guerra de Successió“; tuttavia il dibattito aperto dal cambio dinastico soggiace anche ad altri saggi (saggi 5, 7, 8, 9, 10) e, riuscendo ad inquadrare le dinamiche politiche e istituzionali del regno sardo e di quello valenzano in termini di riflessi del mutato contesto internazionale, garantisce al tema delle nomine istituzionali locali il rango di questioni politiche di primaria importanza. Altro tema particolarmente caro all'A. è rappresentato, sia per il caso sardo che per quello valenzano, dal mutevole equilibrio esistente tra gli „estaments“ (saggio 3), le „corts“ (saggio 5) e i „virreis“ (saggio 1, 7) nella loro „pràctica del govern“. Guia Marín analizza i tre soggetti istituzionali in maniera distinta evidenziando, tuttavia, le strette connessioni e le considerevoli interdipendenze esistenti. Nel caso dei viceré, egli formula un'interpretazione che, non trascurando il lato istituzionale né la dimensione individuale e fazionale, è capace di offrire una disamina degli alter ego del sovrano che evidenzia in maniera chiara quale sia il progetto regio alla base di tali scelte. Si tratta di un fenomeno che si palesa con evidenza sia nel caso dei viceré secenteschi di Filippo IV in Sardegna e nel regno di Valenza, sia nel caso degli uomini prescelti da Carlo VI, erede, in tal senso, di una vera e propria „tradició hispànica“. In merito al discorso sugli stamenti sardi e valenzani, analizzati in chiave comparativa in ragione delle coincidenze che li accomunano (stesso tipo di élite, analoga struttura interna, composizione e meccanismi di convocazione), l'A. giunge alla conclusione che essi furono per le élite locali degli efficaci strumenti di resistenza alle istanze monarchiche. Un discorso analogo viene asserito per il ruolo e l'importanza delle „corts“ che solevano essere frequentate per lo più – in Sardegna così come accadeva negli altri „models ibèrics“ – dai gruppi privilegiati che, in qualche misura, erano capaci di fungere da contrappeso alle istanze monarchiche. Ci sono altri due importanti aspetti trattati in questa raccolta di saggi che si prefigge l'obiettivo di ana-

lizzare analogie e differenze tra due regni appartenenti alla Corona d'Aragona: il primo è quello della difesa costiera (saggio 2) e il secondo è quello del reciproco soccorso (saggio 6). L'A. tratta i due temi, innegabilmente legati dal fine comune della sopravvivenza o, quanto meno, dell'incolumità, attuando un percorso di lungo periodo: da un lato, la riflessione sulla necessità di dotarsi di un efficiente apparato difensivo – il dibattito si articolava tra i sostenitori del sistema statico delle torri costiere e tra coloro che ritenevano, viceversa, che il potenziamento della flotta fosse lo strumento più utile – è circoscritto al XVI secolo spingendosi solo fino ai primi anni del '600; dall'altro, il delicato tema del soccorso prestato agli esiliati valenzani si spinge all'inizio del XVIII secolo proprio negli anni in cui il Borbone Filippo V e l'arciduca Carlo d'Asburgo si avvicendavano al governo spagnolo, determinando un clima di incertezza politica e la reciproca persecuzione per i sostenitori del partito avversario.

Rafaella Pilo

Barbara Visentin, *Fondazioni Cavensi nell'Italia meridionale (secoli XI–XV)*. Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2012, 392 S., ISBN 978-88-86854-81-8, € 40. – Im 11. und 12. Jh. entwickelte sich der Klosterverband der SS. Trinità di Cava zu einem wichtigen Machtfaktor auf der politischen Bühne Süditaliens. Aufgrund seiner spirituellen Anziehungskraft und seiner politischen Anpassungsfähigkeit gelang es dem Kloster, diese Position auch in den zahlreichen politisch unsicheren Phasen der süditalienischen Geschichte bis in die zweite Hälfte des 13. Jh. zu behaupten. Der umfangreiche Urkundenbestand der Abtei, der bis heute in situ verblieben ist, bietet die seltene Möglichkeit, weitergehende Rückschlüsse auf die grundherrschaftlichen und administrativen Verhältnisse und Entwicklungen zu ziehen. Seit 1873 wurde mit dem *Codex diplomaticus Cavensis* begonnen, den reichen Archivbestand zu edieren. Das Projekt, das 1893 ins Stocken geriet, konnte zwar 1984 durch Simeone Leone und Giovanni Vitolo wiederaufgenommen werden, geht aber bis heute über Band 10 (1990), der die Urkunden bis 1080 ediert, nicht hinaus. Dank der zahlreichen Studien von Giovanni Vitolo seit den 80er Jahren des 20. Jh. verlagerte sich der Schwerpunkt von der politischen Geschichte der Abtei hin zu strukturgeschichtlichen Aspekten, vor allem zu der Frage des Verhältnisses zwischen Mutterkloster und unterstellten Kirchen und Klöstern in der Peripherie. Die exemplarischen Untersuchungen von Vitolo zu den apulischen Prioraten werden in der vorliegenden Arbeit von seiner Schülerin für Kampanien, die Basilicata, Kalabrien und Sizilien fortgeführt. In einem prägnanten Einleitungskapitel (S. 11–27) diskutiert die Autorin die Entwicklung des Klosterverbands vor dem Hintergrund der süditalienischen Geschichte. Die Expansion, die sich von der Klostergründung 1025 bis zum Ende des 12. Jh. erstreckte, wird sehr

überzeugend in vier Phasen eingeteilt, bereits in der spätnormannischen Zeit nahm die Anzahl der Schenkungen deutlich ab, unter der staufischen Herrschaft konnten die Besitzungen und Rechte im Wesentlichen noch behauptet werden, spätestens mit der anjovinischen Zeit setzte der z.T. rapide Niedergang ein. Im folgenden Hauptteil (S. 29–344) wird in geographischer Ordnung die Geschichte von insgesamt 139, Cava unterstellten Klöstern und Kirchen auf der Basis des Urkundenmaterials im Klosterarchiv von Cava vorgestellt, ein photographischer Anhang, sieben Karten und eine umfangreiche Bibliographie runden die Arbeit ab. Bei der gewählten Darstellungsform lassen sich Wiederholungen nicht vermeiden, die großen Entwicklungslinien und Diskontinuitäten treten oftmals hinter der Beschreibung der besitzrechtlichen Details zurück. Bei aufmerksamer Lektüre lassen sich allerdings einige interessante Strukturmerkmale und Fragenkomplexe erkennen, die an dieser Stelle nur in exemplarischer Auswahl angedeutet werden können. Die meist sehr kleinen Klöster Kampaniens waren nach langobardischem Recht „Eigenklöster“ des Gründers – im Cilento in mehreren Fällen der langobardischen Herrscherfamilie –, in der Regel konnte Cava sukzessive durch Schenkung oder Kauf Besitzanteile erwerben, wobei für die Schenker sowohl das wirtschaftliche Überleben des Klosters als auch die spirituelle Attraktion von Cava eine Rolle spielten. In der wesentlich stärker griechisch geprägten südlichen Basilicata erfolgte die Expansion zeitlich später, in der Regel durch Schenkungen normannischer Adelsfamilien. Bei griechischen Schenkern fungierte meist das Kloster S. Maria di Cersosimo als Mittler. Offen bleiben die Fragen der gezielten normannischen Latinisierungspolitik und die Konkurrenzsituation mit dem griechischen Klosterzentrum SS. Elia e Anastasio di Carbone. Die Quellen zu Besitzungen Cavas in Kalabrien und Sizilien sind wesentlich spärlicher und punktueller und lassen in der Regel keine weiterreichenden Beobachtungen zu. Dank der detaillierten Aufarbeitung der Archivalien und der profunden Kenntnisse der Autorin in der langobardischen und frühnormannischen Geschichte Süditaliens konnte das Ziel der Arbeit, die Materialbasis für künftige Studien zum Klosterverband von Cava zu liefern, bestens erreicht werden. Kleinere Schwächen, wie die an einigen Stellen mangelhafte graphische Umsetzung griechischer Textstellen oder das Fehlen einer genauen Übersichtskarte, und die offene Frage, warum die Verfasserin die griechischen Urkunden Cavas ausschließlich in den lateinischen Übersetzungen Trincheras zitiert, können den Nutzen dieser Arbeit als Nachschlagewerk zu 139 Klöstern Süditaliens und als zukunftsweisenden Ausgangspunkt für weitere Forschungen zu diesem Themenkomplex nicht schmälern. Es bleibt aber festzuhalten, dass solche Forschungen letztendlich nur durch das Fortführen des fundamentalen Editionswerks des *Codex diplomaticus Cavensis* möglich sein werden. Thomas Hofmann

Francesco Panarelli (Hg.), *Da Accon a Matera. Santa Maria la Nova, un monastero femminile tra dimensione mediterranea e identità urbana (XIII–XVI secolo)*, Münster (Lit) 2012 (Vita regularis 50. Abhandlungen), XI, 283 S., Abb., ISBN 978-3-643-118301, € 39,90. – Der vorliegende Band geht auf die Initiative von Francesco Panarelli zurück. Während seiner Arbeit an der Edition des *Codice Diplomatico Materano* wurde die dichte Überlieferung einer bisher kaum untersuchten monastischen Lebensform von Frauen in Süditalien deutlich. Dabei handelt es sich um Bußschwestern (*sorores novarum penitentium*) aus Akkon im Heiligen Land, die sich in den 1230er Jahren mit päpstlicher Unterstützung in Matera niederließen. Ein weiterer wichtiger Impuls für diesen Band liegt in den Erkenntnissen begründet, die durch archäologische Grabungen im Umfeld der früheren Konventskirche Santa Maria la Nova gewonnen wurden. Diese Ausgangssituation spiegelt sich in den fünf Aufsätzen wider, die von Historikern und Archäologen verfasst wurden. Francesco Panarelli zeichnet einleitend die Gründung und weitere Entwicklung des Frauenklosters Santa Maria la Nova nach. Nach einer kritischen Bewertung älterer Darstellungen der Klostergeschichte kann Panarelli die Schlüsselrolle des Erzbischofs von Acerenza bei der Klostergründung glaubhaft machen. Er initiierte die Entsendung der Bußschwestern von Akkon nach Matera, zu denen er durch seine mögliche Teilnahme am Kreuzzug Friedrichs II. ins Heilige Land in Kontakt getreten sein könnte. Diesen weiten Kontexten geht Cristina Andenna in ihrem grundlegenden Aufsatz nach und untersucht die Entwicklungsstufen von der ersten Gemeinschaft von Bußschwestern hin zu den *sorores ordinis sancte Marie de Valle Viridi*. Sie zeichnet nach, wie im Jahre 1231 Nonnen der Büsserinnengemeinschaft von Akkon nach Matera gesandt wurden. Dabei hebt sie die Förderung durch Erzbischof Andrea hervor sowie die 1237 ausgestellten päpstlichen Privilegien und Besitzrechte in Süditalien, Sizilien und Zypern zugunsten der Nonnengemeinschaft. Andenna richtet ferner ihren Blick auf die frühen Förderer, wobei sie die neuen religiösen Lebensformen von Frauen in der ersten Hälfte des 13. Jh. einbezieht, hier vor allem den Magdalenerinnenorden, und zeichnet den Institutionalisierungsprozess der Gemeinschaft in Matera vor dem stadt- und ordensgeschichtlichen Hintergrund nach. Dabei gelangt sie zu mehreren wichtigen Beobachtungen zur Bedeutung der Laien als Verwalter der Schwesterngemeinschaften, zu verschiedenen päpstlichen Privilegien und zur Seelsorge der Nonnen. Monica Granieri wertet das von ihr gehobene Güterverzeichnis des Klosters Santa Maria la Nova aus, in dem im Jahr 1596 die Besitzungen und Einkünfte der Gemeinschaft neu geordnet wurden. Nach einer textkritischen Annäherung werden städtische und ländliche Besitzrechte und Einkünfte vorgestellt sowie die Gütergeschäfte mit anderen Klöstern. Von dieser detaillierten Momentaufnahme

ausgehend vergleicht Granieri ferner die wirtschaftliche Lage des Klosters mit Phasen der Krise. Francesca Sogliani und Isabella Marchetta stellen die neuesten archäologischen Untersuchungsergebnisse vor, die 2007 im Umfeld der Kirche San Giovanni Battista in Matera gewonnen wurden, wo sich die Nonnengemeinschaft in den 1230er Jahren niederließ und wo die Kirche Santa Marie Nova errichtet wurde. Ausgewertet wird vor allem die Gräbersituation, die bis in die Mitte des 13. Jh. zurückverfolgt werden kann. Die Klostergründung beeinflusste auch die Entwicklung der Stadt, die vom Umfeld der Klosteranlage ausgehend expandierte, was auf vielfältige Schnittpunkte zwischen Stadt und Kloster weist. Abschließend untersucht Luisa Derosa die Architektur der Kirche Santa Maria la Nova in Matera, die nach der Verlegung der Nonnengemeinschaft in ein Gebäude der Innenstadt im Jahre 1480 und vor allem nach der Errichtung der Pfarrei San Giovanni Battista Ende des 17. Jh. verschiedene Funktionen besaß. In ihre Analyse bezieht Derosa auch die Ausstattungsgegenstände der Kirche mit ein, von denen hier besonders die Steinplastiken zu nennen sind. Der vorliegende Band ist nicht nur als ein sehr gelungenes und ertragreiches Zusammenwirken von Historikern und Archäologen zu würdigen, sondern bietet auch einen wichtigen Beitrag für die zukünftige Bewertung der Zusammenhänge zwischen den neuen religiösen Lebensformen von Frauen, der Rolle der Kurie und den Interessen und Absichten lokaler Förderer, was in der Forschung Berücksichtigung finden wird.

Jörg Voigt

Marco Leonardi, *L'età del Vespro siciliano nella storiografia tedesca (dal XIX secolo ai nostri giorni)*, Firenze (Olschki) 2011 (Biblioteca dell'Archivum romanicum. Serie 1, storia, letteratura, paleografia 383), X, 148 pp., ISBN 978-88-22-26083-3, € 22. – La monografia di Marco Leonardi si inserisce in un più ampio ritorno di interesse per il tema del Vespro, testimoniato, ad esempio, dalla recente pubblicazione, nelle collane dell'Istituto storico italiano per il medio evo, dell'edizione critica delle *Cronache volgari del Vespro* a cura di Marcello Barbato e dello studio introduttivo di Pietro Colletta all'edizione critica della *Cronica Sicilie* – anch'essa imminente, a cura dello stesso Colletta. Facendo proprie le categorie di analisi della storia della storiografia, della storia della cultura e della storia della ricezione, l'A. ripercorre i contributi della storiografia tedesca al periodo definito, nel titolo, come età del Vespro siciliano. I cinque capitoli che strutturano il volume sono infatti cinque quadri storiografici e bibliografici che, in un arco cronologico pari a due secoli, considerano cinque momenti della medievistica tedesca in relazione al tema. Ben oltre dunque l'accattivante provocatorietà del titolo – sempre appunto che di un'età del Vespro si possa parlare – l'indagine condotta dall'A. mostra lo

stretto legame tra *Geschichte der Geschichtsschreibung* e *Kulturgeschichte* in quella medievistica tedesca che si è occupata in senso lato della rivolta palermitana del 1282, legandola cioè via via non solo ad interessi diversi, ma anche a congiunture storiche differenti. Legame, questo, profondo e antico che nella ricostruzione storica della discesa in Italia di Corradino di Svevia e nell'istituzione, nei secoli successivi, di una linea di continuità tra l'estremo tentativo di restaurazione del dominio svevo nel Regno di Sicilia e lo sviluppo del *Deutschtum* – la peculiarità cioè di tutto ciò che è propriamente tedesco (*Deutschheit*) – ha travalicato i limiti del fatto storico per istituire una stretta connessione tra il passato svevo e la formazione della memoria storico-culturale della nazione tedesca (p. 6). Il senso di questa operazione culturale, tale da abbracciare forme di espressione artistica molto diverse tra loro, è tanto più evidente quanto più si considera sia come Corradino non fosse un personaggio *stricto sensu* tedesco (pp. 5–6, nota n. 19), sia l'ammirazione degli storici tedeschi dell'Ottocento per le grandi costruzioni imperiali realizzate nei secoli X–XIII (p. 11), sia ancora le controversie sull'importanza da attribuire all'azione politica degli imperatori medievali (*Sybel-Ficker Kontroverse*). Il secondo e il terzo capitolo, incentrati rispettivamente sulla figura di Heinrich Finke e la *Finke-Schule*, mettono ben in evidenza l'impegno volto al superamento dei contrasti di matrice confessionale presenti nel mondo accademico tedesco e il conseguente tentativo di una produzione scientifica scevra da pregiudizi e costruzioni ideologiche, basata su una rigorosa indagine documentaria e su presupposti euristici attualizzanti che, allo stesso tempo, davano impulso anche ad un processo di revisione della storia del bacino del Mediterraneo in epoca tardomedievale. A Karl Hampe e alla *Hampe-Schule* è dedicato il quarto capitolo. In particolare, lo storico di Heidelberg è individuato come il principale fautore del nuovo ruolo svolto dallo studio del passato medievale nella formazione dell'identità storica e culturale del nuovo stato nazionale tedesco (p. 65). Al *Bildungsbürgertum* era infatti rivolta l'attività storiografica con l'obiettivo dichiarato di portare a conoscenza delle proprie radici imperiali la società civile tedesca soprattutto con quelle opere dedicate all'epoca carolingia e alla *staufische Politik* nel Mezzogiorno italiano. Le mostre internazionali sugli *Hohenstaufen* del 1977, del 2008 e del 2010 e l'analisi dei significati da ciascuna di esse veicolati concludono il volume che, per quanto non percorra sempre il sentiero della critica storiografica, offre uno strumento di ricognizione esaustiva attorno ad alcuni momenti della cultura tedesca, configurandosi nell'insieme come un esempio di *Geistesgeschichte* della medievistica tedesca.

Rosanna Lamboglia

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Andreea Badea	Alexander Koller
Giulia Barone	Rosanna Lamboglia
Stefan Bauer	Marco Leonardi
Martin Baumeister	Ralf Lützel Schwab
Wolfram Benziger	Eric-Oliver Mader
Martin Bertram	Sven Mahmens
Guido Braun	Mario Marrocchi
Thomas Brechenmacher	Ricarda Matheus
Gabriele B. Clemens	Beate Mehlin
Tobias Daniels	Gerhard Müller
Marco Di Branco	Rafaella Pilo
Arnold Esch	Steffen Prauser
Francesco Filotico	Christine Radtki
Massimo Carlo Giannini	Andreas Rehberg
Silvano Giordano	Elisabeth Richenhagen
Dieter Girgensohn	Eugenio Riversi
Frank Godthardt	Sabine Rutar
Florian Hartmann	Christiane Schuchard
Irmtraut Heitmeier	Friedemann Scriba
Ingo Herklotz	Michael Seelig
Thomas Hofmann	Jens Späth
Tassilo Hornschild	Kai-Michael Sprenger
Hubert Houben	Michael Thöndl
Rudolf Hüls	Ugo Tucci (†)
Wolfgang Huschner	Klaus Unterburger
Uwe Israel	Jörg Voigt
Ursula Jaitner-Hahner	Stefanie Walther
Jochen Johrendt	Christoph Weber
Britta Kägler	Kordula Wolf
Lutz Klinkhammer	Hannelore Zug Tucci

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN
DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

- Acquaviva, G. 529
Aga Rossi, E. 552
Alavedra Bosch, J.
430
Albergoni, G. 433
Alberzoni, M. P. 425
Althoff, G. 468
Álvarez Fernández,
M. 430
Amari, M. 460
Andenna, C. 424, 426,
593
Angenendt, A. 468
Arslan, E. A. 424
Artifoni, E. 423
Aust, H. 468
- Ballini, P. L. 535
Barret, S. 425
Bartolini, D. 564
Bauer-Eberhardt, U.
436
Beaver, A. G. 492
Becker, A. 468
Becker, R. 510
Belco, V. C. 550
Berger, D. 463
Berrino, A. 417
Bertoldi Lenoci, L.
430
- Bianca, C. 481
Bianchi, A. 566
Biermann, V. 513
Bigaran, M. 535
Blaauw, S. de 431
Black, C. F. 429
Black, E. M. 562
Bolton, B. 473
Bonazza, N. 560
Bornstein, D. 428
Borrut, A. 462
Breitenstein, M. 425
Brincken, A.-D. von
den 426
Brockey, L. M. 492
- Cajani, L. 534
Calabi, D. 561
Calonaci, S. 566
Cameron, E. 491
Cammarosano, P.
424
Capperucci, V. 535
Caravale, G. 494
Carboni, L. 546
Cariboni, G. 474
Casagrande, G. 428
Cassese, M. 561
Castagnetti, A. 568
Castaldo, G. 546
- Cau, M. 535
Cavallo, G. 424
Cavicchioli, S. 524,
566
Cazzullo, 525
Cecchinelli, C. 428
Ceci, L. 543
Cernušák, T. 509
Cerny-Werner, R. 558
Chabbi, J. 462
Cherubini, P. 424
Chiesa, P. 424
Christensen, K. 474
Ciaralli, A. 568
Clarke, P. D. 473, 483
Clemens, G. B. 523
Coester, C. 524
Coleman, E. 473
Collins, D. J. 491
Colozza, R. 557
Constable, G. 425
Cools, H. 431
Corbellini, S. 429
Correr, C. 530
Cossar, R. 428
Covatta, L. 529
Cygler, F. 425
- D'Acunto, N. 426,
448

- D'Aiuto, F. 433
 Daniels, T. 486
 Dartmann, C. 422
 Dawson, P. 495
 De Gasperi, A. 535
 De Leonardis, M. 552
 Del Lungo, S. 462
 Dell'Omo, M. 451
 Derosa, L. 594
 Di Lenardo, I. 560
 Di Leone Leoni, A.
 570
 Di Palma, F. 527
 Dipper, C. 524
 Ditchfield, S. 490
 Doran, J. 473
 Duggan, A. J. 473

 Egger, C. 476
 Ernst, G. 502
 Eser, T. 561
 Esposito, An. 429
 Esposito, As. 548

 Fagel, R. 431
 Fait, F. 534
 Favilla, M. 562
 Felisini, D. 524
 Feniello, A. 460
 Fiesoli, G. 440
 Filippini, O. 520
 Finger, H. 421
 Firpo, L. 502
 Fonnesberg-
 Schmidt, I. 474
 Fontbonne, A. 430
 Formigoni, G. 535

 Framke, M. 541
 Francesconi, F. 430
 Frank, M. 562
 Frie, E. 525
 Fried, J. 467
 Frigo, D. 565
 Frioli, D. 424
 Fueter, E. 480
 Fugazza, M. 432
 Fumagalli, E. 565

 Gabrieli, F. 460
 Gardi, A. 574
 Garms-Cornides, E.
 505
 Gazzini, M. 428
 Gentile, C. 551
 Ghelfi, B. 565, 567
 Gielis, G. 431
 Gielis, M. 431
 Gießmann, U. 449
 Giuliani, M. 429
 Glatthaar, M. 459
 Gnann, A. 432
 Goetz, E. 447, 466
 Gottsmann, A. 535
 Grafton, A. 491
 Gramsch, R. 478
 Granieri, M. 593
 Graulich, M. 431
 Graziani Secchieri, L.
 570
 Gresser, G. 420
 Große, R. 421
 Gruten, M. 421
 Guasco, A. 543
 Guazzelli, G. A. 491

 Guia Marín, L. 589
 Guidarelli, G. 560

 Hack, A. T. 453
 Hageneder, O. 476
 Hahn, A. 425
 Hanska, J. 585
 Harris, J. 474
 Hartmann, W. 457
 Hasberg, W. 467
 Healy, P. 465
 Heckmann, M.-L. 421
 Heisig, I. 524
 Heitmann, K. 533
 Herbers, K. 424, 445,
 448
 Hirschfeld, M. 530
 Hoffmann, H. 436
 Hornung, C. 443
 Hotz, B. 447
 Houben, H. 489
 Howard, P. 429

 Ianziti, G. 480
 Israel, U. 425

 Jäggi, C. 425
 Jasper, D. 443, 464
 Jocteau, G. C. 524
 Johrendt, J. 449, 473

 Kägler, B. 519
 Kaufmann, T. 492
 King, M. 430
 Kluger, H. 421
 Koller, A. 498f.
 König, M. 523

- Krafft, O. 449
 Kreutzmann, M. 525
 Krieger, G. 479

 Labowsky, L. 481
 Lambertini, R. 425
 Laudage, J. 420
 Lawo, M. 464
 Le Bailly, M.-C. 431
 Le Gall, J.-M. 491
 Leiverkus, Y. 420
 Lennon, C. 430
 Leonardi, M. 594
 Levi Momigliano, L. 433
 Liermann, C. 433, 534
 Lini, V. 432
 Lo Bianco, G. 546
 Lohrmann, D. 445
 Lombardo, M. L. 584
 Lorenzini, S. 535
 Louthan, H. P. 490
 Lubich, G. 421
 Lückcrath, C. A. 468
 Luhmann, N. 425

 Madden, T. F. 473
 Magnarelli, P. 524
 Maldini Chiarito, D. 433
 Maleczek, W. 421, 449
 Malettke, K. 511
 Mantegna, C. 424
 Marchetta, I. 594

 Marcocci, G. 430
 Marino, A. 530
 Martin, A. J. 561
 Matheus, M. 486
 Matheus, R. 515
 McKitterick, R. 424
 Melville, G. 424
 Meriggi, M. 433, 523
 Merlin, P. 565
 Mesquida, J. O. 430
 Metcalfe, A. 461
 Meyer, S. 449
 Mierau, H. 447
 Millet, H. 449
 Molaioli, A. 529
 Monfasani, J. 481
 Mordek, H. 459
 Morselli, R. 566
 Müller, C. 533
 Müller, Ha. 447
 Müller, He. 449
 Murauer, R. 476

 Nallino, C. A. 460
 Nanetti, A. 562
 Nelson, J. 423
 Nencini, R. 529
 Nerbano, M. 428
 Nicolaj, G. 424

 Oates, R. 491
 Oepen, J. 468
 Oryshkevich, I. 492
 Ostermann, P. 533
 Osti Guerrazzi, A. 553

 Pagliaroli, S. 588
 Palma, M. 423
 Panarelli, F. 593
 Pape, M. 468
 Parmeggiani, R. 477
 Pastore, S. 427
 Petersohn, J. 472
 Pfeiffer, U. 444
 Picard, C. 462
 Piccinelli, R. 566
 Pichi, S. 561
 Piffer, T. 552
 Pirjevec, J. 534
 Pisetti, A. 534
 Pohl, W. 423
 Pokorny, R. 439
 Poncet, O. 504
 Priesching, N. 495
 Proia, G. 433
 Prospero, A. 427
 Prouteau, N. 462

 Quaranta, E. 562

 Radiciotti, P. 579
 Rainer, C. 505
 Rainer, J. 505
 Rehberg, A. 449
 Rehberg, K.-S. 533
 Relf, H. 524
 Reuter, M. 436
 Reves, C. 517
 RoCHAT, G. 553
 RoECK, B. 561
 Röhrkasten, J. 425
 RöRig, K. 432
 Rossi, E. 555

- Rossi, M. 428
 Roversi Monaco, F. 575
 Rugolo, R. 562
 RURALE, F. 566
 Ryan, S. 491
- Sá, I. dos Guimarães 430
 Salonen, K. 585
 Salvetti Firpo, L. 502
 Salvetti, M. 502
 Sanesi, G. 578
 Santing, C. 431
 Sanvito, P. 429
 Sapienza, V. 562
 Savigni, R. 429
 Scerrato, U. 460
 Scharff, T. 422
 Scheidgen, H.-J. 467
 Scherbaum, B. 513
 Schieffer, R. 420, 448
 Schmitz, G. 443
 Schmitz, M. 582
 Schönfuß, F. 524
 Scholz, S. 420
 Schulte, P. 423
 Schwedler, G. 449
 Selinger, R. 476
 Sénac, P. 462
 Serra, A. 429
 Signorelli, A. 524
 Signorotto, G. 565
 Simal Lopéz M. 566
 Smith, D. J. 474
- Sogliani, F. 594
 Somerville, R. 470
 Somigli, E. 440
 Sommerlechner, A. 476
 Sordini, B. 577
 Soria, M. 474
 Speer, A. 426
 Spenkuch, H. 524
 Sprenger, K.-M. 449
 Stein-Kecks, H. 426
 Stieldorf, A. 455
 Stierle, K. 418
 Stow, K. 430
- Taddei, I. 429
 Taverni, B. 535
 Taviani, C. 429
 Terpstra, N. 427
 Teter, M. 430
 Tolsty, D. 474
 Tonizzi, F. 562
 Touber, J. 432
 Trivellato, D. 562
 Turchi, L. 566
 Türck, V. 454
- Valk, H. de 431
 Vallerani, M. 424
 Van Liere, K. 490
 Vanderputten, S. 426
 Varanini, G. M. 564
 Vecchio, G. 535
 Vercesi, P. L. 433
 Verdi Webster, S. 430
- Verweij, M. 432
 Vian, P. 433
 Villarroel González, Ó. 449
 Vincent, N. 474
 Visentin, B. 591
 Vollmer, M. 468
 Vollrath, H. 421
 Vones, L. 421
 Vones-Liebenstein, U. 421
- Wallraff, M. 424
 Weber, C. F. 422
 Weigand, K. 425
 Weigel, H. 476
 Weinfurter, S. 420, 468
 Wentworth Rinne, K. 587
 Wetzstein, T. 468
 Wickham, C. 423
 Wirmer, D. 426
- Zadra, C. 534
 Zardin, D. 430
 Zechiel-Eckes, K. 443, 459
 Zingerle, E. 508
 Zoldan, C. 564
 Zorzi Pugliese, O. 429
 Zutshi, P. N. R. 449, 483
 Zwierlein, C. 522

HINWEISE

Die historische Fachzeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken“ (QFIAB) erscheint seit 1898 und wird vom Deutschen Historischen Institut in Rom herausgegeben. Die Artikel und Miszellen (mit Inhaltszusammenfassungen in deutscher oder italienischer und englischer Sprache) behandeln Themen zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und zur italienischen Geschichte vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte. QFIAB enthält weiter den Jahresbericht des Direktors und Berichte zu Tagungen des Instituts und schließt mit einem großen Rezensionsteil (Anzeigen und Besprechungen) mit folgenden Unterteilungen: Allgemeines; Festschriften, Aufsatzsammlungen, Kongreßakten; Historische Hilfswissenschaften; Rechtsgeschichte; Mittelalter; Frühe Neuzeit; 19. Jahrhundert; Zeitgeschichte; Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien).

Die Artikel und Besprechungen werden in der Regel auf Deutsch oder Italienisch publiziert. Manuskripte (Aufsätze und Miszellen) sind zu senden an die Redaktion der Quellen und Forschungen (PD Dr. Alexander Koller), Deutsches Historisches Institut, via Aurelia Antica 391, 00165 Rom, Italien (Tel. 0039 / 06 / 66049261; Telefax 0039 / 06 / 6623838; email: koller@dhi-roma.it). Alle dem Institut angebotenen Artikel werden einem externen Peer Review-Verfahren unterzogen. Für die Einrichtung der druckfertigen Fassung sind die redaktionellen „Hinweise“ zu berücksichtigen: www.dhi-roma.it/qfiab-norme.html.

Verfasser und Verleger geschichtswissenschaftlicher Veröffentlichungen (5.-20. Jahrhundert), die Themen der italienischen Geschichte oder der deutsch-italienischen Beziehungen behandeln, sind gebeten, Rezensionsexemplare für eine Kurzbesprechung oder für eine Anzeige in dieser Zeitschrift an die oben genannte Adresse zu senden.

AVVISO

La rivista storica “Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken” (QFIAB), a cura dell’Istituto Storico Germanico, viene pubblicata dal 1898. Gli articoli e le note critiche (con riassunti in italiano o tedesco e inglese) trattano argomenti relativi ai rapporti tra la Germania e l’Italia, e alla storia italiana, dal primo medioevo fino alla storia contemporanea. La rivista contiene inoltre il rapporto annuale del direttore e i resoconti relativi ai convegni organizzati dall’Istituto stesso; essa viene chiusa da una grande sezione di recensioni (“Anzeigen und Besprechungen”) che si articola in: Opere generali; Scritti in onore di, volumi collettanei, atti di convegni; Scienze storiche ausiliarie; Storia del diritto; Medioevo; Storia moderna; Ottocento; Storia contemporanea; Storia regionale dell’Italia (Italia settentrionale, centrale, meridionale). Gli articoli e le recensioni vengono di norma redatti in tedesco o in italiano.

Si possono mandare manoscritti (articoli, miscellanee) al seguente indirizzo: Redazione “Quellen und Forschungen” (PD Dr. Alexander Koller), Deutsches Historisches Institut, via Aurelia Antica 391, 00165 Roma (Tel. 06 / 66049261; Telefax 06 / 6623838; email: koller@dhi-roma.it). Per quanto riguarda la pubblicazione, deciderà il direttore dell’Istituto Storico Germanico dopo una procedura di peer review esterno degli articoli. Per la stesura definitiva dei testi bisogna prendere in considerazione le norme redazionali della rivista: www.dhi-roma.it/qfiab-norme.html.

I Signori Autori ed Editori di opere storiche italiane sono pregati di inviare all'indirizzo sopra indicato una copia delle loro opere per una breve recensione o una segnalazione in questo periodico. Tale domanda riguarda soltanto opere che trattino problemi dal sec. V al XX e che abbiano valore strettamente scientifico.

NOTICE

The history journal *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* (QFIAB) was founded in 1898 and is published by the German Historical Institute in Rome. The articles and notes (with summaries in German or Italian and English) deal with the relations between Germany and Italy and Italian history from the early Middle Ages to the contemporary period. QFIAB also contains the annual report of the director and reports on the Institute's conferences and includes a large review section (book announcements and reviews) divided into the following categories: general; festschrifts, essay collections, conference proceedings; auxiliary sciences of history; legal history; medieval; early modern; nineteenth century; contemporary history; Italian regional history (northern, central and southern Italy).

The articles and reviews are generally published in German or Italian. Manuscripts (articles and notes) must be submitted to the QFIAB editors: PD Dr. Alexander Koller, Deutsches Historisches Institut, via Aurelia Antica 391, 00165 Roma (Tel. 0039 / 06 / 66049261; Telefax 0039 / 06 / 6623838, email: koller@dhi-roma.it). All articles submitted to the Institute are peer-reviewed. Editorial guidelines are available on: www.dhi-roma.it/qfiab-norme.html.

Authors and publishers of historical works (5th to 20th century) addressing topics of Italian history or German-Italian relations are requested to send review copies to the editors for a brief review or announcement in this journal.